DD I.
1881

Hartmann = Plön

Roman-Feuilleton der „Karlsruher Nachrichten“.

Die verlorene Bibel.

Original-Roman

in 3 Bänden

von

Dr. Carl Hartmann-Plön.

Karlsruhe.
Verlag von Friedrich Gutsch
1887.



Erste

n einem großen,
Garnison rese
Restauration
den militäri
abendlich hie
pflegten, zeh
zurückgeblieb
um einen r
und Domino
die Uebrigen an einem kleinen viereckige
und zwar um baares Geld. Jeder von ih
eigenen drei Würfel; es wurde auf die ein
spielt, wer die meisten Augen warf, hatte den je
Einsatz, der von Viertelstunde zu Viertelstunde erhöht w
war, gewonnen.

„Ihr habt doch ein unverschämtes Glück, Thalheim," sagte, die Worte eigenthümlich betonend, der Dragonerlieutenant von Stolzenberg, ein hochgewachsener, männlich-schöner, junger Mann von zweiundzwanzig Jahren, wobei er aus seinen großen, grauen Augen einen seltsam scharfen Blick auf sein Gegenüber warf. „Acht Tage lang gewinnt Ihr unausgesetzt jeden Abend, heute aber muß der Teufel in Eure Würfel gefahren sein, Ihr braucht nur den Becher zu drehen, so liegen wenigstens zwei Sechsen auf dem Tisch, mitunter auch drei, ich habe eine solche Constanz der sechs schwarzen Augen noch nie erlebt. Weit mehr als eine Monatsgage ist bereits aus meiner Tasche in die Eure gewandert."

„Es ist wahr," bestätigte der Lieutenant Reinerts, der rechts vom Sprecher saß, „eine solche liebevolle Beharrlichkeit der Sechsen zu Gunsten eines Einzigen, während die Andern

stets nur höchstens zwei und drei Augen werfen, habe auch ich noch nicht gesehen."

Und der links von Herrn von Stolzenberg sitzende Lieutenant von Bülow fügte hinzu:

„Thalheim ist ein Neuling, wenigstens auf dem Gebiet, das wir bisweilen nach Mitternacht betreten, wo es sich um
inkendes Metall handelt, sonst rollten seine Würfel nur,
ein Anderer ihm den Schoppen Bier bezahlen sollte.
fänger hat immer Glück, mit wahrer Inbrunst drückt
Fortuna ihn an ihre Brust, aber sie ist ein treu-
, und nur zu bald werdet Ihr die Erfahrung
ß sie Euch den Rücken kehrt."

Glück ist mir selbst unheimlich", erwiderte der
eutenant Thalheim, ein junger, zwanzigjähriger
frischen, rothen Wangen und dunkelblauen Augen,
h einen, wie aus der Tiefe kommenden Blick in
Weise, aber vortheilhaft auszeichneten, „wirklich
! Ich hätte mich heute Abend auch nicht wieder an
ltisch gesetzt, wenn Ihr nicht, Stolzenberg, zu mir
es wäre für mich, der ich in der letzten Zeit stets
gewonnen, gewissermassen Ehrensache, Euch Gelegenheit zur Revanche zu geben."

„Nun ja," versetzte der Dragonerlieutenant, „unter Kameraden gilt doch nicht der Grundsatz, sich gegenseitig bis auf die Haut auszuziehen, sondern der Gewinnende muß sich verpflichtet fühlen, Revanche zu geben."

„Darum habe ich ja auch mich heute nicht geweigert."

„Na, nehmt mir nicht übel, Thalheim, Ihr spielt doch gern, und es hatte ganz den Anschein, als wenn Ihr den Würfelbecher gar nicht früh genug in die Hand bekommen konntet!"

„O nein, da täuscht Ihr Euch!"

„Es ist ja auch begreiflich, wenn man so im Glück sitzt. Aber das ist mir eine nette Revanche! Anstatt daß wir das Verlorene wieder gewinnen, macht Ihr uns heute Abend vollends bankerott! Was meint Ihr, Kameraden," wandte er sich an die rechts und links von ihm sitzenden Mitspieler, „wenn wir den Versuch machten, ihm den treulosen Mammon wieder abzuluchsen und das Spiel forcirten? Sei es darum, aut, aut! Ich gehe entweder mit leeren Taschen heim, oder ich will

wenigstens einen Theil des Verlustes mit nach Hause nehmen. Wir setzen diesmal Jeder zehn Thaler in den pot, seid Ihr einverstanden?"

Reinerts und von Bülow erklärten sich hierzu bereit.

„Und Ihr, Thalheim?" fragte Stolzenberg.

„Ich muß wohl," erwiderte der Gefragte, „da ich allein der Gewinnende bin, obgleich ich principiell gegen ein so hohes Spiel bin, das sich wohl reiche Leute erlauben dürfen, das aber mit unserer monatlichen Gage nicht im Einklange steht."

„Gute Lehren und Moralpredigten," sagte Stolzenberg mit etwas scharfer Stimme, „könntet Ihr Euch in diesem Augenblick ersparen, Thalheim!"

„Mein Gott, ich wollte Euch ja nicht beleidigen!"

„Schon gut! Setzen wir!"

Jeder der Spieler zählte zehn Thaler ab, die er in einen kleinen, von Stolzenberg herumgereichten Kasten gleiten ließ, der, als Alle eingezahlt hatten, auf einen kleinen Seitentisch gestellt wurde. Reinerts warf zuerst.

„Verdammt!" rief er aus. „Vier, drei, zwei, macht neun; da weiß ich schon im Voraus, daß ich abgethan bin."

Nun folgte Herr von Stolzenberg, der langsam die Würfel aus dem Becher herausrollen ließ.

„Sapristi!" rief er triumphirend aus. „Sechszehn Augen, sechs, sechs und vier, das ist, so lange wir heute knobeln, der erste anständige Wurf. Es hilft wirklich mitunter, wenn man das Spiel forcirt, und nun wollen wir einmal sehen, Thalheim, ob Ihr auch diesmal mich übertrumpft!"

„Erst einmal abwarten, Stolzenberg," sagte Herr von Bülow, „ob ich nicht mehr werfe!"

„Blonder Krieger, das möchte ich Euch nicht rathen," erwiderte der Dragonerlieutenant.

„Ach, Du lieber Gott!" kam es aus „des blonden Kriegers" Munde, nachdem er geworfen, in kläglichem Tone hervor. „Drei Mal eins! Dabei hört denn doch die Gemüthlichkeit auf!"

Nun kam Thalheim an die Reihe. Er streckte die Hand aus und ließ die Würfel aus beträchtlicher Höhe auf den Tisch rollen, daß sie fast über den Rand desselben zur Erde gefallen wären, doch stießen sie nirgends an, der Wurf galt, es waren siebenzehn Augen.

„Nein!“ rief Herr von Stolzenberg mit scheinbar verhaltener Wuth, „das ist zum Rasendwerden! Wieder die beiden verwünschten Sechsen, die Euch den ganzen Abend nicht verlassen haben, und eine fünf dazu!“

„Mir ist das selbst ein Räthsel,“ sagte Thalheim, „aber ich kann doch nicht dafür!“

Stolzenberg ergriff den Kasten und schüttete den Inhalt auf dem Tisch aus, daß die Thaler sprangen und klirrten.

„Oho!“ rief einer der Dominospieler vom andern Tisch herüber. „Bei Euch geht es ja hoch her, der glückliche Gewinner wird sich hoffentlich nicht lumpen lassen und morgen ein Champagnerfrühstück zum Besten geben.“

„Ich mache nicht mehr mit!“ sagte Herr von Bülow, „es nützt ja Alles nichts, diese zehn Thaler ärgern mich schon, verliere ich noch mehr, müßte ich abermals einen Pump anlegen, und wer soll es schließlich bezahlen?“

„Eure Tante natürlich,“ erwiderte Reinerts, „aber Ihr habt Recht, Blonder, es nützt Alles nichts, gegen Thalheims Glück kämpfen heute selbst die Götter vergebens, ich spiele auch nicht mehr, laßt uns aufhören!“

„Nein!“ rief Felix von Stolzenberg mit entschiedener Stimme, „ich höre nicht eher auf, bis ich wenigstens einmal gewonnen.“

„Nehmt das Geld zurück,“ sagte Thalheim, „es ist mir nicht angenehm, Euch solche Summen abzugewinnen.“

„Das sind Redensarten, Thalheim,“ entgegnete Stolzenberg, „an die ich nicht glaube, weil ich selbst einen noch so hohen Gewinn mit Gemüthsruhe in die Tasche stecken würde, sobald er mir in einem ehrlichen Spiel zugefallen, und überdies, von einem Kameraden nehme ich niemals ein Geldgeschenk an.“

„Ich wollte mich nur damit von Euch loskaufen, denn ich bin müde und abgespannt und möchte nach Hause gehen.“

„Noch kommt Ihr nicht fort, Thalheim, und wenn Reinerts und Bülow die Flinte ins Korn werfen, so spiele ich allein — aber ich habe nichts mehr, und zahle, wenn ich verliere, am ersten des nächsten Monats auf Ehrenwort.“

„Wohlan denn,“ erwiderte Thalheim resignirt, „und möge Euch dies Mal das Glück günstig sein, ich wünsche es Euch von Herzen!“

„Ich beleidige Euch wohl nicht, Thalheim, wenn ich an einen solchen Herzenswunsch absolut nicht glaube."

„Das haltet, wie Ihr wollt! Wenn es Euch recht ist, werfe ich diesmal zuerst."

„Einverstanden!"

Reinerts hatte die vierzig Thaler in zwei Rollen auf einander gelegt und diese an den übrigen Gewinn Thalheims geschoben. Der Tisch war wieder frei, und wie das letzte Mal, so ließ der im Glück Sitzende die Würfel aus einer ziemlichen Höhe herabfallen. Zwei derselben lagen und



Eine fürchterliche Entdeckung — dieser Würfel ist falsch!

zeigten abermals die ominöse Sechs, der dritte aber rollte über die Tischecke hinüber zu Boden.

„Das gilt nicht, Sie müssen noch ein Mal werfen," sagte Stolzenberg und bückte sich, um den Würfel aufzuheben.

„Wo hat der Sakramenter sich verkrochen," hörte man seine Stimme unter dem Tisch, und erst nach mehreren Sekunden erhob er sich wieder. Aber die Blicke starr auf den in der Hand haltenden Würfel gerichtet, zeigte sein Gesicht den Ausdruck des Entsetzens und mit lauter Stimme rief er:

„Ha, was ist das?"

„Was haben Sie? Was giebt es?“ hörte man verschiedene Rufe.

„Was es giebt?“ erwiderte Stolzenberg, wie nach Athem ringend. „Eine fürchterliche Entdeckung! Alle meine Nerven zittern, — dieser Würfel ist falsch!“

„Falsch?“ ertönte es aus Aller Munde, und zu gleicher Zeit erhoben sich sämmtliche Offiziere, auch die am andern Tische sitzenden Dominospieler. Nur Thalheim blieb sitzen.

„Falsch!“ fuhr Stolzenberg fort. „Seht her, es hat sich eine Platte gelöst, der Würfel ist hohl, da drinnen befindet sich ein Mechanismus.“

Er reichte den Würfel den Nähertretenden hin, der jetzt von einer Hand in die andere wanderte, wobei eigenthümliche Blicke auf Thalheim fielen und Ausrufe laut wurden wie: „Unglaublich! Es ist nicht möglich! Es ist gar nicht zu denken!“

Stolzenberg hatte unterdeß auch die beiden anderen Würfel ergriffen, betrachtete sie von allen Seiten, zog ein kleines Messer aus der Tasche und löste ebenfalls eine kleine Platte.

„Auch diese,“ sagte er, „die fast den ganzen Abend sich in der uns verderblich gewordenen Sechs producirt, enthalten denselben Mechanismus, kein Wunder daher, daß wir bis auf den letzten Groschen ausgesogen wurden,“ und mit dumpfer Stimme fügte er hinzu:

„Thalheim, Ihr seid ein Fälscher!

Der junge Mann, dem man diese grauenhafte Beschuldigung ins Gesicht schleuderte, war leichenblaß geworden, sein ganzer Körper erbebte, so daß er nicht die Kraft gewann, sich zu erheben, er wollte versuchen zu sprechen, aber er brachte keinen Laut hervor. Endlich fand er die Sprache wieder und mit zitternden Lippen sagte er:

„Kameraden, Ihr könnt im Ernste nicht annehmen, daß ich mit Bewußtsein diese falschen Würfel benutzt habe. Ich habe keine Ahnung, auf welche Weise sie in meinen Besitz gelangt sind, das weiß nur Gott allein. Schon als wir uns zum Spiel niedersetzten und ich sie aus meiner Tasche hervorholte, schien es mir, daß sie von hellerer Farbe seien, als diejenigen, die ich bisher beim Spielen gebraucht hatte, aber ich achtete nicht weiter darauf und arglos begann ich damit, mich selbst über die unerhörte Thatsache wundernd, daß sie

fast jedes Mal zu meinen Gunsten fielen. Kameraden, ich schwöre Euch bei meiner Ehre —"

„Häuft auf Eure Schuld nicht noch einen Meineid," fiel ihm Stolzerberg in's Wort. „Habt Ihr wirklich die Stirn, noch zu leugnen, angesichts der Thatsache, daß Ihr auch schon in der letzten Zeit unausgesetzt gewonnen und angesichts dieses Haufen Geldes, den Ihr Euch heute durch Euer falsches Spiel erlistet habt?"

„O mein Gott!" rief Thalheim händeringend aus, „wie soll ich Euch beweisen, daß ich unschuldig bin?"

„Ihr seid überführt!" fuhr der Dragonerlieutenant mit harter Simme fort, „und Ihr müßt uns sammt und sonders für complette Schwachköpfe halten, wenn Ihr wähnt, wir könnten diesem gravirenden corpus delicti gegenüber den üblichen Entschuldigungen eines entlarvten Betrügers Glauben schenken!"

„Ueberführt! Entsetzlich! Welcher Schimpf für das ganze Offiziercorps!" erscholl es von verschiedenen Seiten.

„Herr von Bolten," wandte sich Stolzenberg an einen der Dominospieler, „Ihr seid der Aelteste von uns, ich bitte Euch, dieses Geld dort, das uns ungerechter Weise abgeschwindelt wurde, in Empfang zu nehmen und dem Ehrengericht zu übergeben, das nur allein darüber zu entscheiden hat, was damit geschehen soll."

„Ich bin dazu bereit," erwiderte Herr von Bolten. „Doch noch Eins," fuhr er fort. „Ein Glück ist es, daß weder der Wirth noch ein Kellner in diesem Augenblick hier anwesend sind. Es muß uns Allen daran liegen, daß von diesem Vorfall, der den ganzen Offizierstand mit Schande bewirft, kein Laut an die Oeffentlichkeit dringt. Ich fordere von Euch das Ehrenwort, daß Ihr jedem Menschen, selbst sämmtlichen Kameraden gegenüber, die nicht Zeugen dieses Skandals waren, absolutes Schweigen beobachtet, bis das Ehrengericht gesprochen hat."

„Wir geben unser Ehrenwort," vernahm man als einstimmige Antwort auf diese Aufforderung.

Thalheim fühlte sich einer Ohnmacht nahe, er vermochte nicht mehr klar zu denken, wohl hörte er noch Worte, aber er verstand nicht ihren Sinn. Ein Nebel hatte sich vor seine Augen gelegt, und durch diesen Nebel hindurch sah er, wie Herr von Bolten seinen unglückseligen Gewinn zusammen-

strich und an sich nahm und wie hierauf die Kameraden die Säbel umschnallten und ohne ein ferneres Wort das Local verließen.

Nun war er allein, ganz allein in dem stillen Raume. Jetzt erst konnte er wieder seine Gedanken sammeln. Was war geschehen? Hatte er geträumt oder war es grauenvolle Wirklichkeit, was er soeben erlebt? Es war Wirklichkeit! Ein Frost durchschüttelte ihn, langsam erhob er sich, schritt nach der Wand, wo sein Säbel und seine Dienstmütze hingen, bedeckte mechanisch mit Letzterer das Haupt, schnallte ersteren um die Hüften und wankte aus der Thür über den erleuchteten Flur bis auf die Straße.

Ein kühler Wind und ein feiner Regen berührten erfrischend das heiße Gesicht. Planlos wanderte er auf dem Trottoir der nur schmalen, menschenleeren, schwach beleuchteten Gasse dahin. Wie nach einem schwerem Schlag auf den Kopf lag es ihm dumpf im Gehirn; indessen die kalte Nachtluft wirkte bald belebend auf die erschütterten Nerven, allmählich wurde der wankende Schritt fester, der schlanke, kaum zur vollen Reife entwickelte Körper richtete sich aus seiner Erschlaffung wieder auf, der schmerzhafte Druck über den Augen ward geringer, und damit stellte sich die Fähigkeit ein, das Erlebte folgerichtiger als bisher zu überdenken.

Durch mehrere Straßen ging er, über eine Brücke, einen freien Platz, und stand plötzlich vor der Thür seiner Wohnung. Wie er hierher gekommen, wußte er selbst nicht, mit keinem Gedanken hatte er an den Weg, den er nehmen müsse, gedacht; nirgends war er sich dessen bewußt geworden, wo er sich befand, und nur die Gewohnheit hatte ihn instinctmäßig richtig geführt.

Das Haus, in dem er zwei parterre gelegene Zimmer bewohnte, lag in der Nähe des Flusses, der die Stadt in zwei Hälften theilte. Er holte seinen Hausschlüssel hervor und schloß die Thür auf. Nachdem er das erste der beiden Zimmer betreten, erhob sich schlaftrunken von einem Lehnstuhl sein Bursche.

„Bist Du noch wach, Friedrich?" fragte Thalheim.

„Der Herr Lieutenant hatten mir nicht gesagt, daß ich Sie nicht zu erwarten brauche," erwiderte der Bursche.

„Es ist spät geworden, gegen meinen Willen, geh' nur ins Bett, ich bedarf Deiner nicht mehr!"

„Sehr wohl.“

Friedrich zündete eine Petroleumlampe an und entfernte sich. Thalheim warf Säbel und Mütze auf einen Tisch und ließ sich darauf erschöpft in der Ecke eines bequemen Sophas nieder. Die hohen Wogen der furchtbaren Erregung begannen sich ein wenig zu ebnen. Jetzt erst war er im Stande, das, was ihm widerfahren, mit der hinreichenden Ruhe sich noch einmal vor Augen zu führen und den Versuch zu machen, in diesem räthselhaften Dunkel einen schwachen Schimmer der Erklärung zu entdecken.

Wie war es möglich, daß seine Würfel, die seit vielen Wochen in den Taschen seiner Beinkleider ihren bleibenden Platz gehabt, mit den falschen vertauscht werden konnten, ohne daß er es gemerkt hatte? Und auf welche Weise und wann war dies geschehen? Denn daß er diejenigen, welche mit dem ihm unbekannten Geheimniß ihm vor einer Stunde so verhängnißvoll geworden waren, nicht von Anfang an gehabt, war feststehend. Seine eigenen hatte er vor reichlich einem Vierteljahr in einem gewöhnlichen Laden für eine geringe Summe selbst gekauft und an Niemanden, auch nicht für eine kurze Zeit, verliehen. Sie waren auch etwas dunkler gefärbt gewesen als die falschen, das wußte er jetzt nur zu gewiß. Warum nur hatte er beim Beginn des Spiels auf diese Farbenverschiedenheit, die ihm doch sogleich aufgefallen war, kein Gewicht gelegt? Diese Nachlässigkeit trug ganz allein die Schuld an seinem Unglück! Noch am Abend vorher hatte er ohne Frage mit seinen eigenen Würfeln gespielt. War er auch schließlich mit einem ansehnlichen Gewinn nach Hause gegangen, so hatte vorher das Spiel doch die gewöhnliche Physiognomie gehabt, bald hatte der Eine, bald der Andere die höchste Zahl geworfen, heute Abend aber waren seine Würfel von der ersten Minute an nur mit vier, fünf und sechs Augen und nicht ein einziges Mal darunter gefallen. Die Verwechselung mußte also in den letzten vierundzwanzig Stunden geschehen sein! Aber wer hatte sie vollführt, er selbst? Das war gänzlich ausgeschlossen, so mußte es ein Anderer gethan haben, und hatte dieser es absichtlich oder unabsichtlich gethan? Daß diese Würfel früher im Besitz eines Kameraden gewesen sein sollten, war nach seiner Meinung ebenso sicher ausgeschlossen. Sein Diener, der Morgens seine Kleider rei-

nigte, konnte die Verwechselung auch nicht ausgeführt haben, denn seitdem er einmal einen untreuen Burschen gehabt, verschloß er Alles, was er in den Taschen hatte, in seinem Schreibtisch und legte den Schlüssel unter sein Kopfkissen, das hatte er am Abend vorher ebenso gemacht.

Indessen alles Denken, alles Grübeln war umsonst, auf keine der vielen Fragen fand er auch nur eine einzige Antwort, die eine Spur von Wahrscheinlichkeit enthielt.



Indessen alles Denken, alles Grübeln war umsonst.

Für einen Augenblick, aber auch nur für die Dauer weniger Sekunden kam ihm ein anderer Gedanke:

Seit einiger Zeit gastirte in dieser Stadt die anerkannt berühmteste und gefeierteste Sängerin Deutschlands, Fräulein Elfriede Bach. Dieselbe logirte nicht in einem Hôtel, sondern wohnte bei einem Kunstmäcen, dem Baron von Bleiken, der die Künstlerin eingeladen hatte, für die Dauer ihres Gastspiels in seinem Hause Aufenthalt zu nehmen. Thal-

heim, der mit dem einzigen, bei Erstürmung der Düppeler Schanzen gefallenen Sohne des Barons zusammen auf der Kadettenanstalt gewesen und mit ihm innig befreundet war, verkehrte fast täglich in dem Bleiken'schen Hause und wurde von dem Baron, sowie von dessen Gemahlin gleich hoch geschätzt. Hier sah er die schöne Sängerin häufig und zum ersten Mal in seinem Leben fühlte er für ein weibliches Wesen mehr als sonst.

An den Abenden, an welchen die Künstlerin in der Oper nichts zu thun hatte, war im Hause des Barons meistens große Gesellschaft, wozu immer viele Offiziere, unter diesen auch Stolzenberg, geladen wurden. Bald gewahrte Thalheim mit tiefem Schmerz, daß Elfriede Bach ihm wohl eine liebenswürdige Freundlichkeit bewies, aber offenbar in weit höherem Grade für den bildschönen Dragonerlieutenant von Stolzenberg sich interessirte, der kein Hehl daraus machte, daß er in die Sängerin bis zum Rasendwerden verliebt sei.

War es denkbar, daß er auf die kleinen Auszeichnungen, deren Thalheim sich von Seiten der Sängerin rühmen konnte, eifersüchtig war, und hatte die Eifersucht ihn getrieben, sich des Kameraden zu entledigen, um freies Feld zu bekommen? Doch nein, so wie er nur diesen Gedanken gefaßt hatte, so verwarf er ihn auch schon wieder. Mochte Stolzenberg wegen seines hochfahrenden, schroffen Wesens bei seinen Mitoffizieren nicht gerade beliebt sein, aber eine Niedrigkeit traute ihm Niemand zu, noch viel weniger einen so abgefeimten Schurkenstreich. Eine solche That zu begehen, war einfach unmöglich, er kam auch garnicht zum zweiten Mal auf diesen Gedanken zurück.

Länger als eine Stunde hatte er in seiner Sophaecke gesessen. Je mehr er über den Vorfall nachdachte, desto wahrscheinlicher schien es ihm, daß das Ehrengericht seinen Worten Glauben schenken und ihn von dem Verdacht des beabsichtigten Betruges freisprechen würde. Er mißtraute keinem Menschen, er dachte von Keinem schlecht, am wenigsten von seinen Kameraden, und so meinte er, könne man auch von ihm nichts Schlechtes denken.

Nachdem er durch diese sanguinische Annahme sich einigermaßen beruhigt hatte, entkleidete er sich und bestieg sein

Lager. Aber den erhofften Schlaf fand er trotzdem nicht, er kam immer wieder mit seinen Gedanken auf das Räthsel der Würfelverwechselung zurück, und als er endlich, nachdem die Sonne schon geraume Zeit durch die Fenster geschienen, zu der Ueberzeugung gelangt war, daß der Versuch zum Einschlafen ihm doch nicht mehr gelingen würde, verließ er das Bett und kleidete sich an.

Sein Bursche, der um acht Uhr in's Zimmer trat, wunderte sich nicht wenig, daß sein Herr an einem Sonntag Morgen, wo er gewöhnlich bis in den hellen Vormittag hinein zu schlafen pflegte und erst um zwölf Uhr zum Apell anzutreten brauchte, so früh schon auf den Beinen war. Rasch besorgte er das Frühstück, von dem Thalheim aber nichts genießen konnte, als eine Tasse Kaffee.

Um zehn Uhr klopfte es an die Thür. Nachdem der Lieutenant ahnungsvoll „Herein" gerufen hatte, erschien ein diensthuender Unteroffizier, der ihm ein versiegeltes Schreiben überreichte. Letzteres enthielt die Aufforderung, um zwölf Uhr in der Artilleriekaserne vor dem Ehrengericht zu erscheinen.

Das Herz klopfte ihm doch, als er dies las und ebenfalls, als er sich eine Viertelstunde vor der gesetzten Frist in seiner besten Uniform auf den Weg machte.

Je mehr er sich der Artillerie-Kaserne näherte, desto mehr belebte sich sein Muth, desto zuversichtlicher nahm er an, daß man seinen Versicherungen Glauben schenken würde. Als er die Kaserne erreicht und mit dem Glockenschlage zwölf in den Saal berufen wurde, wo das Ehrengericht versammelt war, trat er fest und sicher über die Schwelle.

Das Ehrengericht bestand aus zwölf, aus verschiedenen Truppentheilen gewählten Offizieren und einem Präsidenten, dem Obristen Tramm, einem Onkel des Herrn von Stolzenberg. Sein finsteres, kaltes Gesicht mit den eisernen Zügen eignete ihn besonders dazu, und wen er beim Verhör mit seinen durchbohrenden Augen anschaute, der wagte weder einen Widerspruch, noch viel weniger zu leugnen. Heute fiel Allen auf, wie bleich sein Antlitz, und als Thalheim in den Saal trat, da flüsterten unhörbar seine Lippen den Namen: „Lucius Junius Brutus," und ebenso leise fügte er hinzu: „Gott, gieb mir Kraft, daß ich gerecht richte."

Der Präsident hatte in der Mitte eines am Ende des

Saals stehenden langen Tisches seinen Platz, zu beiden Seiten von ihm saßen je sechs der Ehrenrichter. An der Längsseite des Gemachs hatten sich die neun Officiere, die als Kläger hier anwesend waren, aufgestellt, der Beklagte stand in der Mitte des Saales.

Mit markiger, kräftiger Stimme, aber in abgebrochenen Sätzen, wie es seine Gewohnheit war, sagte der Obrist Tramm: „Sie, Herr Lieutenant Thalheim, sind gestern Abend



Gott, gieb mir Kraft, daß ich gerecht richte!

in flagranti ertappt, mit falschen Würfeln gespielt zu haben, was haben Sie hierauf zu erwidern?"

Anfangs mit etwas zitternder, befangener, nach und nach aber mit immer festerer Stimme erklärte Thalheim, daß er nicht wisse, wie er in den Besitz der Würfel gekommen, daß er den geheimen Mechanismus derselben nicht gekannt und daß er unschuldig sei. Er habe das feste Vertrauen, daß ihn Niemand eines solchen Verbrechens für fähig halte und hoffe auf ein mildes Urtheil der Richter.

Als er schwieg, fragte nur noch der Präsident, ob er dem weiter nichts hinzuzufügen habe, worauf die Kläger und

der Beklagte gebeten wurden, sich zurückzuziehen. Erstere entfernten sich durch eine Seitenthür, Letzterer ging in das Wartezimmer zurück.

Nach zehn Minuten schon wurden Alle zurückbeordert.

Der Präsident und sämmtliche zwölf Richter erhoben sich von ihren Sitzen und Ersterer sagte, ohne daß seine Stimme im Geringsten von Mitgefühl gezittert hätte:

„Das Ehrengericht hält Ihre Schuld für bewiesen und ist der Ansicht, daß Sie hiernach nicht mehr würdig sind, dem Offiziersstande anzugehören. Es hat das einstimmige Urtheil gefällt, daß Sie als ehrlos aus demselben auszuschließen seien. Das Resultat der heutigen Ehrengerichtssitzung wird Sr. Majestät unterbreitet werden.“

Ein kurzer Aufschrei entfuhr Thalheims Brust, sein Körper knickte zusammen, Leichenblässe bedeckte sein Gesicht, und er wäre zu Boden gesunken, wenn nicht zwei seiner Ankläger herbeigesprungen wären, die ihn unter den Arm nahmen und hinausführten, wo sie einer Ordonnanz den Auftrag gaben, eine Droschke zu besorgen.

Nachdem die beiden Offiziere, die dem Unglücklichen Beistand geleistet, in den Saal zurückgekehrt waren, fand zwischen den Ehrengerichtsmitgliedern und den neun Klägern noch eine kurze Konferenz statt, worauf der Obrist Tramm sich entfernte, aber es hätte nicht viel gefehlt, so wäre auch er auf dem Flur zusammengebrochen, und nur mit äußerster Willenskraft gelang es ihm, ohne zu wanken, in seine Wohnung zurückzukehren.

Kaum eine Stunde war vergangen, seitdem Thalheim das Haus verlassen, und wiederum saß er in seiner Sophaecke, matt, kraftlos, zum Tode in seinem Innern zerrissen und verwundet. Wie lange er so dagesessen, apathisch, fast ohne zu denken, wußte er selbst nicht. Er hatte die Augen geschlossen und erst nach langer Zeit stellten sich wieder logische Gedanken ein, die von nun an immer mehr sich häuften, anfangs noch regellos durcheinander fuhren, bis schließlich aus diesem Gewirr ein einziger bestimmter Gedanke sich in den Vordergrund schob und eine klare, umgrenzte Gestalt annahm.

Das Gesicht röthete sich wieder, ein Entschluß war gefaßt, Thalheim stand mit einer raschen Bewegung auf und schritt zu seinem Kleiderschrank, aus dessen Tiefe er einen

Kasten hervorholte, in welchem sich ein sechsläufiger Revolver befand. Der Revolver war nicht geladen, aber der Kasten enthielt außer Letzterem eine Anzahl Patronen.

Ohne zu zittern lud er das tödtliche Geschoß, legte dasselbe auf den Tisch und setzte sich an seinen Schreibtisch, wo er auf einen Briefbogen folgende Worte schrieb:

„Das Ehrengericht hat mich heute für ehrlos erklärt, aber ein Mann von Ehre, der ich immer noch bin, kann mit einem Schandfleck, auch wenn er ihm unverdient angeheftet ist, nicht weiter leben, daher werfe ich ein Leben von mir, das keinen Werth mehr für mich hat. Angesichts des nahen Todes, angesichts der Ueberzeugung, daß ich schon in der nächsten Stunde vor einem höheren Richter stehen werde, der mir nimmermehr eine letzte Lüge verzeihen würde, schwöre ich, daß ich an dem Verbrechen, dessen man mich geziehen, unschuldig bin. Ich verzeihe meinen Richtern, die mich verurtheilt haben, weil ich einsehe, daß sie nicht anders urtheilen konnten, da es mir nicht möglich war, einen Beweis meiner Unschuld zu erbringen. Möge Gott mir die That vergeben, die meine Ehre von mir fordert, und mögen meine ehemaligen Kameraden, die ich nie wissentlich verletzt und hintergangen, mir ein freundliches Andenken bewahren. Franz Thalheim."

Dieses Papier heftete er mit einer Stecknadel an das Bücherbord, welches sich über seinem Schreibtisch befand, damit dasselbe den später Eintretenden sogleich in die Augen fallen möge.

Hierauf trat er an den Tisch und ergriff den Revolver.

In diesem Augenblick klopfte es laut an die Thür.

Erschrocken legte er die Waffe wieder auf den Tisch und bedeckte sie mit einem Taschentuch, das er rasch hervorgezogen hatte. Erst, nachdem zum zweiten Male geklopft wurde, rief er Herein.

Die Thür öffnete sich und über die Schwelle trat ein Mann von etwa sechszig Jahren. Derselbe trug die grüne Uniform der Zollbeamten, und nachdem er die Thür geschlossen, warf er einen bekümmerten Blick auf den vor ihm stehenden jungen Mann und schien vor innerer Erregung keinen Laut von sich geben zu können. Es war Thalheims Vormund, bei dem er bis zum Eintritt in die Kadettenanstalt aufgewachsen und erzogen war.

„Du bist es, Onkel?“ sagte Franz.

Der alte Mann schien sich erst fassen zu müssen, ehe er eine Antwort finden konnte. Erst nach mehreren Sekunden erwiderte er:

„Ja, ich bin es, und wundere mich nur, daß ich nicht einen Zerknirschten und Reumüthigen antreffe, sondern daß ich in Deinem Gesicht einen Ausdruck —“

„So weißt Du es schon, Onkel? O, dann weiß es ja schon die ganze Welt!“

„Ich weiß Alles, und mein Weg zu Dir hat den Grund, daß die ganze Welt es nicht erfahre.“

„Wie soll ich das verstehen?“

Der Vormund antwortete nicht sogleich, sondern schlug die Hände zusammen und rief mit schmerzlicher Stimme:

„Franz, wie konntest Du Dich so vergessen Haben meine Frau und ich Dich nicht in der Religion erzogen? Hast Du in unserem Hause ein solches Beispiel vor Augen gehabt? Habe ich Dich nicht gelehrt, was Ehre und Sitte sei? Haben sie denn in der Kadettenanstalt Dein ursprünglich gutes und reines Herz vergiftet? Von mir hast Du es nicht gelernt, auf unrechtmäßige Weise sich etwas anzueignen, ich wasche meine Hände in Unschuld!“

„So glaubst auch Du daran, Onkel?“

„Muß ich nicht?“

„Ja, Du mußt es, wie es Alle, Alle müssen! Aber von Dir, Onkel, kann ich fordern daß Du mir Glauben schenkst. Wie auch der Schein gegen mich spricht, ich bin dennoch unschuldig! Wenn ich es Dir heilig versichere, glaubst Du es auch dann nicht?“

„Ich glaube an Gott, einen andern Glauben habe ich nicht.“

„O, das ist hart!“

Nach einer Pause sagte der Vormund:

„Ich möchte Dich fragen, was Du zunächst zu thun gedenkst, da Du hier doch nicht bleiben kannst.“

„Was ich zu thun gedenke? Kannst Du noch fragen, Onkel?“

In diesem Augenblicke fielen die Augen des Vormunds auf das Taschentuch, das die Form des darunter liegenden Revolvers nicht undeutlich verrieth. Der alte Mann trat innerlich erschrocken an den Tisch, warf das Tuch zurück, und die Waffe ergreifend, sagte er:

„Das also wolltest Du thun?"

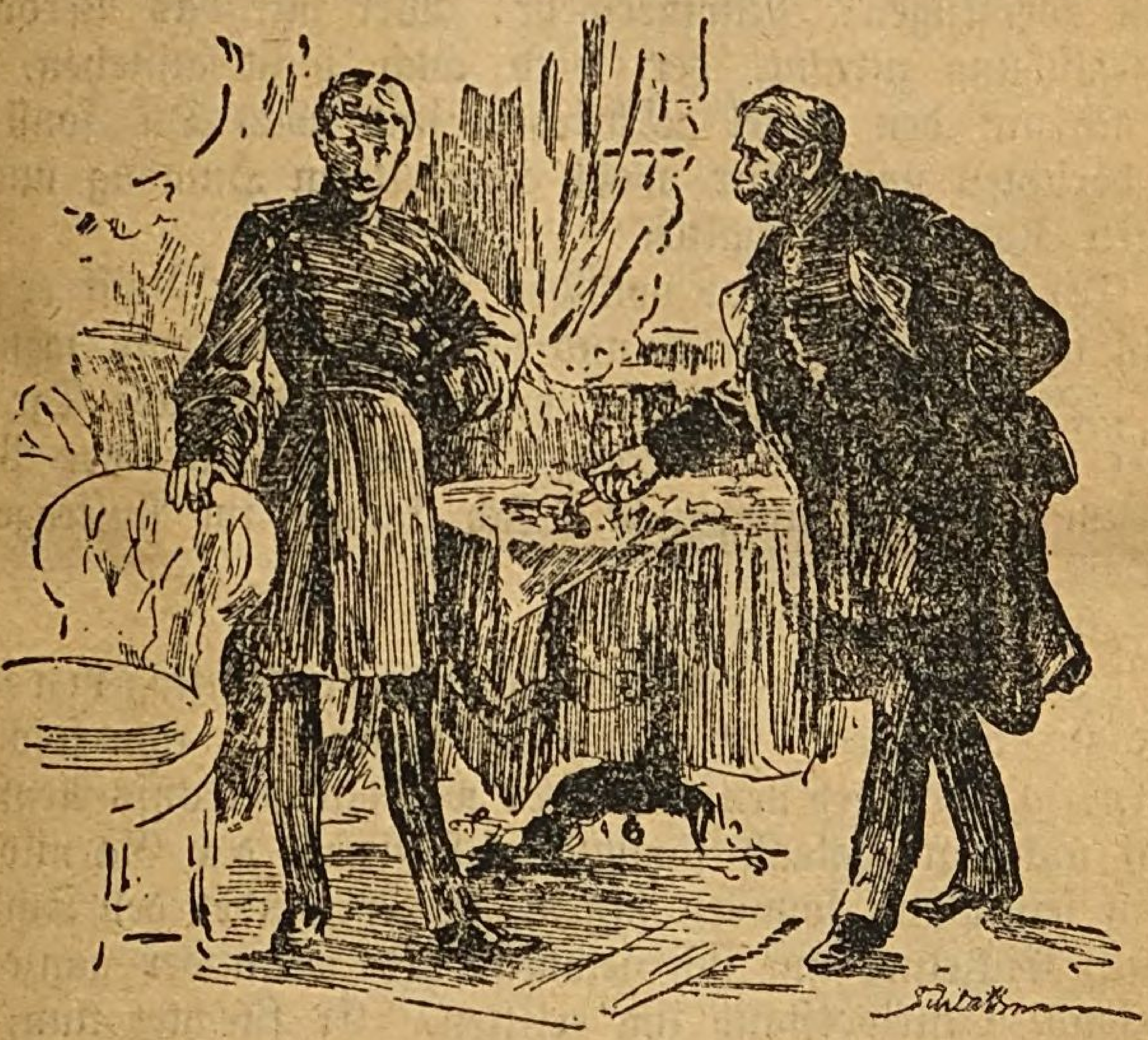
„Bleibt mir eine andere Wahl?"

„Ich fürchtete so etwas, und deshalb habe ich mich beeilt, hierherzukommen."

„Um mich zu verhindern, meinen Entschluß auszuführen? Giebt es denn noch einen anderen Ausweg als diesen?"

„Es giebt noch einen."

„Für mich nicht! Wer für seine Unschuld keine Beweise liefern kann, der i s t schuldig, schuldig in den Augen der



Das also wolltest Du thun?

ganzen Menschheit, und das ist gleichbedeutend mit der wirklichen Schuld. Mit dem unvertilgbaren Mal aber der Schande auf der Stirn kann kein Mann von Ehre weiterleben!"

Der Vormund hatte jetzt auch den an das Bücherbord gesteckten Zettel gesehen, und sogleich dessen Bedeutung ahnend, schritt er rasch an den Schreibtisch und riß das Papier herunter. Mit zitternden Händen las er, was Franz darauf geschrieben, und als er zu Ende war, rannen zwei Thränen über seine Wangen.

„Ist es denn möglich," rief er aus, „kann ich wieder

an Dich glauben? Ja, Du hast Recht, angesichts des Todes lügt man nicht! Kannst Du mir verzeihen, daß ich zweifelte? O, mit diesem Zettel eile ich wieder zurück, und wenn sie ihn gelesen und ich ihnen erzähle, was ich hier gesehen und gehört, so werden auch sie wieder Alle an Dich glauben."

Damit wandte er sich nach der Thür.

„Um Gotteswillen, Onkel, wohin willst Du?"

„Zu den Offizieren, die noch alle versammelt sind!"

„Um keinen Preis der Welt! Glaubst Du wirklich, sie zu überzeugen? Nimmermehr! Wer mir das Verbrechen der Fälschung zutraut, der wird auch nicht anstehen, das, was ich auf den Zettel geschrieben und was Du sonst von mir berichten wirst, für wohl eingeleiteten Humbug und berechnete Komödie zu halten."

Der Vormund trat von der Thür, deren Griff er schon erfaßt hatte, wieder zurück und das Haupt senkend, sagte er:

„Du magst wohl Recht haben! — Ich habe Dir noch immer nicht mitgetheilt, Franz," sagte er nach einer Pause, „warum ich Dich aufgesucht. Ich komme im Auftrage der Officiere."

„Wie? Der Officiere?"

„Der kommandirende General ist diesen Mittag von seiner Reise zurückgekehrt. Man sah sich veranlaßt, ihm sofort zu melden, was vorgefallen war. Er war darüber aufs Aeußerste erregt und hat sogleich sämmtliche Officiere der Garnison zu sich in sein Haus kommen lassen. Er empfindet den Schimpf, den ein Einzelner auf sich geladen, als wenn der ganze hier anwesende Officiersstand ihn erlitten. Er fürchtet nun, daß wenn die Angelegenheit höheren Orts gemeldet und ein Kriegsgericht berufen wird, welches Dir allerdings dann in ganz anderer Weise den Prozeß machen müßte, die Geschichte allgemein bekannt werden würde, und das will er mit allen Mitteln zu verhindern suchen. Er hat allen Officieren das Ehrenwort abgenommen, weder einem Civilisten noch auswärtigen Offizieren gegenüber das Geringste von dem Geschehniß zu verrathen, doch will er, nicht um Deinetwillen, sondern um seiner selbst und der anderen Offiziere willen, deren allgemeiner Ruf von diesem Vorkommniß ohne Frage mittangirt werden würde, davon absehen, die Sache weiter zu verfolgen, wenn Du die von ihm gestellten Bedingungen

erfüllst. Das Urtheil des Ehrengerichts bleibt moralisch stehen, wenngleich es faktisch aufgehoben wird, Dir aber schreibt er vor, Folgendes auszuführen: Du reichst sofort ein Entlassungsgesuch aus dem Dienst ein, unter dem Vorgeben, ein Verwandter in Amerika habe Dich zu sich gerufen. Dein Regimentschef ertheilt Dir einen vorläufigen Urlaub von vier Wochen. Noch heute reist Du von hier ab nach Hamburg, wo Du das nächste Schiff besteigst, das nach Amerika fährt. Solltest Du je zurückkehren, so hast Du den Ort zu vermeiden, an welchem gerade Dein Regiment stationirt ist."

„Und woher weißt Du denn dies Alles, da doch den Offizieren das Ehrenwort abgenommen wurde, zu schweigen?" fragte Franz.

„Man hat mich gerufen und auch mir das Ehrenwort abgenommen. Da doch kein Offizier zu dem in die Acht Gethanenen gehen konnte, um mit ihm zu verhandeln, so wußte man sich keinen andern Rath, als Deinen Vormünd ins Vertrauen zu ziehen. Sprich, Franz, willst Du die Bedingungen erfüllen?"

„Ich kann nicht, Onkel! Mein Weg, den ich zu machen habe, ist mir vorgeschrieben. Das Urtheil des Ehrengerichts bleibt moralisch stehen, so bleibt auch das Brandmal stehen, ich bin geächtet — unter der Schande kann ich nicht athmen!"

„Wie? Du wolltest wie ein Feigling aus dem Leben scheiden? Du hast Deine Ehre lieb, Du kannst nicht unter der Schande athmen, — dann ist es aber Verrath an ihr, wenn Du ihr jede Möglichkeit entziehst, von dem Makel, sei es früher oder später, sich zu reinigen, wenn Du ihr die beste Stütze, den einzigen Anwalt raubst, denn diese Stütze, dieser Anwalt bist Du selbst, Du ganz allein! Wer kümmert sich um die Ehre eines Todten, und was nützt es Dir, wenn noch ein Mal nach Deinem Ableben Deine Unschuld an den Tag gelangt? Für Deine Ehre mußt Du Dich erhalten, Du bist es ihr schuldig. Deine Pflicht ist es, zu warten, bis der Zufall oder Gott es ans Licht bringen werden, was jetzt noch verborgen ist, und müßtest Du bis an Dein natürliches Ende vergebens darauf hoffen, so hättest Du doch wenigstens Deine Pflicht gegen Deine Ehre erfüllt. Gottes Wege sind wunderbar, und sei es bald oder erst nach zwanzig Jahren, es kann sich noch einmal aufklären, wie

Du zu den falschen Würfeln gekommen bist. Und Du wolltest den Tag nicht erleben, wo Deine Ehre triumphirt?"

„O, wenn ich wüßte, daß dieser Tag noch einmal kommen wird, dann will ich warten und bis dahin die Schmach ertragen und müßte ich zum alten Manne darüber werden. Jedoch ich glaube nicht daran! Wie sollte das Dunkel sich je erhellen können, was ein unglückseliger Zufall um dies Ereigniß gebreitet? Nur in dem einen Fall wäre es möglich, wenn nämlich, woran ich einen Moment gedacht, was ich aber im nächsten Augenblick als unhaltbar wieder verworfen, wenn nämlich ein Anderer mir absichtlich den Streich gespielt, und dieser sich noch einmal aus Unvorsichtigkeit oder aus Reue verrathen sollte. Doch da diese Annahme als durchaus unwahrscheinlich ausgeschlossen werden muß, so wird nie das Räthsel gelöst werden können, woher die falschen Würfel stammen und wie sie in meinen Besitz gelangten. Aber Du hast mich einen Feigling genannt, Onkel, und Du hast Recht! Wer bei dem ersten schweren Unglück, das ihn trifft, das Leben fliehen will, weil er es nicht mehr ertragen zu können glaubt, der ist feige, und wenn Du mir sagst, es sei meine Pflicht, um der möglichen Rehabilitirung meiner Ehre willen leben zu wollen, so würde ich Dir auch darin Recht geben, wenn ich auch nur einen einzigen Verwandten auf dieser Welt besäße, der durch meinen tiefen Fall in Mitleidenschaft gezogen würde. Die Ehre eines Menschen hängt an seinem Namen — um dieses Namens willen hat er sie zu schützen, und wenn er sie verloren, darnach zu streben, sie zu restituiren; aber wenn sein Name aus der Stammrolle der Menschheit gestrichen ist, so hört die Verpflichtung auf, für diesen Namen etwas zu wagen, und erst, wenn er sich einen neuen Namen beigelegt, übernimmt er die Verpflichtung, für die Ehre dieses neuen Namens einzutreten. Ja, Onkel, ich will leben, aber in einem andern Welttheil, unter einem anderen Namen. Ich werfe den Namen Thalheim ab und will mir jenseits des Oceans eine neue äußere Ehre erwerben, denn meine innere habe ich nie eingebüßt. Und nun, da ich zu diesem Entschluß gekommen bin, dämmert es in meiner Seele wie Hoffnung auf, daß für mich noch nicht alles Glück dieser Erde gestorben und daß ich den inneren Frieden noch einmal wiederfinden werde. Melde

den Officieren, die Dich geschickt, daß ich die Bedingungen erfüllen werde. Noch heute Abend reise ich ab!"

Es entstand eine Pause, in der der Vormund mehrmals im Zimmer auf- und abging, und durch Mienen und Armbewegungen verrieth, daß er sich in einem innern Kampfe mit sich selber befand. Endlich brach er in die Worte aus:

„Nein, ich kann Dich nicht in die weite Welt hinausziehen lassen, ohne Dir noch etwas zu sagen, mag man mir über meine Indiscretion Vorwürfe machen, ich will sie um Deinetwillen ertragen, und wenn ich von einem Geheimniß, das Dich betrifft, nur die eine Hälfte mittheile, so mußt Du mir glauben, daß ich Dir die andere Hälfte verschweigen muß".

„Was werde ich hören? Von einem Geheimniß sprachst Du, das mich betrifft?"

„Du kamst zu uns, Franz, als ganz kleines, hülfloses Kind, und meine Frau und ich haben Dich mit Liebe gepflegt und bis zum elften Jahr erzogen, wo man Dich von uns nahm, um Dich auf die Kadettenschule zu bringen. Bis zu dieser Stunde hast Du, was uns beauftragt wurde zu sagen, geglaubt, daß Du der Sohn eines Beamten seiest, daß Deine beiden Eltern gestorben und daß ein intimer Freund Deines Vaters, der aber unter keinen Umständen genannt sein wolle, für Dich das Kostgeld an mich entrichtet habe, und daß auch dieser Dich auf der Kadettenanstalt unterhalten und Dir den monatlichen Zuschuß zu Deiner Lieutenantsgage durch mich auszahlen ließ. In Wahrheit verhält sich die Sache ganz anders. Deine Mutter ist allerdings längst aus dem Leben geschieden, aber Dein Vater lebt."

„Mein Vater lebt?" rief Thalheim auf's Höchste überrascht. „Wo lebt er? Und wenn er lebt, warum verbirgt er sich mir? Mein Gott, Onkel, Du machst mich besorgt, — er lebt doch nicht in Verhältnissen —"

„Unbesorgt, er lebt in den besten, den angesehensten Verhältnissen."

„Aber warum hat man mir aus seinem Leben ein Geheimniß gemacht? Onkel, hier ist nicht Alles in Ordnung!"

„Höre mich nur erst weiter an! Dein Vater war in Deinen Jahren, als er sich in ein junges, hübsches Mädchen verliebte und den thörichten Streich beging, sich, was bei den

damaligen, weniger geordneten standesamtlichen Verhältnissen noch möglich war, heimlich mit ihr zu vermählen. Seine Eltern waren schon todt, aber vor seinen Vorgesetzten mußte er die Ehe auf's Sorgfältigste verbergen, weil es ihm, wenn sie es erfahren, den Dienst gekostet haben würde, da er ohne deren Konsens sich verheirathet hatte. Nach einem Jahr wurdest Du geboren, aber Deine Geburt kostete Deiner Mutter das Leben. Hatte Dein Vater bis dahin seine Ehe verleugnen müssen, so mußte er auch die Existenz eines Sohnes verleugnen, denn die seine blieb gefährdet, wenn noch nachträglich bekannt geworden, was er gegen die Gesetze seines Standes gefehlt. Er hatte früher ein Mal bei uns gewohnt, und so kam es, daß er uns ins Vertrauen zog und das Kind uns übergab. Seine damaligen pecuniären Verhältnisse waren nicht glänzend, demnach mußte er von seinen geringen Einnahmen das Kostgeld zu erübrigen. Jetzt bekleidet er eine angesehene Stellung und bezieht ein größeres Gehalt. Ob es je seine Absicht gewesen, Dich noch einmal öffentlich anzuerkennen und das Geheimniß zu lüften, wer kann es wissen. Jetzt aber, ich kann es Dir nicht verschweigen, hat er das Band zerrissen, das Euch verknüpft, er sagt sich für alle Zeiten von Dir los. Er hat mir vierhundert Thaler eingehändigt, die ich Dir für die Reise, nicht in seinem, aber in meinem Namen übergeben soll, und damit will er jede Gemeinschaft mit Dir als aufgehoben betrachten."

„Und so kann ein Vater handeln? Dann hat er seinen Sohn nie geliebt! O, diese Nachricht ist nicht minder schmerzlich, als daß man mich für ehrlos erklärt."

„Ich wollte Deinen Schmerz nicht vermehren, ich habe es Dir in guter Absicht gesagt. Du kannst in Amerika in Noth gerathen, dann würdest Du Dich nicht an mich wenden, da Du weißt, daß ich Dir von meiner kleinen Einnahme nichts schicken könnte, aber Du würdest es, so dachte ich, dennoch vielleicht thun, nachdem Du erfahren, daß Du noch einen Vater hast. Ich würde nicht zögern, ihn sofort davon in Kenntniß zu setzen, und ich bin überzeugt, daß er Dich nicht im Stiche ließe. Ist er auch selbst nicht vermögend, so hat er doch sehr reiche Verwandte, die ihm ihre Hülfe nicht versagen würden."

„Und Du glaubst, ich würde von einem Vater auch nur

einen Heller annehmen, der seinen Sohn verstoßen, der sich für ewig von ihm lossagen konnte?"

„Freilich, freilich! Ich kann Deine Gefühle wohl begreifen. Ich hätte mein eigen Fleisch und Blut nicht so verdammen können!"

„Nein, eher will ich in dem fremden Lande verhungern, Onkel, bringe ihm das Geld zurück, gottlob befindet sich in meinem Besitz noch so viel Baarschaft, daß ich damit die Reise nach Hamburg und die Ueberfahrt nach Amerika bezahlen kann, und dann muß Gott weiter helfen! Und wenn Du es ihm übergiebst, dann sage ihm, — doch nein, ich will ihm schreiben!"

„Schreiben, Franz?"

„Unbesorgt, Onkel, ich will nichts von ihm erbitten, im Gegentheil! Versprich mir, ihm den Brief einzuhändigen, aber nicht sogleich, nach vierzehn Tagen etwa, wenn Du mit Sicherheit annehmen kannst, daß ich Europa verlassen, damit er nicht glauben soll, der Inhalt könnte darauf berechnet sein, ihn zu rühren und an sein väterliches Herz zu appelliren. Du kannst den Brief vorher lesen."

„Ich will die letzte Bitte, die Du an mich richtest, Dir nicht abschlagen, wenngleich, ich weiß es, sein Unwille mich treffen wird, daß ich Dir überhaupt von der Existenz eines Vaters etwas verrathen. Aber mag er zum ersten und einzigen Mal die Stimme seines Sohnes noch hören, und wenn er dann etwas milder über Dich denkt, so will ich, wenn dies erreicht wird, seine Vorwürfe ruhig hinnehmen."

„Kannst Du mir seinen Namen nicht nennen, Onkel?"

„Nein, das würde er mir nie verzeihen."

„Daß er Offizier ist, liegt auf der Hand, denn sonst könnte er nicht wissen, was mir widerfahren ist."

„Das kann ich nicht leugnen."

„Sage mir nur das Eine, ist es der Obrist Tramm?"

„Obrist Tramm?" rief erschrocken der Vormund aus. „Welch' ein Gedanke! Wie kommst Du darauf? Nein, nein, der ist es nicht! Um Gottes willen, glaube das nicht!"

„Es fiel mir nur plötzlich ein, daß der es sein könnte. Doch nein, es ist ja auch nicht möglich, denn sonst hätte er mich heute als Präsident des Ehrengerichts nicht so kalt verurtheilen können. Wer kann es denn sonst sein?"

„Denke nicht weiter darüber nach, Franz, einen Fingerzeig kann ich Dir doch nicht geben."

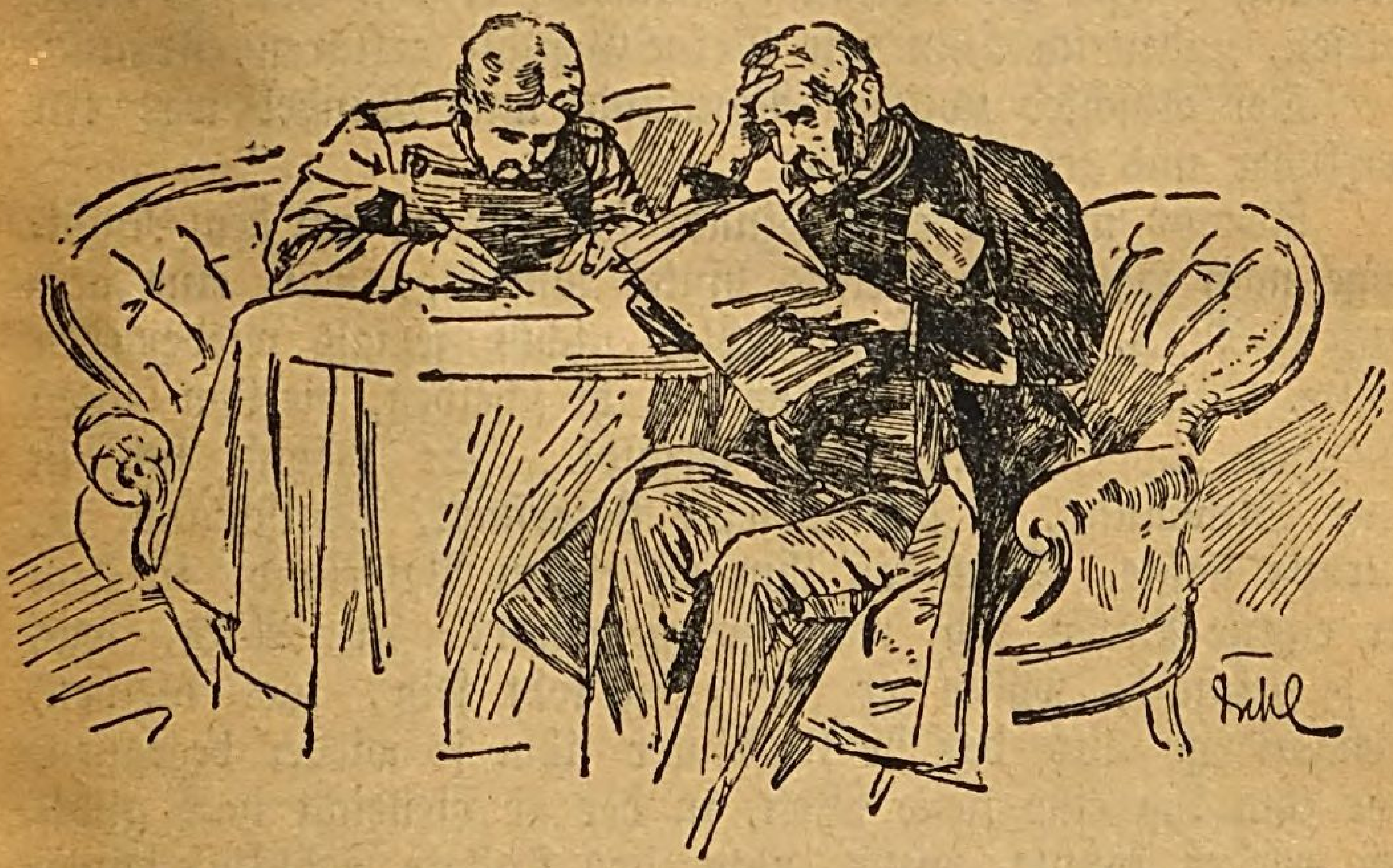
„Es ist auch vielleicht besser, wenn ich es gar nicht erst erfahre."

Nach diesen Worten setzte er sich an seinen Schreibtisch und schrieb folgenden Brief:

An meinen Vater!

Zum ersten Mal in meinem Leben spreche ich zu Dem, wenn auch nur schriftlich und ohne ihn zu kennen, dem ich mein Dasein verdanke, aber mit dem bitteren Bewußtsein, nie dessen väterliche Liebe besessen zu haben. Denn wie könnten Sie wohl je auch nur eine Spur von Liebe für mich gefühlt haben, da Sie mich stets von Ihrem Herzen fern gehalten? Wie öde und leer muß es in diesem Herzen sein! Wäre es anders, Sie würden nicht geruht, Sie würden jede Rücksicht bei Seite gesetzt haben, bis Sie den Sohn an die Brust hätten drücken, bis Sie von seinen Lippen das entzückende Wort „Vater" hätten hören können! Aber es ist empfindungslos und todt für das erste und heiligste Gefühl, für das der Vaterliebe, und nur Ehrgeiz und Eitelkeit thronen darin! Was Anderes als Ehrgeiz und Eitelkeit hielt Sie denn ab, Ihren rechtmäßigen, legitimen Sohn öffentlich vor der Welt anzuerkennen? Sie fürchteten für Ihre Karriere, Sie fürchteten die Verwunderung, ein leises Kopfschütteln und das Lächeln Ihrer Mitmenschen und waren zu feige, das zu ertragen! Nur ein trockenes Pflichtgefühl dictirte Ihnen, Ihr Kind nicht im Armenhause, sondern bei bürgerlichen Leuten erziehen zu lassen und ihm eine anständige Lebensstellung zu verschaffen — Liebe war es sicherlich nicht. Und wenn Sie dies Gefühl auch bis dahin siegreich niederkämpfen konnten, sodaß nicht ein kleines Theilchen bis zu mir hin sich verlor, — jetzt hätte es in seiner ganzen Macht hervorbrechen müssen, jetzt, wo Ihr Sohn von dem furchtbarsten Schicksal, das einen jungen Mann betreffen kann, ereilt wurde, wo er von aller Welt verlassen ist und man ihn gewaltsam aus dem Vaterlande vertreibt! Aber anstatt in seiner Bedrängniß zu ihm zu eilen, sich zu erkennen zu geben, ihm in seiner Noth beizustehen, mit ihm gemeinschaftlich Mittel und Wege zu berathen, auf welche Weise seine Unschuld

an den Tag gelangen könnte, gaben Sie ihm noch einen Fußtritt, sagen Sie sich für ewig von ihm los und senden ihm Geld, damit er nur so bald als möglich aus Ihrem Gesichtskreise entschwinde. Ein Vater, der seinen Sohn liebt, würde nicht sogleich, wenigstens nicht, ohne ihn gehört zu haben, an seine Schuld glauben. Er hätte sich die Frage vorgelegt, ob es möglich sei, daß ein junger Mensch, der bisher in geordneten Verhältnissen gelebt, der keine Schulden gemacht, der gewissenhaft seinem Dienste obgelegen, dem man nie das kleinste Unrecht hat vorwerfen können, ein so schweres Verbrechen begangen haben könne? Liegt es denn so außerhalb jeder Wahrscheinlichkeit, daß hier ein tückischer Zufall das ganze Unglück herbeigeführt



Franz setzte dann sein Entlassungsgesuch aus dem Militärdienst auf.

hat? Ich bin unschuldig, das schwöre ich Ihnen, und Gott möge mich verdammen, wenn ich falsch schwöre!

Sie haben mir durch meinen Vormund als Abfindungssumme, als Ausdruck Ihres letzten Pflichtgefühls gegen mich vierhundert Thaler anbieten lassen, — ich weise sie zurück, denn wie Sie mich verworfen, so verwerfe ich Sie, und hebe jede Gemeinschaft mit einem Vater auf, der so schlecht an seinem Sohne handeln konnte!

Ob ich so zu Ihnen zu sprechen vermöchte, wenn ich Sie ein einziges Mal gesehen, ein einziges Mal in Ihre

Augen geblickt, mit dem Bewußtsein, vor meinem Vater zu stehen? Ich weiß es nicht! Jetzt kann ich es, und ich füge noch hinzu, daß ich von ganzem Herzen in meinem Groll gegen Sie den Wunsch hege, daß die Reue, Ihrem Sohne in seiner unverdienten Noth nicht zu Hülfe geeilt zu sein und Ihre Vaterpflichten gegen ihn nicht erfüllt zu haben, mit ganzer Gewalt Sie erfassen möge! Ich habe nichts mehr zu sagen.

Franz Thalheim.

Franz reichte seinem Vormund den Brief, und während dieser denselben las, setzte er sein Entlassungsgesuch aus dem Militärdienst auf.

„Ein hartes Wort, das der Vater vom Sohne zu hören bekommt," sagte der Vormund, nachdem er den Brief zu Ende gelesen, „aber ich kann mir Deine Gefühle erklären, Franz."

Der Abschied zwischen Vormund und Mündel war ein herzlicher und sehr bewegter.

Abends um die elfte Stunde fuhr Franz mit dem Nachtzuge nach Hamburg. Was hinter ihm lag, war eine versunkene Welt, von der er nichts, nichts jemals wiedersehen wollte. Für immer wollte er aus ihr scheiden, die ihm seinen ehrlichen Namen, seine Ehre geraubt. Er befand sich in einer Stimmung, in der er seine Vaterstadt, Deutschland, ja, Europa haßte. Was lag ihm an einem Vaterland, in dem der eigene Vater sich von ihm gewandt? Für Alles, was er je gekannt, wollte er für ewig todt sein, todt bleiben, Niemandem aus der Welt hinter ihm je wieder begegnen. Vor ihm lag eine neue Welt, in der er vielleicht noch glücklich werden konnte, wenn nicht das finstere Schicksal seinen Arm übers Meer reichte und ihn auch hier ergriff. Wie leicht konnte nicht etwas von dem, was man ihm vorgeworfen und von seiner Aechtung ins Publikum dringen, trotzdem man sich vorgenommen, darüber zu schweigen, aber Wände haben Ohren und Diener können lauschen, und wie leicht konnte es geschehen, daß in Amerika, wo in jeder größeren Stadt eine Anzahl Deutscher waren und wohin jährlich eine Menge auswanderte, ihn Jemand erkennen würde, und dann war es auch dort mit ihm vorbei. Diese Gefahr war für ihn in Afrika eine bei Weitem geringere, und dies bedenkend, faßte er schon unterwegs den Entschluß, den ursprünglichen

Plan, in Amerika sich eine neue Heimath zu gründen, aufzugeben, und statt dessen in Afrika sein Glück zu versuchen. In der Hansastadt angelangt, erfuhr er zu seiner Freude sogleich, daß ein Schiff, welches nach der Kapstadt wollte, segelfertig sei und noch im Laufe des Tages die Anker lichten würde. In der Mittagsstunde ging er an Bord und lernte hier einen jungen Mann kennen, der ihm sogleich gefiel, dem er sich anschloß, mit dem er schon in den ersten Tagen der Seefahrt sich rasch befreundete, eine Bekanntschaft, die für seine fernere Zukunft von entscheidender Bedeutung werden sollte.

Er erfuhr nicht mehr, daß am andern Tage ein Offizier und ein Mann in grüner Zolluniform ihm nachgereist waren, daß sie auf allen Schiffen, die nach Amerika wollten, in allen Gasthäusern nach ihm gefragt, und schließlich nach langem ermüdendem, vergeblichem Suchen in ihre Heimath zurückgekehrt waren.

* * *

Seit jener Zeit, wo ein junger Offizier, den man fälschlich eines gemeinen Verbrechens angeklagt und den seine Kameraden für ehrlos erklärt hatten, nach Afrika auswanderte, sind mehr als zwanzig Jahre verflossen.

Zweites Kapitel.

„Es ist also Ihre feste Absicht, Frau Rohdenberg, Ihrem Enkel nichts von dem Geheimniß zu sagen?"

„Ja, Herr Professor," erwiderte die Gefragte, eine hübsche alte Matrone von fünfundsechszig Jahren, „es ist meine feste Absicht; das unglückselige Geheimniß hat meinem Sohn den Verstand gekostet und seinem Leben im Irrenhause ein Ende gemacht, ich könnte es nach dieser Erfahrung nicht mit meinem Gewissen vereinigen, meinen Enkel derselben Gefahr auszusetzen. Und Gott möge mich bewahren, daß ich noch einmal eine so schreckliche Zeit erlebe!"

„Ich kann es Ihnen im Grunde nicht verdenken."

„Und doch habe ich das Gefühl, als wenn ich es Jemandem mittheilen müsse, als wenn es nicht absolut verloren gehen dürfe; und ich kann mir immerhin noch einen Fall denken, wo er es, ohne daß seine Ruhe gefährdet würde, erfahren könnte: Wenn nämlich sich Ihre Prophezeihung erfüllt, daß er noch einmal ein großer Künstler wird, und wenn er dann sich ein ansehnliches V e r m ö g e n bereits erworben h a t! In diesem letzteren Falle, wo nicht zu befürchten ist, daß er, wie sein armer Vater, von der Gier gepackt wird, plötzlich reich zu werden, aus der Dürftigkeit zu einem glanzvollen Leben emporzusteigen, nur in diesem Falle mag er es wissen! Dann steht zu erwarten und kann man doch wohl als ziemlich sicher annehmen, daß er, will er wirklich nach der ominösen Bibel Nachforschungen anstellen, — und es ist ja nicht unmöglich, daß sie noch irgendwo existirt — mit Ruhe und Besonnenheit dieselben ins Werk setzt, und ohne daß er dabei an seiner körperlichen und geistigen Gesundheit Schaden nimmt. Wenn er also dies Ziel noch einmal erreichen sollte und ich dann nicht mehr unter den

Lebenden weile, dann Herr Professor, haben Sie die Freiheit, ihn in das, was Sie von mir hören werden, einzuweihen. Aber geben Sie mir das Versprechen, es nur dann zu thun, wenn Sie der Ueberzeugung sind, daß er keinen Nachtheil davon haben wird."

„Das Versprechen gebe ich Ihnen feierlichst, obgleich es garnicht nöthig wäre, denn bei dem Interesse, welches ich für Siegfried empfinde, ist es selbstverständlich, daß ich nach dem, was wir mit Konrad erlebt, sehr ernst mit mir zu Rathe gehen werde, ob ich es wagen darf, ihm das Geheimniß zu enthüllen. Aber ich gebe Ihnen noch einmal zu bedenken, ob Sie es mir nicht lieber ebenfalls verschweigen wollen! Was soll ein Dritter darum wissen, — und denn auch, es prickelt mich jetzt schon — wenn ich nun auch die Finderwuth bekäme, wenn ich nun auch von der Manie erfaßt würde, die verlorene Bibel durchaus entdecken zu wollen —?"

„So hätte es doch weiter keine Gefahr für Sie, als daß es höchstens Ihre Zeit ein wenig in Anspruch nähme. Nein, Herr Professor, da ich nun einmal den Entschluß gefaßt habe, muß ich es vom Herzen los sein. Ich wäre auch wohl noch nicht darauf verfallen, wenn sich nicht ganz zufällig unser Gespräch auf meinen verstorbenen Sohn und die Ursache seines frühen Todes gelenkt hätte. Ich habe schon seit Jahren kaum mehr daran gedacht, und wenn die Gedanken kamen, sie stets energisch zurückgewiesen."

Bei diesen Worten nahm sie aus einem Korbe ein Schlüsselbund, ging damit zu einem altmodischen Secretair, erschloß denselben und öffnete mit einem kleinen Schlüssel ein darin enthaltenes Fach, aus dem sie ein Convolut Papiere herausnahm, das mit einem verblichenen Band von rother Seide zusammengehalten wurde.

„Hier habe ich drei Briefe," sagte sie, während sie an den Tisch zurücktrat und sich auf ihren Stuhl wieder niederließ, „die ich Ihnen nach der Reihe vorlesen muß."

Sie löste jetzt das rothe Band von den Papieren und fragte aufblickend:

„Warum sehen Sie nach der Uhr, Herr Professor? Ist Ihre Zeit gemessen? Dann können wir lieber ein anderes Mal —"

„Durchaus nicht — aber ich weiß ja, daß Sie um sechs Uhr eine Musikstunde zu gebeu haben, und da es in wenigen Minuten —“

„Die Musikstunde ist abgesagt, Siegfried erwarte ich vor sieben Uhr nicht zurück, so sind wir eine Weile ungestört.“

„Als Konrad und ich vor zwanzig Jahren,“ fuhr sie fort, „diese Briefe hier gelesen hatten, da glaubte auch ich, daß eine Bibel, an der so charakteristische Merkmale vorhanden, doch vielleicht aufzufinden sei, aber was mein Sohn unternahm, war vergeblich. Was hat er nicht Alles gethan! In alle größeren Zeitungen sandte er wiederholt eine genaue Beschreibung der Bibel und forderte denjenigen auf, der eine solche im Besitz habe, sich bei ihm zu melden, da sich für ihn an dieselbe ein Familiengeheimniß knüpfe, — es meldete sich Niemand. Eine Menge öffentlicher wie privater Museen in den verschiedensten Städten Deutschlands durchstöberte er, und eine ebenso große Menge hatte er noch auf seinem Programm, die er besichtigen wollte; dabei war aber unser Vermögen aufgezehrt, die kostspieligen Reisen hatten es verschlungen; als ihm die Mittel versagten, die Forschungen fortzusetzen, wurde er wahnsinnig und mußte ins Irrenhaus. Seine Frau unterlag der Aufregung und starb, nachdem sie ein todtes Kind geboren. Ich hatte, als Konrad von seinen Leiden erlöst wurde, nichts mehr noch, wovon ich und sein kleiner Siegfried hätten leben können. Da faßte ich den Entschluß, Musikunterricht zu geben, und durch Ihre Empfehlungen, werther Freund, bekam ich eine so reichliche Schülerzahl, daß ich mich anständig durchschlagen konnte.“

Sie drückte das Taschentuch an die feucht gewordenen Augen und fuhr dann fort: „Ich denke jetzt weit ruhiger über die ganze Sache, und halte mir weit mehr als früher die Möglichkeit vor Augen, daß die Bibel gar nicht mehr vorhanden ist. Kann sie in der langen Zeit nicht in der That gänzlich verloren gegangen sein, können nicht die Motten die Blätter zerfressen haben, und kann nicht der Rest, nachdem man von dem Einband den Silberbeschlag heruntergenommen, in einer Rumpelkammer oder auf einem Kehrichthaufen vollends verkommen sein? Ich habe mich gewöhnt, dies als feststehend anzunehmen und finde darin einen Trost.

In meinem Innern betrachte ich die Geschichte als abgethan, und niemals würde ich die Hand dazu bieten, daß man auf's Neue auf die Suche gehe, denn Gott möge mich davor bewahren, daß ich in meinem Alter noch einmal in diesen Wirbel hineingerissen werde, dem meine Verstandeskräfte nicht mehr gewachsen sein würden."

Frau Rohdenberg machte eine kleine Pause, strich sich das volle, natürlich gelockte, aber schneeweiße Haar mit der rechten Hand hinter das Ohr und sagte darauf:

„Ist Ihnen, Herr Professor, die Geschichte unseres westlichen Nachbarlandes, das früher ein einfaches Herzogthum war, bekannt?"

„Einigermaßen glaube ich darin bewandert zu sein," erwiderte der Professor Marquart.

„So werden Sie sich auch erinnern, was sich unter der Regierung des Herzogs Ernst Ludwig zugetragen hat!"

„Ernst Ludwig? Ganz recht! War es nicht während seiner Regierung, daß eine zweite Pompadour die Wohlfahrt des Landes untergrub und es gänzlich ruinirte?"

„Sie nennen sie eine zweite Pompadour, — die Bezeichnung mag zutreffend sein, nur mit dem Unterschiede, daß die Reichsgräfin Fichtenberg, die geschiedene Frau des Musikdirektors Grunert, die rechtmäßige, wenn auch nur morganatisch angetraute Gemahlin des Herzogs war."

Sie hielt ihm ein kleines, auf Elfenbein gemaltes Portrait hin, welches zwischen den Papieren gelegen hatte, und sagte:

„Sehen Sie — das ist sie."

Der Professor führte sein Pincenez vor die Augen, nahm das Bild in die Hand, und nachdem er nur einen flüchtigen Blick darauf geworfen, rief er erstaunt aus:

„Aber das sind ja Sie, Frau Rohdenberg, — so müssen Sie in Ihrer Jugend ausgesehen haben, — das sind auch zugleich Siegfrieds so hübsche wie edle Züge!"

„Die ehemalige Frau Musikdirektor Grunert, die spätere Gräfin Fichtenberg, Gemahlin des Herzogs Ernst Ludwig, war meine Urgroßmutter.

Die große, breite Figur des Professors sank vor Ueberraschung auf seinen Stuhl zurück, in seinen kolossalen, wenn auch nicht schönen, so doch sehr intelligenten Gesichts-

zügen zuckte es eigenartig auf, gerade so, als wenn auf dem Konservatorium, dessen Direktor er war, eine musikalische Dissonanz sein Ohr peinlich berührte, und mit seiner gewaltigen Baßstimme, die er für gewöhnlich sehr zu mäßigen verstand, sagte er in einem dröhnenden Tone:

„Das frappirt mich! Also diese berüch —, ich wollte sagen, diese bekannte Gräfin Fichtenberg war Ihre Urgroßmutter?"



Der Professor führte sein Pincenez vor die Augen und nahm das Bild in die Hand.

„Gebrauchen Sie immerhin den Ausdruck berüchtigt, Herr Professor, er ist gerechtfertigt, denn ihre Zeitgenossen haben sie verachtet und die Weltgeschichte hat sie gerichtet. Bis zu dem Augenblick, wo ich diese Papiere erhielt, habe ich es nicht gewußt, daß diese Frau die Mutter meiner lieben und hochverehrten Großmutter war. Und meine Großmutter selbst hat es erst von ihrem Vater, kurz vor dessen Tode erfahren. Es ist doch eigenthümlich, daß wohl die Meisten, die ein wichtiges Familiengeheimniß zu bewahren haben und aus weisen Gründen dasselbe ihren Angehörigen verschweigen, plötzlich, wenn sie den Tod nahen sehen, anderen Sinnes werden, und nicht von hinnen scheiden können, ohne es irgend Einem mitzutheilen; sie betrachten es gewissermaßen als ihre

Pflicht, das, was sie allein wissen, nicht mit in die Ewigkeit zu nehmen. So erging es meinem Urgroßvater, als er meiner Großmutter es mittheilte, so erging es Letzterer, als sie diese Schriften an mich adressirte, so ergeht es mir in diesem Augenblick, wo ich im Begriff stehe, Sie damit vertraut zu machen, damit es meinem Enkel nicht absolut verloren gehe, damit ich ihm nicht für immer etwas entziehe, worauf er doch vielleicht ein gutes Recht hat."

Frau Rohdenberg deutete mit dem Finger auf eins der Papiere und fuhr fort:

„Dieses umfangreiche, zu einem Buch geheftete Manuskript ist der Brief oder vielmehr sind die in Briefform gemachten Aufzeichnungen meiner Großmutter, und diese beiden Episteln sind von der Gräfin Fichtenberg eigenhändig geschrieben. Aber ich sehe ein, daß unsere Zeit nicht ausreicht, um Ihnen das Alles vorzulesen, es ist auch nicht nothwendig, so Manches ist darin, was für Sie gar kein Interesse haben kann, und das Wissenswerthe kann ich Ihnen aus dem Gedächtniß reproduciren. So müssen Sie denn, Herr Professor, mit mir um mehr als hundert Jahre in die Vergangenheit zurückwandern.

Mein Urgroßvater war Kapellmeister am Hofe Ernst Ludwigs, verheirathete sich mit der sehr schönen Tochter eines anderen Hofbeamten und lebte zwei Jahre glücklich und zufrieden. Die Geburt einer Tochter erhöhte noch sein Glück. Was aber von vornherein dieses Glück etwas beeinträchtigte und zu kleinen Ehestandsscenen Veranlassung gab, war die sehr entwickelte Eitelkeit und Hoffahrt seiner jungen Frau, deren exorbitante Wünsche alle zu erfüllen er nicht in der Lage war. Schon längst hatten verschiedene deutsche Fürsten angefangen, nicht allein den Glanz und die Pracht des französischen Hofes nachzuahmen, sondern auch dessen Sitten. Herzog Ernst Ludwig, verheirathet mit einer Cousine, schon nicht ganz jung mehr, war im Punkt galanter Abenteuer ein sehr verrufener Herr. Daß er schon längst auf die hübsche Musikdirektorsfrau ein Auge geworfen, davon hatte Grunert nicht die leiseste Ahnung. Wie erstaunte er daher, als sein Schwiegervater eines Tages zu ihm ins Zimmer trat und mit dürren Worten ihm sagte, daß seine Frau sich

von ihm scheiden lassen wolle, sie liebe den Herzog und dieser liebe sie mit leidenschaftlicher Gluth wieder. Schon häufiger hätten sich Beide in seinem, des Vaters, Hause gesehen. Der Herzog habe die Absicht, sich von der Herzogin zu trennen und sich mit seiner Tochter wieder zu vermählen. Wenn Grunert, ohne Schwierigkeiten zu machen, in die Scheidung willige, und, nachdem diese vollzogen, mit seinem Kinde das Land verlasse, so würde ihm eine ansehnliche Summe eingehändigt werden, im anderen Falle könne er sich auf große Widerwärtigkeiten gefaßt machen."

Nachdem mein Urgroßvater die Sprache wiedergewonnen, die die Ueberraschung und die Entrüstung ihm geraubt hatten, richtete er sich stolz empor und erwiderte seinem Schwiegervater, daß er ohne Bedenken sogleich bereit sei, sich scheiden zu lassen, denn es sei ihm von nun an unmöglich, mit einer Frau ferner zusammen zu leben, die ihn nie geliebt haben könne, die schon heimliche Zusammenkünfte mit einem Anderen gehabt, die aus Eitelkeit und Gefallsucht einen notorischen Wüstling heirathen wolle und so herzlos sei, daß sie nicht nur ihren Gatten, sondern auch ihr einziges, liebliches Töchterchen verlassen könne. Dem Herzoge möge er sagen, daß er sich für das von ihm angebotene Schandgeld bedanke, er sei Künstler genug, um sich auch anderswo sein Brod verdienen zu können.

Nachdem am andern Tage die Scheidung in aller Stille vorgenommen war, reiste Grunert mit seiner Tochter nach Hamburg, wo er ein reichliches Auskommen fand.

Nun kam für das Land eine lange traurige Zeit, die in jedem Geschichtswerke genau beschrieben ist. Die ehemalige Frau Musikdirektor wurde vom Kaiser in den Reichsgrafenstand erhoben, deren gewissenloser Vater ward geadelt und wurde später Minister, Beide zusammen regierten das Land und beherrschten vollständig den willenlosen, genußsüchtigen Herzog, den sie in einem ewigen Vergnügungstaumel meisterhaft zu erhalten verstanden. Alle Stellen wurden nur mit Kreaturen besetzt, welche ihnen blindlings ergeben waren; die, welche ihre Herrschaft nicht anerkennen wollten, wurden verbannt und verjagt. Ja, sie trieben einen förmlichen Handel mit den einträglichen Aemtern, wer am meisten bezahlte, bekam es. Eine wahre Habgier hatte Vater

und Tochter erfaßt, und ein Rittergut, einen Ländercomplex nach dem andern wußten sie sich als Geschenk vom Herzog zu erlisten. Mit immer neuen Steuern wurde das Volk be= drückt, für Handel und Gewerbe nichts gethan, und während das Land verarmte, schwelgte man am Hofe in den raffi= nirtesten Genüssen, und raffte die Gräfin ein ungeheueres Vermögen zusammen. Sie wußte genau, wie verhaßt sie war, sie kannte ihren schlimmsten Feind. Es war der Erbprinz. Er allein, nachdem er von der hohen Schule an den Hof zurückgekehrt war, wagte es, ihr seine Verachtung zu zeigen. Es war ihr keinen Augenblick zweifelhaft, daß, wenn der Herzog für immer die Augen schließen würde, sie vom Hofe, ja vielleicht aus dem Lande verwiesen würde, dann wollte sie aber als reiche Frau abziehen und anderswo das glän= zende Leben weiter führen. Indessen, die Katastrophe, die sie befürchtete, brach schneller herein, als sie vermuthet hatte, noch zu Lebzeiten des Herzogs, und zwar in einer Weise, wie sie es nimmermehr für möglich gehalten hätte. Der Erbprinz Eberhardt war für großjährig erklärt worden und erhielt seinen eigenen Hofstaat. Die von ihm öffentlich aus= gesprochenen Worte, daß er, wenn er zur Regierung ge= kommen, ein fürchterliches Gericht über alle Diejenigen halten würde, die eine Mitschuld träfe an dem Verderben des Landes, wirkte wie eine Zauberformel, so daß sich Alles nach und nach mehr an den demnächstigen Regenten drängte und von der Gräfin abfiel. Zu gleicher Zeit fing der Herzog, dessen Gesundheit schon lange zerrüttet war, an, ernstlich zu kränkeln. Von Todesahnungen erfüllt, wurde er von Reue über sein vergangenes Leben erfaßt; diese Reue wurde von Priestern geschürt, und in einer Stimmung, wo er nur noch im Gebete und religiösen Gesprächen Trost und Beruhigung fand, war es ein Leichtes, ihn zu veranlassen, einen Befehl zu unter= zeichnen, der die Gräfin vom Hofe verbannte und auf eines ihrer Güter verwies, das sie nicht ohne besondere Erlaubniß verlassen dürfe. Alle ihre Versuche, den Herzog noch einmal zu sehen und zu sprechen, waren vergeblich, und so mußte sie denn aus ihrer bisherigen unumschränkten Machtstellung mit schwerem Herzen scheiden. Sie verhehlte sich nicht, daß dies nur der Anfang sei und noch Schrecklicheres für sie nachfolgen würde. Durch große Summen hatte sie

einige Personen in der Umgebung des Erbprinzen gewonnen, die ihr Alles berichteten, was dort geschah. So erfuhr sie schon nach kurzer Zeit, daß nicht allein ihre Scheidung vom Herzog eine beschlossene Sache sei, sondern daß sie am Tage der Scheidung auch gezwungen werden sollte, ihr immobiles Vermögen an Gütern, Forsten und Ländereien an den Herzog abzutreten, und nur über das, was sie an Kapitalien und Werthsachen besaß, durfte sie auch fernerhin frei verfügen, außerdem sollte ihr eine jährliche Pension unter der Bedingung ausgezahlt werden, daß sie das Schloß, auf welchem sie sich zur Zeit befand, und das, nebenbei bemerkt, in einer Enclave des Nachbarlandes lag, — es gehört jetzt zu diesem Lande, — nie zu dem Zwecke verlassen dürfe, die eigentlichen Grenzen des Herzogthums zu überschreiten.

Die Gräfin zweifelte keinen Augenblick daran, daß der sie aufs Aeußerste hassende Erbprinz auch alle diese Maßregeln ausführen würde. Aber nimmermehr sollte das ganze Land, das sie bisher unumschränkt beherrscht hatte, über ihren tiefen Fall triumphiren, noch gab es Mittel, diese öffentliche Niederlage zu verhüten. Schon seit längerer Zeit hatte sie ein inneres, unheilbares Leiden, das sie aller Welt verheimlichte. Was lag ihr daran, die kurze Frist, die ihr noch beschieden war, selbstthätig abzukürzen? Sie stand schutzlos da, ihr Vater war schon vor einem Jahr gestorben. Wenn sie jetzt freiwillig in den Tod ging, so starb sie als die Gemahlin des Herzogs und zugleich rächte sie sich an dem Erbprinzen, denn es war doch anzunehmen, daß der Herzog die kirchlichen Gesetze des Landes respectiren und nach dem Tode seiner rechtlich ihm verbundenen Gemahlin die vorgeschriebene Frist innehalten würde, innerhalb welcher es Niemandem verstattet war, sich wieder zu verehelichen; bis dahin dürfte nach Allem, was über den Krankheitszustand des Regenten verlautete, seine Lebenskraft nicht ausreichen, und dann war der Plan des Sohnes, seine Mutter, wenn auch nur für kurze Zeit, wieder auf den herzoglichen Thron zu erheben, vereitelt.

Wie wenig oder wie viel die Gräfin Fichtenberg sich im Rausche ihres bewegten Lebens ihrer Tochter aus erster Ehe, ihres einzigen Kindes, erinnert hatte, sei dahin gestellt, einmal jedoch, wenn auch erst spät, mag die Sehnsucht nach ihr wohl zum Durchbruch gekommen sein, denn sie schrieb, noch

als sie auf dem Gipfel ihrer Macht stand, einen Brief an ihren ersten Gatten und bat ihn, ihr die Tochter zu schicken da sie im Stande sei, ihr am herzoglichen Hofe eine glänzende Zukunft zu bereiten. Mein Urgroßvater hatte ihr in so beleidigender Weise darauf geantwortet, daß sie nie wieder einen ähnlichen Versuch gemacht hat. In der Einsamkeit ihres Verbannungsortes nun beschäftigten sich ihre Gedanken wieder vielfach mit ihrer Tochter, und konnte sie sie auch nicht mehr sehen, so wollte sie doch versuchen, ihre Zukunft sicher zu stellen. Doch glaubte sie es auf dem geraden Wege nicht erreichen zu können. Wenn sie in einem Testament festsetzte, daß sie ihrer Tochter ihre Brillanten und was sie an Goldstücken gesammelt, vermache, wer bürgte ihr dafür, daß unter den gegenwärtigen Verhältnissen, nachdem man sie gestürzt, nachdem man sogar schon den Plan gefaßt hatte, sie bei Lebzeiten zu berauben, nach dem Tode ihr letzter Wille respectirt werden würde?

Dennoch hoffte sie durch ein Testament, welches sie durch eine juristische Person anfertigen lassen wollte, Verschiedenes zu erreichen. In diesem Testament wollte sie ganz dieselben Bestimmungen treffen, wozu man sie zwingen wollte. Der Herzog sollte darnach all ihr immobiles Vermögen, ihre Tochter ihre Werthsachen erben. Ihre Eitelkeit erwartete von diesem Act, daß man sie, hierdurch versöhnt, standesgemäß beerdigen und ihr einen Platz in dem herzoglichen Mausoleum anweisen würde. Und wenn sie nun in diesem Testament ausdrücklich bemerkte, daß sie das ihrer in Hamburg weilenden Tochter zugedachte Erbtheil bereits übergeben habe, so glaubte sie sich der Annahme hingeben zu dürfen, daß man sie in dem Besitz belassen würde, zumal, da dieselbe eine Bürgerin der freien Hansastadt Hamburg war, gegen die man schon aus diesem Grunde keinen Proceß anstrengen würde um ein Object, das eine Mutter, die zur Zeit noch freie Disposition über ihr Vermögen hatte, ihrer Tochter als Geschenk übergeben.

Aber Letzterer dies Geschenk ungefährdet in die Hände zu spielen, das war unter den gegenwärtigen Verhältnissen eine schwierige und auf directem Wege nicht zu wagende Aufgabe. Einem von ihrer jetzigen Umgebung den Schatz anzuvertrauen,

damit er ihn an seine Adresse befördere, durfte sie nicht riskiren, er hätte nach ihrer Meinung denselben entweder für sich zu behalten gesucht oder ihn dem Erbprinzen ausgeliefert. Selbst ihrem eigentlichen Vertrauten, ihrer sogenannten „Rechten Hand", wagte sie nicht, diese Mission zu übertragen.



Die Reichsgräfin Fichtenberg.

Dieser Vertraute, ein schlauer, listiger, verschlagener alter Mann, war früher ihr Kammerdiener gewesen, und sie hatte ihn, nachdem sie ihn zu ihrem Geheimsecretair gemacht, vom Herzog in den Adelstand erheben lassen. Derselbe — er nahm nach seiner Nobilitirung den Namen seines Gutes Stolzenberg an, das er sich von seinem „Verdienste" erworben

hatte, — dieser Herr von Stolzenberg hätte den Schatz zwar nicht an den Erbprinzen ausgeliefert, aber seine Gebieterin kannte seine ausgebildete krankhafte Habgier und traute ihrem Complicen in der jahrelang ausgeübten Beraubung Anderer es zu, daß er der Versuchung nicht widerstehen und den Schatz entweder ganz oder doch theilweise für sich auf die Seite bringen würde. So blieb ihr nichts Anderes übrig, als an ihren ersten Gatten zu schreiben, ihm die Verhältnisse auseinander zu setzen und ihn zu bitten, zu ihr zu kommen, um das ihrer Tochter bestimmte Vermögen selbst in Empfang zu nehmen. Da sie bereits jedem Bewohner des Schlosses bis zu den Domestiken hinab mißtraute, so übergab sie den Brief einem Bauern aus dem zum Gute gehörenden Dorfe, rüstete ihn mit dem nöthigen Reisegeld aus und schickte ihn damit nach Hamburg. In diesem Briefe hatte sie meinen Urgroßvater gebeten, ihre Tochter mitzubringen, damit sie sie noch einmal sähe. Das war in dem langen Schreiben das einzige Zeichen von einem tieferen Gefühl, im Uebrigen war keine Spur von Reue über ihr vergangenes Leben darin zu finden. Im Gegentheil, man konnte deutlich aus Allem herauslesen, daß sämmtliche Beschlüsse für die nächste Zukunft aus Rachsucht gegen den ihr verhaßten Erbprinzen, dem sie seine Pläne vereiteln wollte, und aus dem Wunsch von ihr gefaßt waren, als Gemahlin des Herzogs mit allem Pomp beerdigt zu werden.

Bei den damaligen Communicationsverhältnissen verging längere Zeit, ehe der Bote, den sie nach Hamburg geschickt, zurückkehrte. Gleich nach seiner Abreise endlich entdeckte sie ihrer Umgebung ihr körperliches Leiden, sprach häufig von ihrem baldigen Ende, damit man ihren fest beschlossenen freiwilligen Tod als einen natürlichen ansehen sollte, und ließ einen Rechtsgelehrten aus der Residenz kommen, der ihr Testament machte. Von dem Brief indeß, den mein Urgroßvater ihr schrieb, war sie vollständig consternirt. Er wies das Geschenk im Namen seiner Tochter zurück. Mit wenig Worten sprach er seine Ueberzeugung aus, daß sein Kind durch ein Vermögen, an dem die Thränen ihres unglücklichen Landes hingen, unmöglich glücklich werden könne, überdies könne seine Tochter solches entbehren, da sie sich vor Kurzem mit dem sehr wohlhabenden Kaufmann Bardeleben verheirathet

habe. Am Schluß rieth er ihr, da er aus einigen Andeutungen entnehmen zu können glaube, daß sie das ihr von Gott gesteckte Ziel durch einen Selbstmord abzukürzen gewillt sei, dies nicht zu thun, weil es ein Frevel sei, sondern für all ihre Sünden Buße zu thun und zu bereuen, und wenn sie von dem Vermögen, welches sie seiner Tochter zuwenden wolle, eine Wohlthätigkeitsanstalt stifte, so könne sie hoffen, daß der Himmel vielleicht einen Theil ihrer schweren Schuld vergebe. Wie aus diesem zweiten Brief der Gräfin Fichtenberg," fuhr Frau Rohdenberg nach einer Pause fort, „der an ihre Tochter, meine Großmutter, direct gerichtet war, hervorgeht, war sie sehr entrüstet über die Antwort ihres ersten Mannes und die darin enthaltene Moralpredigt. Sie sei, schreibt sie darin, keine sentimental angelegte Natur, die feige bereuen könne, was sie gethan. Sie sei eine Frau, die, wenn sie einmal einen Gedanken gefaßt habe, denselben auch ausführen müsse. Sie habe dies stets mit eiserner Consequenz gethan und könne auch jetzt nicht von dem Gedanken lassen, daß ihre kostbaren Brillanten in den Besitz ihrer Tochter übergehen sollten, als daß sie nicht noch einmal den Versuch wagen möchte, ihren Vorsatz mit Erfolg auszuführen. Aber die Zeit drängte, sie wäre elend und krank, sie könne weder ihre Tochter noch ihren Gatten mehr bitten, zu ihr zu kommen, um ihnen den Schatz zu übergeben, sie dürfe noch weniger als früher riskiren, denselben irgend einem Menschen zur Beförderung anzuvertrauen, so sei ihr kein anderer Ausweg geblieben, als den Schatz an einem sicheren Ort zu verbergen. Sie habe das bereits gethan, und nur der, welcher den Ort kenne, könne ihn heben und zwar ohne große Schwierigkeit. Niemand außer ihr wisse um dies Geheimniß. Sie hoffe und erwarte nun zuversichtlich, daß ihre Tochter und deren Gatte nicht so lächerliche wie unerhörte Bedenken gegen die Annahme eines solchen Vermögens erhöben, da Erstere dadurch in den Stand gesetzt würde, ein ungleich glänzenderes Leben zu führen und Letzterer, seinem Kaufmannsgeschäft einen bedeutenden Aufschwung zu geben, und daß Bardeleben nach einiger Zeit, nachdem er erfahren, wo der Schatz verborgen sei, kommen würde, um denselben zu heben und zu holen, was, wie gesagt, keine allzu große Schwierigkeiten bereiten

würde, da sie dafür gesorgt, daß die Pretiosen und die Goldrollen einen möglichst kleinen Raum einnähmen. Sollten sie, wider Vermuthen, aus ähnlichen Gründen wie sie der Musikdirector Grunert vorgebracht, ihr Anerbieten refüsiren und auf ihren Vorschlag, den Schatz da zu suchen, wo er zu finden sei, nicht eingehen wollen, so möge derselbe, ehe er dem Erbprinzen zufalle, für ewige Zeiten in seiner Verborgenheit unbenutzt verbleiben, denn es sei nicht wahrscheinlich, daß er von einem Anderen durch Zufall entdeckt werde.

Da nun ihrem listigen, wachsamen Geheimsekretair die Uebersendung ihres ersten Schreibens verrathen worden. da er ferner bei der Abfassung des Testaments als Zeuge gedient habe, somit wisse, daß sie ihr Baarvermögen und ihr Geschmeide ihrer Tochter aus erster Ehe vermachen wolle, so müsse sie annehmen, daß er eine Ahnung ihres jetzigen Vorhabens habe. Außerdem habe sie sich in einem erregten Zwiegespräch hinreißen lassen, auszurufen, daß sowohl er, wie alle Uebrigen Verräther seien, daß sie, weil sie Keinem den Schatz anzuvertrauen wage, ihn verborgen und es schon so einrichten werde, daß ihre Tochter allein diesen Ort erfahre. Da Herr von Stolzenberg gewiß seine Wachsamkeit und Spionage verdoppeln würde, um hinter das Geheimniß zu kommen, so habe sie einen Plan erdacht, von dessen Ausführung sie hoffe, daß der Schlüssel zu dem Geheimniß nur allein in den Besitz ihrer Tochter gelangen möge. Sie habe abermals, wie sie glaube, einen zuverlässigen Menschen gefunden, der diesen Brief und die beifolgende Bibel an deren Adresse befördern solle. Er wisse, daß er weiter keine Schätze zu überbringen habe, als nur eine Bibel. Zwar habe diese Bibel, — sie war ein Geschenk des Herzogs, — einen doppelten Werth, erstens einen archäologischen, denn sie war eine der ersten, die nach der Luther'schen Uebersetzung gedruckt worden war, und zweitens hatte sie einen mit Rubinen besetzten Silberbeschlag, auf dem von Künstlerhand die Leidensgeschichte Christi ciselirt war. Auf der Innenseite des Einbandes stand der Name der Gräfin. Aber sie habe dem Boten die Zusage gemacht, ihm den fünffachen Werth des Silberbeschlags und der Rubinen zu geben, so daß er nicht in Versuchung kommen würde, die Bibel aus Habsucht sich anzueignen.

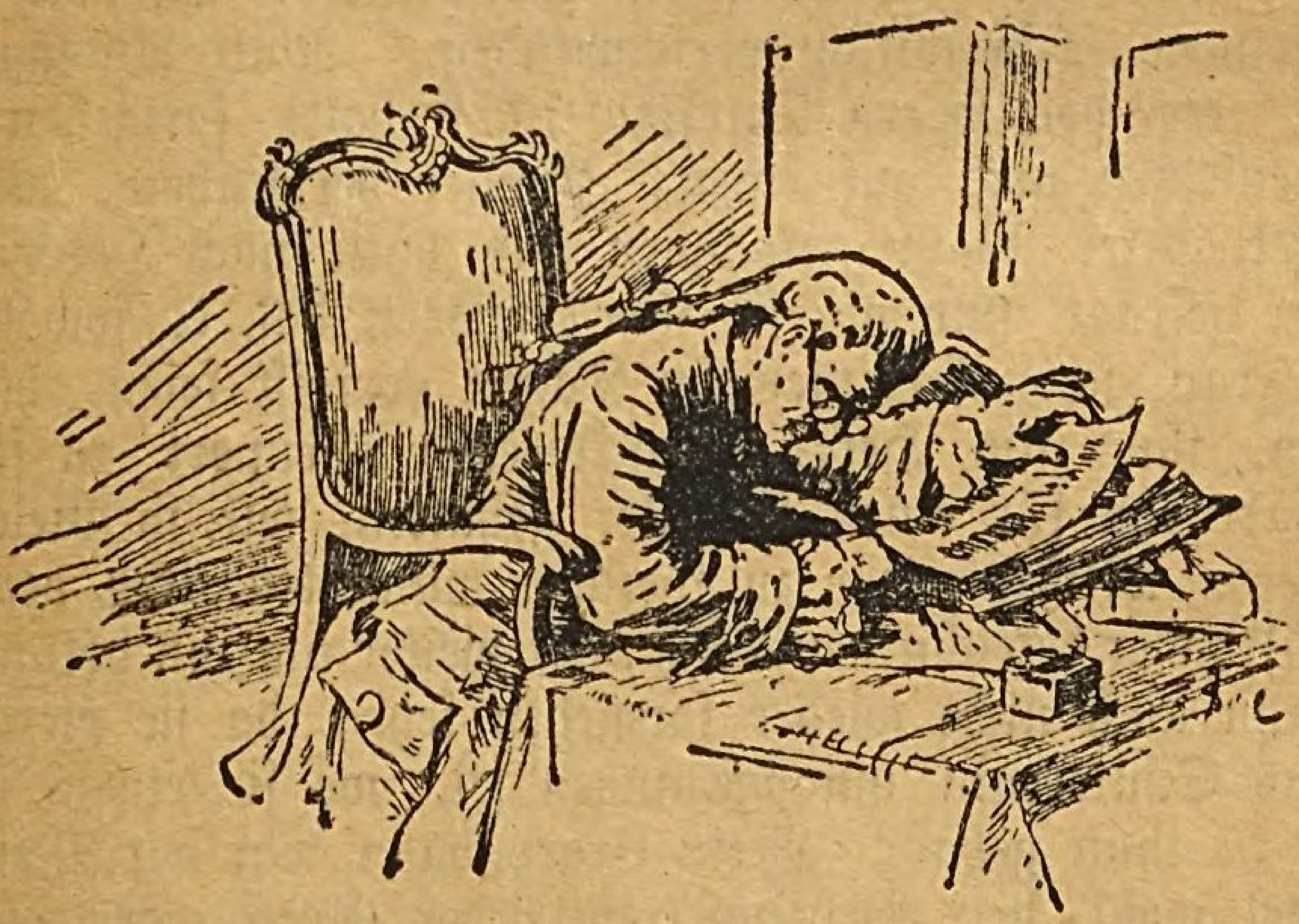
Selbst aber wenn auch dieser Bote sie an ihren Geheimsecretair verrathen und ihm Brief und Bibel überliefern würde, so sollten ihre Widersacher doch wenigstens in diesem Brief nicht den Schlüssel zu dem Geheimniß finden, sondern der letztere — er sei bereits unterwegs — würde ihrer Tochter auf einem ganz ungewöhnlichen, aber desto sicheren Wege, vielleicht erst nach einigen Wochen zugehen.

Der Bote langte wirklich mit dem Packet in Hamburg an. Es wäre nun wohl anders gekommen, wenn nicht mein Großvater, der Kaufmann Bardeleben, mit seiner jungen Frau zur Frankfurter Messe gereist gewesen wäre. Mein Urgroßvater, der mit seiner Tochter unter einem Dache wohnte, empfing in deren Abwesenheit den Boten, und als er von Letzterem erfuhr, daß der Inhalt nur eine Bibel sei, durchfuhr ihn der Gedanke, seine ehemalige Gattin könne, durch seinen eignen Brief dazu veranlaßt, Reue über ihr vergangenes Leben fühlen, und das Geschenk einer Bibel sei ein Zeichen ihrer Umkehr, weshalb man dasselbe nicht zurückschicken dürfe. Er schrieb dem Boten auf dessen Wunsch einen Empfangsschein aus und erst, als dieser sich entfernt hatte, öffnete er, trotzdem es nicht seine Adresse trug, das Packet. Wie erstaunte er aber, als er nun den Brief gelesen, daß in demselben nicht eine Spur von Reue zu entdecken war.

In dem Briefe, den mein Urgroßvater meiner Großmutter hinterlassen, schreibt er, daß dies Geheimniß doch angefangen habe, ihn zu reizen, und daß er ernstlich erwogen, ob er ein Vermögen von dieser Größe, das sonst Niemandem zu Gute kommen würde, seinen Kindern vorenthalten dürfe. Er sei doch von der Neugierde erfaßt worden, wo die Gräfin wohl dasselbe verborgen und habe nun die ganze Bibel durchblättert, ob er darin irgend etwas entdecken könne, habe aber absolut nichts gefunden. Da meldet sich etwa zehn bis elf Tage später ein braunes Zigeunerweib bei ihm. Sie fragt nach dem Kaufmann Bardeleben, und als er die Gegenfrage stellt, weshalb sie denselben zu sprechen wünsche und sie darauf erwidert, daß sie eine Abgesandte der Gräfin Fichtenberg sei, begeht er die Lüge zu sagen, daß e r der Kaufmann Bardeleben sei, um nur in den Besitz des Geheimnisses zu gelangen. Sie erzählt nun mit großem Wortschwall, daß sie der Zauberei unschuldigerweise angeklagt sei, daß sie lange Zeit im Ge-

fängniß geschmachtet habe und durch einen Machtspruch der Gräfin Fichtenberg daraus befreit sei. Für diese edle Frau ginge sie durchs Feuer und aus Dankbarkeit gegen sie habe sie die weite Reise unternommen. Hierauf übergab sie meinem Urgroßvater einen Brief, und nachdem dieser ihr ein nahmhaftes Geldgeschenk gemacht, entfernte sie sich, wunderbare Segenssprüche vor sich hinmurmelnd. In dem Briefe, den Grunert in großer Spannung geöffnet hatte, standen nur die wenigen Worte: Jesus Sirach, Kapitel 1, Vers 1. Nimm alle Buchstaben, unter denen ein Punkt steht, der Reihe nach und stelle sie zusammen, dann wirst Du finden, daß sie keinen Sinn enthalten, wählst Du aber stets den nächsten Buchstaben, so wirst Du erfahren, was Du erfahren sollst.

Mein Urgroßvater holte sogleich die Bibel hervor, schlug das Buch Jesus Sirach auf und entdeckte in der That unter verschiedenen Buchstaben einen schwarzen Punkt, der zwar deutlich zu erkennen, aber doch so klein war daß ihn Jeder, der



Mein Urgroßvater holte sogleich die Bibel hervor und schlug das Buch Jesus Sirach auf.

von seiner Existenz keine Ahnung hatte, übersehen haben würde. Nun begann mein Urgroßvater sofort jeden punktirten Buchstaben, das heißt, immer den nächstfolgenden, auf ein Stück Papier zu schreiben und zu Worten zusammenzufügen, was ihm auch ohne besondere Schwierigkeiten gelang. Er vertiefte sich in diese Arbeit so sehr, daß er darüber ganz und gar vergaß, zu einer bestimmten Stunde auf einer sehr

wichtigen Musikprobe zu erscheinen. Bereits hatte er die Worte entziffert: Es ist mein Wunsch, daß Du, meine geliebte Tochter, von der mich eigenartige Verhältnisse getrennt, meine Brillanten und ein Kästchen mit Louisdor erbst und nur Dir und Deinem Gemahl will ich anvertrauen, wo ich dieselben verborgen habe. Wenn sie in Deinem Besitz sind, weile ich vielleicht nicht mehr unter den Lebenden, dann schenke Deiner Mutter eine Thräne des Mitleids. — Bereits hatte, wie gesagt, mein Urgroßvater diese Worte niedergeschrieben, als plötzlich die Thür aufgerissen wurde und einer seiner Musiker mit der Frage hereinstürmte, ob der Herr Direktor vielleicht krank geworden sei, da er nicht zur Probe gekommen. Erschrocken über seine Vergeßlichkeit, sprang mein Urgroßvater von seinem Sitz empor, steckte den Brief der Gräfin und seine Notizen in die Tasche, und ohne erst die Bibel wieder zu verschließen, eilte er mit dem Musiker davon. Als er nach einigen Stunden zurückkehrte, war die Bibel von seinem Schreibtisch verschwunden. Nach Aussage der Magd, die den Herrn Direktor nicht hatte fortgehen sehen und denselben noch auf seinem Zimmer vermuthete, war ein fein gekleideter Mann gekommen und hatte nach Herrn Barbeleben gefragt, und als sie ihm erwidert, daß er sowohl wie seine Frau schon seit vierzehn Tagen verreist seien, habe er gebeten, ihn zum Herrn Musikdirektor Grunert zu führen. Sie habe ihn für einen Künstler gehalten, wie so Viele stets den Herrn Musikdirektor zu sprechen wünschten, ihm des Letzteren Zimmer bezeichnet und sich nicht weiter um ihn bekümmert, habe ihn auch nicht wieder fortgehen sehen, da sie gleich darauf ins Souterrain hinabgegangen sei, wo sie etwas in der Küche zu thun gehabt. Mein Urgroßvater war der Meinung, daß es wohl der Geheimsekretair der Gräfin gewesen sein könne, der auf irgend eine Weise erfahren, daß die Bibel das Geheimniß, wo der Schatz verborgen, enthalte, und nun zu dem Zweck nach Hamburg gereist sei, um den Versuch zu machen, dieselbe durch Gott weiß welche Mittel in seinen Besitz zu bekommen, einen Versuch, der ihm auf den ersten Wurf gelungen. Mein Urgroßvater, der von Anfang an von dem Gedanken durchdrungen gewesen, daß die Erbschaft der Gräfin Fichtenberg seinen Kindern keinen Segen bringen würde, sah in der Entwendung der Bibel ein Walten der

Vorsehung und unterließ jeden Schritt, das Verlorene zurück zu erhalten. Vielleicht, wenn er die Sache der Polizei gemeldet, daß man den Dieb noch ermittelt hätte.

Und das, was ich Ihnen, Herr Professor, ohne Unterbrechung jetzt erzählt habe," fuhr Frau Rohdenberg fort, „ist das Resumé dieser umfangreichen Schriftstücke. Sie werden daraus ersehen, wie vage die Hoffnung und die Aussicht ist, jemals diese Bibel aufzufinden, und wie wenig Wahrscheinlichkeit vorhanden, daß der Schatz noch an demselben Orte sich befindet, wo die Gräfin ihn verborgen. Kann er nicht längst von irgend Einem entdeckt sein? Mehr als ein Jahrhundert ist seit jener Zeit vergangen. War er vergraben, so kann die Anlage von Chausseen und Eisenbahnen ihn an's Licht befördert haben; hatte die Gräfin ihn in der nächsten Umgebung des Schlosses, in einem Pavillon oder in einem anderen Gebäude untergebracht, so können dieselben abgebrochen sein, nur Eins ist bis zur Stunde unverändert geblieben, es ist das Schloß selbst. Und wissen Sie, Herr Professor, was für ein Schloß das ist? Es ist die vier Meilen von hier gelegene sogenannte Schlangenburg, die vor noch nicht langer Zeit in den Besitz unseres großen Industriellen, des Geheimen Commerzienrath Wolter, gelangt ist.

„Wie?" rief der Professor Marquard erstaunt aus, „die Schlangenburg, dieser alte romantische Bau gehörte der Gräfin Fichtenberg?"

„Sie bildete mit den Gütern Fichtenberg, Rönnwald und Holzendorf eine Enclave unseres Nachbarstaates, welche erst zu Anfang unseres Jahrhunderts unserem Lande incorporirt wurde."

„Ihre Erzählung hat mich sehr interessirt," sagte der Professor, sich mit der Hand durch das aufstrebende, borstige Haar fahrend, „und ich danke Ihnen für Ihr Vertrauen. Man wird ganz eigenartig berührt, wenn man um mehr als ein Säculum in die Vergangenheit zurückgeführt wird. Wie verändert sich doch die Welt und fast Alles, was sie enthält, von einem Jahrhundert zum andern. Wie unendlich Vieles ist so ganz anders geworden, die Fürsten und die Völker, die Anschauungen und die Begriffe. Was früher geschehen konnte, ist jetzt zur Unmöglichkeit geworden."

„Also die Schlangenburg," fuhr er fort, „gehörte früher der Gräfin Fichtenberg? Das ist mir allerdings ganz neu. Ich kann mich noch gar nicht von meinem Erstaunen erholen, daß diese Frau ihre Urgroßmutter war! Seltsam, seltsam! Ich gebe Ihnen vollkommen Recht, Frau Rohdenberg, wenn Sie annehmen, daß die Bibel im Lauf der Zeit verloren gegangen und vernichtet sein kann, aber es ist doch gar nicht unmöglich, daß der Schatz entweder auf der Schlangenburg selbst oder in der nächsten Nähe noch verborgen liegt! Ich war einige Male dort, es verlohnt sich auch der Mühe, die Gegend ist reizend. In dem Schlosse mit seinen vielen Korridoren, Treppen und Gängen findet man sich allein kaum zurecht, ebenso wenig in dem großen Park, der noch im richtigen Zopfstiel angelegt und darin erhalten ist. Eine Menge wunderlicher Sagen und Geschichten knüpfen sich an das Schloß und den Park, die der kleine zusammengedrückte Kastellan, der alle Fremden umherführt, mit feierlicher Miene und offenbar von der Wahrheit derselben selbst überzeugt, zum Besten giebt. Mir scheint es nun doch nach all dem, was Sie mir über den Inhalt dieser Briefe berichtet haben, immerhin noch im Bereich der Möglichkeit zu liegen, daß das Geld und die Edelsteine zur Zeit sich noch da befinden, wo die Gräfin Fichtenberg sie versteckt. Weder eine Chaussee noch eine Eisenbahn haben den Berg durchstochen, auf dem die Schlangenburg liegt; der Gräfin allein wird das Geheimniß des Ortes bekannt gewesen sein; feststehend ist, daß der Schatz vorhanden war, und daß er nur durch die Kenntniß der im Jesus Sirach enthaltenen Zauberformel zu heben ist und es kann doch wohl angenommen werden, daß der Dieb der Bibel, mag es nun der Geheimsecretär oder ein Anderer gewesen sein, diese Zauberformel nicht entdeckt haben wird."

„Was hilft alles Grübeln darüber, Herr Professor; auch uns fehlt die Zauberformel, und ohne die verloren gegangene Bibel, die wir niemals wiederfinden werden, können auch wir den Schatz nicht erschließen. Konrad ist natürlich damals auch auf der Schlangenburg gewesen, um sich dieselbe einmal anzusehen und meinte, daß der Schatz irgendwo im Park versteckt läge. Er wollte aber vorerst die Bibel finden

und dachte sich das in der Aufregung als nicht allzuschwer, und erst, wenn diese Versuche sich als fruchtlos erwiesen, wollte er den damaligen Besitzer des Schlosses, einen ungebildeten reichen Berliner Parvenü, ins Vertrauen ziehen und ihn auffordern, mit ihm gemeinschaftlich den ganzen Park zu durchforschen. Dies aber sollte nur das letzte Mittel sein, da er von dem Besitzer die Erwartung hegen konnte, daß er sagen würde, Alles, was auf meinem Territorium sich befindet, gehört mir! — Er konnte dies Letzte nicht ausführen, da der liebe Gott ihm vorher den Verstand nahm."

„Desto leichter würde sich mit dem jetzigen Besitzer ein Abkommen treffen lassen," sagte der Professor, „der Geheimrath Wolter hat den Ruf eines Ehrenmannes und würde Ihr Recht auf den Schatz ohne Zweifel anerkennen."

„Ich beschwöre Sie, Herr Professor, geben Sie mir zu Liebe jeden derartigen Gedanken auf, wenn Sie oder ich irgend welche Schritte in dieser Richtung unternehmen wollten, so würden wir nicht verhindern können, daß Siegfried davon erführe, und bedenken Sie doch, welchen namenlosen Jammer ich schon mit meinem Sohne erlebt, ich wiederhole, ich bin zu alt, um vielleicht dasselbe noch einmal mit meinem Enkel durchmachen zu müssen; und nicht wahr, Herr Professor, Sie ehren meinen Wunsch?"

„Ganz gewiß, Frau Rohdenberg — sicher werde ich nicht auf eigene Faust und ohne Ihre Einwilligung etwas thun."

„Der Geheimrath Wolter ist wohl ein sehr reicher Mann?" fragte nach einer Pause Frau Rohdenberg.

„Dafür halten ihn die Meisten, und er ist es auch wohl, obgleich Einige meinen, daß sein rastloser Unternehmungsgeist ihn zu weit führe. Eine Fabrik nach der anderen legt er an, jetzt will er auch noch in Holzendorf, in der Stadt am Fuße des Berges, auf dem die Schlangenburg liegt, mehrere Fabriken anlegen, wo er außer der Dampfkraft auch noch die Wasserkraft des Flusses benutzen will."

„Es soll, seitdem er sich wieder verheirathet hat, dort ein fürstlicher Luxus herrschen."

„Die Frau Geheimräthin, seine zweite Frau, die Wittwe eines Offiziers, versteht auch wie eine Fürstin zu repräsentiren. Ich kann Ihnen sagen, ihre Feste, die sie arrangirt, zeichnen sich eben so sehr durch einen wirklichen Kunstgeschmack aus

wie durch äußeren Glanz. Ich war schon mehrmals dort. Jetzt giebt sie auf der Schlangenburg Feste, die reizend sein sollen. Auch dazu war ich schon geladen, mußte aber absagen, weil ich einen Podagraanfall hatte."

„Man sagt ihr eine ziemliche Portion Koketterie nach."

„Das sagt man allen jungen Frauen nach, die einen älteren Mann haben."

„Sie selbst ist doch auch wohl nicht mehr so ganz jung?"

„Nein, das ist sie auch eigentlich nicht, sie mag schon über die Dreißig hinaus sein, aber man sieht es ihr nicht an, sie hat sich eine merkwürdige Jugendlichkeit bewahrt, wie sie denn überhaupt wohl die schönste Frau der Stadt ist. Uebrigens habe ich außer Ihnen, Frau Rohdenberg, nie ein weibliches Individium gefunden, daß eine solche Musikkenntniß und ein so kunstverständiges Urtheil über Musik hat wie sie. Aber sie interessirt sich nicht allein für Musik, sondern ebenfalls für alle übrigen Zweige der Kunst. Ist sie doch selbst eine Meisterin auf dem Klavier und sollen die Producte ihrer Malerei durchaus nicht ohne Werth sein. Sie ist ein echter weiblicher Mäcen und sucht das wahre Talent zu unterstützen, wo sie nur kann."

„Man sagt aber auch, Herr Professor, daß sie nur junge und hübsche Künstler in ihre Salons zieht."

„Verläumdung, pure Verläumdung! Bin ich etwa jung und hübsch? Sind der Maler Frerichs, der Bildhauer Tellbrandt und der Dichter Wollheim und verschiedene Andere hübsche Leute? Wir sind ebenso häufig ihre Gäste, wie jüngere Talente."

„Vielleicht dienen Sie nur als Deckmantel für die Letzteren."

„Aber liebe Frau Rohdenberg, ein so hartes Urtheil habe ich ja noch niemals aus Ihrem Munde gehört."

„Sie haben Recht, und es ist Unrecht von mir, einen Klatsch zu wiederholen, von dem ich wenigstens nicht den geringsten Beweis habe. Etwas Gutes habe ich doch auch über sie gehört, es soll nämlich ein reizendes Verhältniß zwischen ihr und ihrer Stieftochter bestehen."

„Ich lasse auf die Frau nichts kommmen. Mag sein, daß sie etwas eitel und gefallsüchtig ist, wie es alle schönen Frauen sind, aber interessant ist sie, sehr interessant und sie

weiß in so liebenswürdiger Weise die Vorzüge eines Jeden anzuerkennen, daß man ganz entzückt davon ist. Alles Uebrige ist, wie Sie ganz richtig bemerkten, Klatsch. Eine so hervorragende Erscheinung hat stets ihre Neider! Sagen Sie einmal selbst, Frau Rohdenberg, war es Ihnen nicht angenehm und schmeichelhaft, als Siegfried neulich zum ersten Male in einem öffentlichen Concert spielte und nach demselben die Frau Geheimräthin auf ihn zutrat, ihm die Hand reichte und ihm für den Genuß einer echten Kunstleistung dankte?"

„Aufrichtig gestanden, nein! Denn erst wenige Minuten früher hatte ich das über die Geheimräthin gehört, was ich soeben sagte, und was Sie mit Recht als ein hartes Urtheil bezeichneten. Bis jetzt ist, so viel ich weiß, Siegfrieds Herz von irgend einer Liebe völlig unberührt geblieben, und diese innere Ruhe hat wohl sehr viel dazu beigetragen, daß er sich so rasch unter Ihrer Leitung zu einem Künstler ausgebildet hat, aber er darf nicht stille stehen, er muß streben und immer weiter streben. Eine reine, ihn entzückende und beglückende Liebe würde seinem Genius vielleicht höhere Schwingen verleihen; aber denken Sie sich den Fall, wenn die Frau Geheimräthin Friedels unentweihtes Herz zuerst entzündete und mit unlauterem Verlangen dasselbe erfüllte? Was würde die Folge davon sein? Er würde geistig und körperlich darunter leiden und mit seiner Kunst, die ihn jetzt so ganz und freudig beherrscht, würde es bergab gehen. Es wäre schlimm für ihn, wenn eine hoffnungslose Leidenschaft ihn verzehrte, noch schlimmer, wenn sie erwidert würde! Die Liebe zu einer verheiratheten Frau wäre das Grab seines Ruhmes!"

„Es ist unglaublich," sagte lächelnd der Professor, „bis zu welchen Hirngespinnsten der Angst und Besorgniß sich ein liebendes, großmütterliches Herz versteigen kann! Kann man denn nicht, wie ich es thue, eine schöne Frau bewundern, ohne gleich sich leidenschaftlich in sie zu verlieben?"

„Sie haben die Jahre, Herr Professor, in denen die Leidenschaft nicht mehr kopflos davonrast, aber einer so schönen Frau, wie der Frau Wolter, wenn sie kokett ist und es darauf anlegt, dürfte es vielleicht nicht so ganz schwer werden, in die unberührte Seele eines zweiundzwanzigjährigen Jünglings den Feuerbrand zu werfen, der oft nur mit dem Herzblut des Opfers gelöscht werden kann!"

„Das sind Schwarzsehereien, Frau Rohdenberg, und ich finde, Sie thun dem Friedel Unrecht, wenn Sie nur die Möglichkeit annehmen, daß er auf solche Abwege gerathen könnte.“

„Durch künstliche Mittel kann es Jeder, und, Sie kennen ihn ja, ist nicht Alles Leben und Feuer in ihm? Wenn ein solches Temperament —“

Frau Rohdenburg wurde unterbrochen. In diesem Augenblick öffnete sich die Thür, die in das Nebenzimmer führte und auf der Schwelle erschien ein bildhübscher, junger Mann und rief lachend aus:

„Da die geehrten Herrschaften anfangen, meine werthe Person etwas allzu eingehend in die Unterhaltung zu ziehen, gebietet es meine Bescheidenheit, meinen unfreiwilligen Lauscherposten aufzugeben und mich zu zeigen, — und da bin ich!“

Es war Siegfried Rohdenberg, der so unerwartet ins Zimmer trat.

Drittes Kapitel.

Frau Rohdenberg wohnte in dem zweiten Stockwerk eines mit einer großen Durchfahrt versehenen Hauses in der Johannesstraße. Letzteres bildete die eine Seite eines Vierecks, das einen geräumigen Hof umschloß, zu dem man nur durch die Durchfahrt im Vorderhause gelangen konnte. Das Hinterhaus und die beiden Seitenflügel hatten, gleichwie das Vorderhaus, ein hohes Mansardendach und waren wie dieses zweistöckig. Das Ganze war früher ein Stift gewesen, dessen Oberin das an der Straße gelegene Gebäude inne gehabt. Jetzt gehörte es einem Rentier, und da im Hinterhause und in den beiden Seitenflügeln nur je zwei und zwei Zimmer an eine Person vermiethet wurden, zu keinem derselben aber eine Küche gehörte, da außerdem die Miethen nicht hoch, so waren von den dreißig Wohnungen die größte Anzahl stets vermiethet, und zwar die Hälfte, die nothdürftig möblirt war, an los- und lediges Volk, wie Studenten, Konservatoristen, Angehörige der Oper und des Ballets 2c., die andere Hälfte an Personen der verschiedensten Art.

Frau Rohdenberg's Großvater, der Kaufmann Bardeleben, war früh gestorben. Er hatte schwere Verluste gehabt und konnte seiner Frau nur ein kleines Vermögen hinterlassen, von dem sie nothdürftig zu leben vermochte. Als ihre einzige Tochter herangewachsen war, verheirathete diese sich mit dem Organisten an der Petrikirche in Hamburg. Aber kaum hatte Frau Rohdenberg das Licht der Welt erblickt, so raffte eine bösartige Blatternepidemie beide Eltern in kurzer Zeit dahin, und die Wittwe Bardeleben nahm nun die kleine Enkelin zu sich, um dieselbe zu erziehen. Das musikalische Talent des Musikdirektors Grunert hatte sich auf seine Nachkommen vererbt. Tochter und Enkelin spielten ausgezeichnet das

Klavier, und Frau Rohdenberg war noch nicht sechszehn Jahre alt, als sie schon in einem öffentlichen Concert mitwirkte, wo sie als Klavierspielerin allgemeine Bewunderung erregte. In einem späteren Concert sah sie bei seiner zufälligen Anwesenheit in Hamburg ein junger Buchhändler aus dieser Stadt und verliebte sich in sie. Er suchte ihre nähere Bekanntschaft zu machen und verlobte sich mit ihr. Es war Heinrich Rohdenberg, ein junger und sehr hübscher Mann. Ein halbes Jahr später war die Hochzeit. Auf dringendes Bitten folgte Frau Bardeleben dem jungen Ehepaar in Rohdenbergs Heimath. Letzterer hatte nur ein kleines Geschäft, aber es nahm einen so lebhaften Aufschwung, daß von der Zukunft Erfreuliches zu erwarten war. Aber der Tod hatte es auf diese Familie abgesehen. Der kleine Konrad war noch nicht fünf Jahre alt, da starb Rohdenberg. Vermögen hinterließ er nicht, und so waren Frau Rohdenberg und ihr Sohn wieder auf die Revenüen angewiesen, die das kleine Kapital der Großmutter einbrachte. Letztere und ihre Enkelin wären im Grunde gern nach Hamburg zurückgekehrt, aber mit Rücksicht darauf, daß der kleine Konrad schon jetzt ein so ausgesprochenes musikalisches Talent verrieth, beschlossen Mutter und Großmutter, in dieser Stadt zu verbleiben, weil er nirgends anderswo eine solche Anregung finden würde und hier später das Conservatorium besuchen könne.

Frau Bardeleben erreichte ein ungewöhnlich hohes Alter, sie starb erst, nachdem Konrad sich verheirathet, und Siegfried fast zwei Jahre alt geworden. Hätte sie geahnt, daß ihre hinterlassenen Schriften ihrem Enkel Konrad und in weiterer Folge dessen Gattin das Leben kosten würden, sie wären von ihr vernichtet worden.

Siegfried, der einen Freund besuchen wollte und diesen nicht zu Hause angetroffen, war in sein Zimmer zurückgekehrt, ohne daß es von Frau Rohdenberg und dem Professor im Eifer des Gesprächs gehört worden wäre. Er erkannte sofort an dem mächtigen Baßorgan, in welcher Gesellschaft seine Großmutter im Zimmer daneben sich befand und konnte auch, so wie er nur darauf achtete, fast jedes Wort, das gesprochen wurde, verstehen. In seinem Zimmer lag ein alter Teppich, der seine Schritte unhörbar machte, und während er auf demselben hin und herging, um seinen Stock in die Ecke zu

stellen, seinen Hut an einen Nagel zu hängen, gab er sich keine Mühe, etwas von dem nebenan geführten Gespräch zu erhorchen; als er sich aber der Thür näherte, um durch dieselbe hindurch zu treten und den Professor zu begrüßen, und nun die Worte vernahm: „Das unglückselige Geheimniß hat meinem Sohne den Verstand gekostet und seinem Leben im Irrenhause ein Ende gemacht," blieb er unwillkürlich stehen. Die Großmutter hatte ihm nicht verschwiegen, daß sein Vater in einer Irrenanstalt gestorben, und zwar aus dem Grunde, weil der Enkel eine solche Thatsache leicht von anderer Seite hätte erfahren können, aber als Ursache hatte sie eine Ueberanstrengung des Geistes angegeben. Jetzt hörte er plötzlich, daß irgend ein Geheimniß die Krankheit hervorgerufen, und zwar ein Geheimniß, welches auch ihm, nach Frau Rohdenbergs Meinung, gefährlich werden konnte. Die aufsteigenden Bedenken, daß es unrecht sei, hier etwas zu erlauschen, was ihm vorenthalten werden sollte, wurden von der Neugierde besiegt, ein Geheimniß kennen zu lernen, das bereits solche Folgen gehabt, und die Zuversicht, daß ihm ein solches, welcher Art es auch sein möge, niemals gefährlich werden könne, fesselte ihn an die Stelle. Und so ward er Zeuge des ganzen Gesprächs. Zwar erstaunte er nicht wenig, als er hörte, daß er ein Abkömmling der Gräfin Fichtenberg sei, und daß ein Schatz von dem Werthe einer Million im Park der Schlangenburg noch jetzt versteckt läge, aber unbegreiflich erschien es ihm, daß Jemand sich eine solche Thatsache so zu Herzen nehmen und darüber den Verstand verlieren konnte. Er hatte noch nie den Wunsch gehabt, reich zu werden; wohl trug auch er in seinem Herzen ausgeprägte Wünsche, aber alle bezogen sich nur darauf, dereinst einmal ein anerkannter und berühmter Künstler zu werden. Daneben kam ihm wohl einmal der Gedanke, daß ein wirklich berühmter Künstler heut zu Tage auch in der Regel einmal ein reicher Mann wurde, aber zur Zeit hätte er noch garnicht gewußt, was er mit dem Reichthum anfangen sollte, die Ansprüche, die er an das Leben machte, waren jetzt noch sehr bescheiden, und konnten durch die guten Einnahmen seiner Großmutter alle befriedigt werden. Nur noch kurze Zeit, und Siegfried hatte das Conservatorium absolvirt, seine Ausbildung konnte als vollendet betrachtet werden, dann wollte

er vorläufig ebenfalls unterrichten. Eine vermehrte Einnahme war dann zu erwarten, wodurch Beide befähigt wurden, sich das Leben etwas behaglicher einzurichten, mehr verlangte er vorläufig vom Schicksal nicht.

Er fühlte, daß er ein Unrecht begangen, hier zu horchen und hoffte, es dadurch in etwas wieder gut zu machen, daß er frei bekannte, was er gethan.

Frau Rohdenberg und den Professor durchfuhr ein Schrecken, als sich so plötzlich die Thür öffnete und Siegfried darin erschien. Unwillkürlich griff die Erstere nach dem



Frau Rohdenberg und den Professor durchfuhr ein Schrecken.

Taschentuch, um es über die Papiere zu breiten, aber Entsetzen erfaßte sie, als sie in der nächsten Secunde schon vernahm, daß ihr Enkel gehorcht und Alles gehört hatte.

„Du brauchst nicht zu erschrecken, Großmutter," sagte Siegfried, jetzt die Schwelle überschreitend, „daß ich Dein Geheimniß erlauscht, und so sehr es mich auch betrübt hat, daß es einen solchen Einfluß auf meinen armen Vater ausüben konnte, so kannst Du Dich vollständig beruhigen; der Wunsch, Reichthümer zu besitzen, hat noch nie meine Seele bewegt und wird auch nicht geweckt werden durch das, was ich soeben erfahren habe. Ich wüßte wahrhaftig nicht, was ich

damit beginnen sollte! Habe ich denn schon je etwas entbehrt? Mein Kunst durchdringt mich vollständig, geht mir so sehr über alles Andere, daß ich wirklich keine Lust habe, ihr meine Zeit und meine Gedanken zu entziehen, um einem Phantom nachzujagen, das vielleicht gar nicht mehr existirt, und wenn dennoch, wozu der Schlüssel doch unauffindbar sein wird. Ja, wenn mein Talent mir vielleicht später mehr in den Schooß wirft, als ich gebrauche, so werde ich mich über den Erwerb eines selbstverdienten Vermögens gewiß herzlich freuen, aber den Schatz der Gräfin Fichtenberg — ich möchte ihn gar nicht haben, und ich weiß nicht, ob ich ihn aufheben würde, wenn ich ihn fände, denn ich theile die Ansicht Deines Urgroßvaters, des Musikdirektors Grunert, eine Million, an der die Thränen eines ganzen Landes hängen, kann keinen Segen bringen.“

„Gott sei Dank!“ kam es erleichtert über Frau Rohdenbergs Lippen.

„Es freut mich Deiner Frau Großmama wegen, lieber Siegfried,“ sagte der Professor, „daß Du durch Deine Worte alle Sorge hinweggenommen. Ich will hoffen, daß sich Deine Ansichten darüber nie ändern werden, und daß sich in Deinem Leben nie etwas ereignen möge, was später noch den Wunsch in Dir rege machen könnte, den Schatz aufzufinden.“

„Ich vermag mir gar keine Möglichkeit vorzustellen, wo dies eintreten könnte.“

„Hast Du denn unser *ganzes* Gespräch gehört, Siegfried?“ fragte die Großmutter.

„Wenigstens den Theil, der sich auf Dein Geheimniß bezog.“

„Wie hast Du nur Dein Zimmer betreten können, ohne daß ich Deinen Schritt vernommen?“

„Du hast natürlich mein Kommen im Eifer Eures lebhaften Gesprächs überhört, ich war nicht leiser wie sonst.“

„Du wolltest ja erst um sieben Uhr zurückkehren.“

„Ich traf Langenbach nicht zu Hause, er war kurz zuvor zu einer Kranken geholt.“

„Du bist wohl sehr befreundet mit dem jungen Mediciner?“ bemerkte Marquardt.

„Ja, sehr,“ erwiderte Siegfried, „ich verkehre gern mit ihm. Wir ergänzen uns gegenseitig. Seine medicinische

Wissenschaft geht ihm natürlich über Alles, aber nächst dieser hat er für nichts so sehr Interesse, als für die Musik; und das ist umgekehrt bei mir der Fall. Ich liebe in erster Reihe seine Kunst, aber wäre ich nicht Musiker, möchte ich Mediciner sein. Der menschliche Körper mit seinen so wunderbar functionirenden Organen war für mich bis dahin ein unerklärliches, räthselhaftes Geheimniß, ein Buch mit sieben Siegeln, jetzt, nachdem Langenbach mich ein wenig in der Anatomie und Physiologie unterrichtet hat, dämmert mir wenigstens eine Ahnung von dem auf, was man Stoffwechsel, was man Leben nennt. Ich dagegen bin sein Lehrer im Generalbaß. Langenbach ist eine durch und durch musikalisch angelegte Natur, er spielt leidlich Klavier, das Cello aber sehr gewandt und hat ein ausgesprochenes Kompositionstalent. Jedoch die theoretische Musik war ihm eine terra incognita. Nur unsere Geschmacksrichtung ist eine sehr verschiedene. Während ich mich nur an wirklich klassischer Musik begeistern kann, schwärmt er hauptsächlich für die leichten, lustigen Melodien von Offenbach, Suppé, Millöcker u. s. w. Und ich weiß nicht, ob ich verrathen darf, was außer ihm, wie ich glaube, nur mir allein noch bekannt ist, — er ist nämlich augenblicklich damit beschäftigt, eine Operette zu componiren, deren urkomisches Libretto er sich selbst gedichtet hat. Ich bin überzeugt, daß sie gefallen wird; sie ist beinahe vollendet. Ich helfe ihm dabei, die von ihm nur für Klavier gemachte Begleitung für Orchester zu setzen, und Sie glauben nicht, Herr Professor, welche Ideen er dabei hat und welche komischen Aufgaben er den einzelnen Instrumenten zuweist, wie es eben nur das wahre Talent erfinden kann."

„Mir scheint," sagte der Professor, „daß dieser Sinn, dies Talent für das Komische in dem so hübschen wie humoristischen Gesicht des jungen Mannes ausgeprägt ist. Es liegt darauf wie fröhlicher Sonnenschein, und wenn er lacht, lacht nicht allein sein Mund, sondern Alles an ihm, seine Augen, seine Stirn, jeder Muskel seines Antlitzes."

„So sonnenscheinmäßig und lustig sieht es auch für gewöhnlich in seinem Innern aus, und doch kann er sehr ernst sein, zumal wenn er in seinem Beruf ist und einem Patienten gegenübersteht. Auch er hat seinen kleinen Kummer, wie ihn wohl jeder Mensch hat."

„Auch Du, Siegfried?“ fragte Frau Rohdenberg.

„Nein, Großmutter, ich nicht, bis jetzt wenigstens nicht einige Ausnahmen hat ja jede Regel, und mit einem Dankgefühl gegen das Schicksal kann ich sagen, ich gehöre dazu.“

Er schwieg einen Augenblick und fügte darauf, wie von einer plötzlichen Ahnung berührt hinzu: „Aber auch für mich kann die Stunde kommen, wo ich nicht mehr zu den Ausnahmen zähle.“

„Sie wird kommen, mein Sohn,“ sagte Frau Rohdenberg in einem entschiedenen Tone, „wem bliebe sie wohl erspart! Aber einen Rath gebe ich Dir im Voraus, laß Dich von keinem Kummer, von keinen Widerwärtigkeiten des Lebens gänzlich niederbeugen. Wenn Dich ein Unglück trifft, so ertrage es mit Standhaftigkeit und suche da Trost, wo er am ersten zu finden ist, nämlich in der ununterbrochenen Arbeit. Nur nicht versinken in Nichtsthun und Grübeln; so lange man sich dem ausschließlich hingiebt, kann man auf keine Milderung hoffen. Wenn aber die quälenden Gedanken mit anderen abwechseln, mit denen, die durch die Arbeit hervorgerufen werden; sobald der Schmerz also nur erst einmal eine Unterbrechung erlitten, so wird das Leid in den Hintergrund gedrängt, aus dem es dann immer seltener wieder hervortritt, bis es sich zu einer, wenn auch schmerzlichen Erinnerung verliert, die aber der Seele keinen Schaden mehr verursachen kann. Ich habe das Alles ja selbst erlebt und durchgemacht.“

Es trat eine kleine Pause ein.

„Dein Freund Langenbach,“ unterbrach Frau Rohdenberg das Schweigen, „wird wohl nächstens sein Staatsexamen machen?“

„Vor Ablauf eines Jahres nicht, er hat erst reichlich sechs Semester studirt.“

„Du sagtest aber vorhin, er sei zu einer Kranken gerufen — ist er denn jetzt schon dazu im Stande, dieselbe ärztlich zu behandeln?“

„Es geschieht unter der Oberaufsicht eines der Assistenten der Poliklinik. Langenbach betreibt sein Studium mit großem Eifer und daneben hat er doch noch Zeit, eine Operette zu componiren. Und ist es nicht rührend und zeugt es nicht von einem guten Herzen, daß er nur deshalb so eifrig an

einem Werke arbeitet, um mit dem Honorar, welches er dadurch zu erzielen hofft, seinem Bruder zu einem selbstständigen Geschäft zu verhelfen? Dieser Bruder ist zweiter Buchhalter bei dem Bankier Römer und heimlich verlobt mit der Tochter eines Rentiers. Letzterer will von der Verlobung nichts wissen, würde aber vielleicht seine Einwilligung geben, wenn Langenbachs Bruder als Inhaber irgend eines Geschäftes seine Werbung wiederholen könnte."

„Das ist von Deinem Freunde sehr brüderlich gedacht," sagte Marquardt.

„Und daß die Operette nicht gefallen sollte," fuhr Siegfried fort, „ist nicht zu befürchten, denn was ihr nach meiner Meinung den Erfolg sichern muß, ist außer den schon angeführten Eigenschaften der Umstand, daß darin die Wagner'schen Leitmotive in einer höchst komischen Weise persiflirt sind."

„Die Idee ist nicht übel," meinte der Professor, „und wenn sie maßvoll ausgeführt ist, kann sie Effect machen. Ein Zuviel könnte aber die Wirkung leicht beeinträchtigen. Denn man muß bedenken, daß der größte Theil des Publikums, das zu einer Operettenvorstellung geht, garnicht zu der Erkenntniß gelangt, daß es eine Persiflage sein soll, es dürfte daher nothwendig nicht allein das Komische in dieser Persiflage an sich liegen, sondern die Leitmotive müßten außerdem ihre selbstständige Komik besitzen."

„Das haben sie auch, und deshalb werden sie eine doppelte Wirkung erzielen. Und was nun, ma chère grande maman", wandte Siegfried sich lachend an Frau Rohdenberg, „Deine Furcht betrifft, ich unerfahrener Jüngling könnte in die Netze einer Koketten fallen, woraus ich mich, ohnmächtig mit den Beinen strampelnd, nicht wieder zu befreien vermöchte und von hoffnungsloser Leidenschaft gänzlich aufgezehrt würde, so nimmst Du es mir wohl nicht übel, daß ich diesen Gedanken glorios finde!"

„Der Schlingel hat Alles gehört, auch dies!" rief Frau Rohdenberg ebenfalls lachend aus.

„Es wird damit wohl keine Noth haben, Großmütterchen! Ich bin erst zweiundzwanzig Jahre alt, und in diesem Alter verliebt man sich nicht in eine Frau von dreißig Jahren, die zum Ueberfluß auch noch einen Gemahl hat.

Und in dieser Liebe würde ich sogar, wie Du befürchtest, das Grab meines Ruhmes finden können! Du bist köstlich, Großmutter!"

„Nimm nur die Sache auch nicht allzu sehr auf die leichte Schulter! Bis jetzt ist ja, gottlob, noch keine Gefahr vorhanden, und es ist immerhin noch sehr fraglich, ob die Frau Geheimräthin Dich jemals so weit berücksichtigen wird, daß sie Dich mit einer Einladung beehrt! Dein Ruhm ist noch zu jung; was sagt denn dieser eine Erfolg, den Du gehabt? Ja, wärst Du berühmter, so läge die Möglichkeit näher, da sie nun einmal Alles um sich zu versammeln liebt, was einen Namen hat. Ich habe ja auch nur den Fall gesetzt, habe hinzugefügt, daß, wenn der Ruf ihrer Koketterie begründet sei und wenn sie es darauf anlegen sollte, Dein Herz zu entflammen, dies ihr vielleicht gelingen könnte!"

„Sicher nicht, Großmutter."

„Du sagst selbst, daß Du ein unerfahrener Jüngling seiest — nun wohl, so weißt Du auch noch nicht, was die Liebe vermag! Ich meine in diesem Augenblick auch nicht die gewöhnliche Liebe, und wenn sie noch so intensiv wäre, sondern diejenige, die zur Leidenschaft ausartet, und nur eine solche, so waren meine Gedanken, wenn eine Frau, wie die Geheimräthin, sie in Deinem Herzen zu erwecken vermöchte, könnte die vorhin erwähnten Gefahren hervorrufen. Ich will ja gerne eingestehen, daß die allgemeine Besorgniß für Dein Wohl mich an Eventualitäten denken ließ, die gar nicht eintreten werden und können, so hoffe ich bestimmt; und deshalb will ich mich auch beruhigen und mich mit solchen Hirngespinnsten, wie der Herr Professor es nennt, nicht weiter befassen, es ist ja dazu immer noch Zeit, wenn, was ja noch sehr unwahrscheinlich ist, sich Dir das Haus des Geheimrath Wolter öffnen sollte."

Einen ganz eigenthümlichen Eindruck machte es auf die drei im Zimmer Anwesenden, als in diesem Augenblick die alte Magd hereintrat und die Meldung machte, daß zwei vornehme Damen Frau Rohdenberg zu sprechen wünschten und auf die Frage, wer diese Damen seien, erwiderte:

„Eine Frau Geheimräthin ist es, das ist sicher, und eine Tochter hat sie auch bei sich, aber den Namen habe ich nicht deutlich gehört, er klang wie Walter oder Wolter."

Viertes Kapitel.

Frau Rohdenberg war einen Moment sprachlos. In demselben Augenblick, wo die Frau Geheimräthin der Gegenstand eines ernsten Gesprächs war, wurde ihr Besuch angekündigt. Erst nach einigen Secunden war Siegfrieds Großmutter im Stande, der Magd zu sagen, daß die Damen willkommen seien.

Nachdem die alte Doris sich entfernt, sagte Frau Rohdenberg:

„Ist es nicht sonderbar, daß gerade jetzt —"

„Soll ich Dir einmal ganz genau sagen, Großmutter," unterbrach sie der Enkel, „was eine innere Stimme in dieser Minute in Dir spricht?"

„Nun?"

„Sie ruft ganz laut: das Schicksal naht!"

„Spotte nur, Du böser Junge, man kann noch garnicht wissen, was dieser Besuch für Folgen haben wird!"

„Hoffentlich nur gute!" erwiderte Siegfried, mit Spannung auf die Thür blickend, durch welche sogleich ein junges Mädchen eintreten sollte, dessen blaue Augen seine Phantasie in der letzten Zeit mehr beschäftigt hatten, als er wohl selbst wußte.

„Ich bin begierig —" sagte Frau Rohdenberg.

„Was die Frau Geheimräthin hier will?" fiel ihr der Professor ins Wort. „Was sollte sie anders wollen, als den Friedel auffordern, in einer musikalischen Soiree oder dergleichen mitzuwirken, und ich möchte, daß meine Vermuthung zutreffend wäre, es würde Ihrem Enkel ein gewisses Relief geben, denn da es allgemein bekannt ist, daß Frau Wolter

nur wirkliche Künstler in ihr Haus ruft, so kann eine Einladung von ihr einer kunstgerichtlichen öffentlichen Kritik gleichgeachtet werden."

Die Thür öffnete sich und eine fürstliche, junonische Gestalt schritt über die Schwelle. Es war die Frau Geheimräthin Alexandra Wolter. Ihr folgte deren Stieftochter Frieda; Beide waren zwar einfach aber doch sehr modern und mit vornehmer Eleganz gekleidet.

Frau Rohdenberg und der Professor hatten sich erhoben und Erstere ging den Ankommenden einige Schritte entgegen.

„Verzeihen Sie, Frau Rohdenberg," sagte die Geheimräthin, sobald sie das Zimmer betreten, „wenn ich mir erlaube, in so später Stunde Ihren häuslichen Frieden zu stören, ich weiß, wie beschäftigt Sie am Tage sind, und hoffte, um diese Zeit Sie am sichersten zu Hause anzutreffen."

„Seien Sie mir willkommen," erwiderte Frau Rohdenberg mit der sicheren Haltung einer gebildeten Frau.

„Guten Abend, Herr Professor!" rief Alexandra, eilte zu Marquardt und reichte ihm die Hand. „Ich hörte schon auf dem Flur," fuhr sie fort, „ein starkes Organ hier im Zimmer ertönen und war natürlich freudig überrascht, nachdem ich die Magd ausgeforscht und erfahren, wer der Besitzer desselben sei."

„Mein Organ verräth mich überall, habe deshalb auch niemals auf Schleichwegen mich behaupten, habe nie in einem Chor mitsingen können, weil ich wie der selige Stentor vor Troja fünfzig Andere überschrie, und habe in meiner Wohnung alle gewöhnlichen Fensterscheiben durch solche von starkem Spiegelglas ersetzen lassen, weil die Ersteren bei erregten Monologen vor Entsetzen sprangen."

„So schlimm habe ich es mir doch nicht vorgestellt," rief die Geheimräthin lachend aus, „da ist es gar auch wohl noch für andere Gegenstände gefährlich, in Ihre Nähe zu gerathen, wenn Sie so erschütternde Monologe halten!"

„Sehr gefährlich, gnädige Frau."

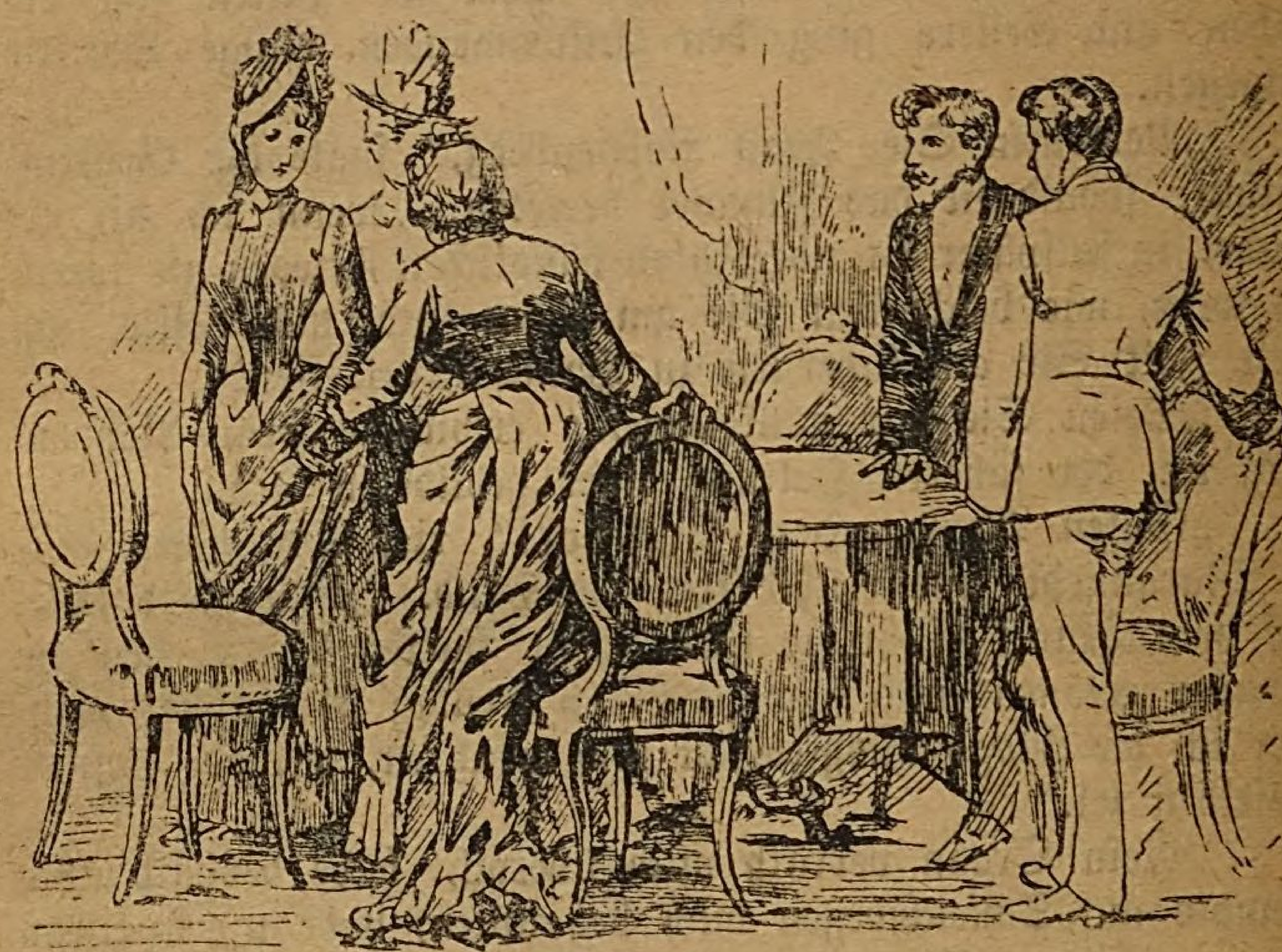
„Es kommt aber doch gewiß nicht oft vor?"

„Nur dann, wenn ich mich über der Menschen Unverstand gründlich geärgert habe, oder über etwas arg enttäuscht worden bin."

„Das passirt im Leben allerdings nicht so selten.“

Die Geheimräthin hatte Siegfried bis jetzt mit den Blicken nur flüchtig gestreift, nach den letzten Worten sah sie ihn mit ihren großen, schwarzen Augen plötzlich voll an und sagte:

„Und da ist ja auch unser junger Künstler! Mein Besuch, Herr Rohdenberg, gilt zunächst Ihnen, und hat den



Darf ich die Damen ersuchen Platz zu nehmen?

Zweck, Ihnen eine Frage vorzulegen, die ich Sie bitte, mir zu beantworten, wie es Ihre Neigung Ihnen dictirt.“

Siegfried hatte bis dahin kaum seine Augen von Frieda gewandt, die gerade so wie das erste Mal, als er sie gesehen, hinter der Geheimräthin stand, aber heute in schüchterner Verlegenheit die Blicke gesenkt hatte. Er wurde, als er die schöne Frau, die fast so groß war, wie er selbst, ihn anredete und anschaute, wobei die Blicke ihrer Augen die seinen in gerader Linie trafen, etwas verwirrt, er erröthete leicht und erwiderte etwas stotternd:

„Die gnädige Frau befehlen?"

„O nein, zu befehlen habe ich nichts, nicht einmal eine Bitte wage ich auszusprechen. sondern nur eine Frage an Sie zu richten."

„Darf ich die Damen nicht ersuchen, gefälligst Platz zu nehmen?" sagte Frau Rohdenberg.

„Sie sind sehr gütig," versetzte Alexandra und ließ sich auf den ihr zunächst stehenden Lehnsessel nieder. Frieda that desgleichen, auch Frau Rohdenberg und der Professor suchten ihre früheren Plätze wieder auf, nur Siegfried blieb stehen.

„Wir haben nämlich die Absicht," begann die Geheimräthin die angekündigte Frage einzuleiten, „in unserm Hause einen kleinen Musik- und Gesangverein zu gründen. Gemischter Chor natürlich, nur Dilettanten, aber auserlesene, möglichst geschulte Stimmen, jedenfalls nur solche, und wenn wir nicht mehr als sechszehn Personen zusammen bringen, die vom Blatt singen können, damit der Dirigent mit keinen anderen Schwierigkeiten zu kämpfen hat, als dem Vortrage Seele einzuhauchen, wodurch wir vielleicht erzielen, eine Musterleistung im Kleinen herzustellen. Nun werden aber solche Proben nie besser besucht, als wenn man zu einem bestimmten Zweck singt, und der beste Zweck ist, wenn man das auf den Proben Eingeübte in Wohlthätigkeitskonzerten verwerthen will. Ich gestehe offen, daß mich hierbei Humanitätsrücksichten durchaus nicht leiten, ich könnte die gleiche Summe, die solche Konzerte abwerfen, wie ich es schon gethan, durch Sammlungen, durch einen Bazar oder dem Aehnliches zusammenbringen." Mir ist aber darum zu thun, daß wir etwas musikalisch Gutes zu Stande bringen, woran sich Jeder erfreut und was m i r zumal ein besonderes Vergnügen bereiten würde, und das ist nicht anders zu erreichen, als wenn die Mitglieder regelmäßig zu den Proben kommen, und sie kommen nur dann regelmäßig, wenn sie sich geniren, fortzubleiben, und wenn sie fürchten, man könnte ihnen einen Mangel an Wohlthätigkeitssinn vorwerfen; und durch nichts erzeugen wir den nöthigen Eifer nachhaltiger, als wenn es heißt, es geschieht zum Besten der leidenden Menschheit. Die Proben würden wöchentlich einmal stattfinden, entweder in unserer Villa hier am Ort oder zur Abwechselung auch einmal auf der Schlangenburg."

Sie hielt einen Augenblick inne und fuhr dann fort: „Ich bitte Sie, Herr Rohdenberg, es nicht als eine bloße Schmeichelei anzusehen und ebenso wenig als die überschwenglichen Ausbrüche einer Musikenthusiastin, wenn ich Ihnen sage, mir ist nie deutlicher zum Bewußtsein gekommen, daß die Musik eine Sprache ist, welche die Empfindungen der Seele in Tönen verräth, als bei Ihrem neulichen Violinkonzert. Ich habe beide Nummern, die Sie spielten, bereits früher von unseren ersten Heroen gehört, ich brauche nur den Namen Joachim zu nennen, ich war daher mißmuthig, dasselbe mir von einem Debutanten gefallen lassen zu sollen, aber ich kann Sie versichern, daß meine Erwartungen nicht nur in hohem Maße übertroffen wurden, sondern daß Ihr Vortrag an Tiefe und subjectiver Eigenart jene Meister noch übertraf."

„Um Gotteswillen, Frau Geheimräthin," rief Frau Rohdenberg aus, „Sie machen meinen Enkel ja eitel!"

„Etwas Eitelkeit ist für einen Künstler nothwendig und kann zu einem fruchtbringenden Sporn werden."

„Aber ein solches Lob, und noch dazu aus Ihrem Munde, könnte einen Anfänger zu dem Glauben verleiten, daß er schon vollendet sei und nichts mehr zu lernen brauche. Ich hatte an dem Spiele Manches auszusetzen."

„Das hatte auch ich, gnädige Frau," sagte der Professor.

„Ah, da höre ich den strengen, unerbittlichen Lehrer seines Schülers", wandte sich Alexandra an Marquardt. „Sie denken an die eine Cadence, die Herrn Rohdenberg etwas mißglückte? Ja, was sagt denn das? Das passirt den anerkanntesten Künstlern und habe ich es selbst erlebt, daß Joachim ein solches Malheur widerfuhr! Doch zur Hauptsache! Wer selbst solchen Vortrag besitzt, kann ihn auch Anderen beibringen, und in diesem Glauben, Herr Rohdenberg, bin ich hierhergekommen, um mir die Frage zu erlauben, ob Sie wohl Lust hätten, unsern Gesangverein zu leiten und unser Director zu werden!"

Frau Rohdenberg hatte schon seit einiger Zeit die Ahnung gehabt, daß dies der Zweck sei, um dessentwillen die Geheimräthin hier erschienen. Es wurde ihr, als dies nun von Letzterer ausgesprochen worden war, etwas beklommen zu

Sinn, sie dachte daran, in welchem Ruf der Koketterie diese ungewöhnlich schöne Frau stand, es wollte ihr scheinen, als wenn schon in diesem Augenblick ein berechnetes Feuer aus deren Augen auf den unschuldigen jungen Mann entsendet würde; sie hatte nun einmal das Mißtrauen, und es regte sich in ihr der Verdacht, so haltlos und durch nichts gerechtfertigt er im Grunde war, daß der Gesangverein nur deshalb von der Frau Wolter ins Leben gerufen würde, um ihren Siegfried dadurch, daß sie ihn zum Direktor wählte, häufiger sehen zu können.

„Sie erweisen meinem Enkel zu viel Ehre, Frau Geheimräthin," sagte sie, ohne ihre Erregung zu verrathen, „diese Auszeichnung ist ja für ihn sehr schmeichelhaft, seine Ausbildung ist aber noch keineswegs perfect, und ich glaube daher auch nicht, daß er schon im Stande sein wird, einen Chor zu dirigiren."

„Was sollte er wohl nicht!" rief der Professor mit fast dröhnender Stimme. Er ärgerte sich darüber, daß Frau Rohdenberg offenbar von ihrem schon geäußerten Bedenken gegen diese herrliche Frau sich leiten ließ, den Versuch zu machen, eine Sache zu vereiteln, die für Siegfrieds künstlerischen Ruf, für seine ganze Zukunft von unberechenbaren Folgen werden konnte. „Was sollte er nicht!" wiederholte er. „Wenn er noch nicht fähig wäre, einen Gesangverein zu dirigiren, so lernt er es in seinem Leben nicht, und ich müßte mich geniren als sein Lehrer bezeichnet zu werden. Es ist auch nur Bescheidenheit, die unsere verehrte Frau Rohdenberg im Namen ihres Enkels zeigen zu müssen glaubt, sie weiß recht gut, was der Junge leisten kann. Nun will ich einmal in seinem Namen sprechen und sagen, der Siegfried dankt Ihnen, gnädige Frau, für eine Auszeichnung, die er zu schätzen weiß, und nimmt den Posten an!"

„Was sagt aber die Hauptperson selber dazu?" fragte Alexandra, ihr Gesicht dem jungen Manne mit einer gewissen Spannung zuwendend.

„Ich kann nur dasselbe sagen, was der Herr Professor schon die Güte hatte auszusprechen: Ich danke Ihnen für das Vertrauen, welches Sie mir schenken und nehme das Amt an, das ich Ihnen verspreche, mit Eifer und Treue zu verwalten."

„Gut, abgemacht!" sagte die Geheimräthin sich erhebend.

„Und nun danke ich Ihnen, daß Sie so freundlich auf meine Wünsche eingegangen sind; hoffentlich werden wir recht gemüthliche Abende zusammen verleben. Die gesellschaftliche Etikette, deren Nothwendigkeit ich vollkommen anerkenne und deren Herrschaft ich mich auch sonst gerne unterordne, will ich versuchen, etwas zwangloser zu gestalten, und um gleich ein Beispiel anzuführen, will ich Ihnen heute schon verrathen, daß ich nach Bismarck'schem Vorgange für die Herren ein Fäßchen Bier auflegen werde. Unsere Sänger trinken ja sonst gern Bier, so wird es auch wohl an den Uebungsabenden ihren Stimmen nicht schaden! Um eine Gefälligkeit möchte ich Sie noch bitten, nämlich, wenn es Ihre Zeit erlaubt, in den nächsten Tagen einen Augenblick bei uns vorzusprechen, damit wir uns über die Gesangsnummern berathen können, welche zunächst einstudirt werden sollen. Kann ich Sie erwarten?"

„Ich werde mir die Ehre geben."

„Merci! Und nicht wahr? Zu den Proben bringen Sie auch dann und wann Ihre Geige mit und erfreuen uns in den Pausen durch einen kleinen Vortrag, ich erbiete mich, Sie auf dem Flügel zu begleiten. Auch zürnen wir Ihnen nicht, wenn Sie Klaviernoten mitbringen, denn der Herr Professor hat mir gesagt, daß er sich nicht entscheiden könne, welches Instrument Sie am sichersten beherrschten, die Geige oder das Klavier!"

„Frieda!" rief sie ihrer Stieftochter zu, „wir müssen uns beeilen! Ich habe eine Anzahl Damen und Herren zu einer vorläufigen Besprechung geladen, sie könnten eintreffen, bevor wir zurück sind; diejenigen Sänger und Sängerinnen nämlich, deren Stimme ich würdig halte, Theil zu nehmen! Ach," fügte sie lachend hinzu, „das wird noch bei Vielen böses Blut setzen, bei solchen, die sich für eine Patti oder Lucca halten und nun keine Aufforderung erhalten haben!"

„So empfehle ich mich denn," fuhr sie fort, reichte Marquardt die Hand, verbeugte sich vor Siegfried, ebenso vor Frau Rohdenberg, ergriff Friedas Hand, die für Alle nur eine kurze Verbeugung hatte, und verließ, von der Besitzerin der Wohnung bis auf den Flur begleitet, das Zimmer.

Der Professor ging sogleich auf Siegfried zu, klopfte ihm auf die Schulter und sagte: „Du kannst Dir gratuliren,

mein Junge, nicht allein bei der Frau Wolter überhaupt eingeführt zu sein, sondern dort einen so ehrenvollen Posten bekleiden zu sollen. Es ist ein Glück, wie es nur wenigen so jungen und unbekannten Künstlern zu Theil wird. Ich sage, es ist ein Glück, denn Glück gehört nun einmal dazu, bei allem Können rasch in Ruf zu kommen. Und diese Bekanntschaft wird Dir vielleicht die Wege bahnen!"

Frau Rohdenberg trat in diesem Augenblick wieder in's Zimmer und machte ein niedergeschlagenes Gesicht.

„Sie sehen aber wirklich aus, meine werthe Frau Rohdenberg", rief ihr Marquardt mit etwas verstärktem Baßorgan zu, „als wenn Ihnen die Petersilie verhagelt sei! Ich finde, daß Sie dazu nicht den mindesten Grund haben, sondern daß Sie sich freuen müßten über das, was dem Friedel passirt ist. Ich sage noch einmal, es ist ein Glück, daß er in diesem Hause Zutritt gewonnen und unter so günstigen Auspicien. Was hilft alle Meisterschaft, wenn sich zu wenig Gelegenheit bietet, sie zu zeigen, und wenn der Ruf eines jungen Künstlers nicht über das Weichbild unserer Stadt hinaus dringt. Sie legen dem Umstande, bei der Frau Wolter zu verkehren, viel zu wenig Bedeutung bei. Ohne etwas Protection und ohne Bekanntschaften zu machen ist es schwer, vorwärts zu kommen. Was erscheint nicht Alles im Salon der Frau Geheimräthin? Nicht allein die einheimischen Celebritäten der Kunst und was noch wichtiger ist, der Kritik, sondern auch fremde werden stets dort eingeführt. Im vorigen Winter traf ich da zwei maßgebende Berliner Kritiker. Und Siegfrieds Streben für die nächste Zukunft muß sein, sich in Berlin die Sporen zu verdienen. Aber wie schwer ist in dieser Stadt anzukommen und in einem Concert sich produciren zu können! Das macht sich leichter, wenn er hier schon maßgebende Persönlichkeiten kennen lernt. Beachtung wird er schon finden, wenn die Frau Geheimrath ihn als den Director ihres Gesangvereins vorstellt, und Gelegenheit, vor diesen Leuten zu spielen, wird sich dann auch schon bieten! Ich versichere Sie, es geht mancher hochbegabte Künstler, der dasselbe leistet, wie Siegfried, daran zu Grunde, daß er nie Gelegenheit gefunden, vor einflußreichen Personen seine Kunst zu zeigen! Und was nun Ihre Phantasien betrifft, liebe Freundin, so bitte ich Sie, dieselben zu ver-

scheuchen und sich keine unnöthigen Sorgen zu machen; und selbst wenn Sie Recht hätten, was ich durchaus bestreite, so ist Ihr Enkel Mann genug, um sich zu schützen."

„Ich habe mich schon ergeben Herr Professor", erwiderte Frau Rohdenberg, „nachdem ich gesehen, mit welcher Begeisterung Siegfried die Offerte annahm."

„Das habe ich auch gethan, Großmutter," erwiderte Siegfried, „und ich bekenne offen, daß ich mich sehr freue, von nun an häufiger das Haus des Geheimen Kommerzienraths Wolter betreten zu dürfen."

Gleich darauf sagte er: „Sie kommen ja häufiger dorthin, Herr Professor, — ist das Fräulein immer so stumm wie heute? Sie hat keine Silbe gesprochen."

„Was sollte sie wohl! Ich habe sie allerdings nicht oft gesehen, aber mich sehr lebhaft mit ihr unterhalten; sie ist durchaus nicht stumm, und wenn sie auch nicht eine so strahlende Schönheit, wie ihre Frau Mama, ist, so ist sie doch ein liebreizendes Geschöpf, das mit ihrem aschblonden Haar und ihrer gracilen Figur einem Maler oder Bildhauer zum Prototyp einer Hebe dienen könnte."

„Ich habe nie Augen gesehen, aus denen so deutlich eine herrliche, reine Seele hervorschaut."

Siegfried mußte diese Worte wohl in einem eigenartigen Tone gesprochen haben. Frau Rohdenberg warf einen raschen Blick auf ihn und als sie in seinem Gesicht einen Ausdruck gewahrte, der diesem Tone entsprach, da sagte sie zu sich selber: „Wie? Sollte das junge, hübsche Mädchen einen plötzlichen Eindruck auf ihn gemacht haben? Das wäre allerdings die beste Schutzwehr gegen eine andere Eventualität, aber auch hier sehe ich kein Heil, der reiche Geheimrath wird niemals sein einziges Kind einem armen Künstler geben."

Doris trat ins Zimmer und sagte:

„Der Herr Langenbach ist da und wünscht den jungen Herrn zu sprechen."

„Hast Du ihn in mein Zimmer geführt, Dortchen?"

„Ja, Herr Siegfried."

„Herr Professor," fuhr Siegfried fort, „Sie entschuldigen mich wohl, wenn ich fortgehe, mein Freund hat mir sicher etwas mitzutheilen, sonst hätte er mich heute nicht mehr aufgesucht!"

„Was ist da zu entschuldigen, Siegfried, wenn Du

Besuch hast! Meine Zeit ist außerdem abgelaufen, und ich will mich ebenfalls empfehlen! Adieu, Frau Rohdenberg," sagte er, der Letzteren die Hand reichend, und nun keine Grillen mehr gefangen, ich stehe für Alles ein und will schon aufpassen, daß nichts geschieht, was Ihren Beifall nicht hat!"

Er nahm seinen Hut und Regenschirm und mit den Worten: „Leb wohl, Siegfried," verließ er, nachdem Großmutter und Enkel den Abschiedsgruß erwidert, das Zimmer.

Siegfried entfernte sich durch die andere Thür. Frau Rohdenberg blickte mehrere Minuten stumm vor sich hin, dann flüsterten ihre Lippen:

„Ich kann mich von der Ahnung nicht losmachen, daß ihm in dem reichen Patricierhause irgend etwas passirt! Schütze Du, mein Herr und Gott, ihn, dessen Herz so rein und gut und ohne Falsch ist, daß er dort seinen inneren Frieden bewahrt, ohne den er die Bahn nicht wandeln kann, die er eingeschlagen hat und die er mit so guten Aussichten betreten!"

Fünftes Kapitel.

„Ich muß um Entschuldigung bitten," sagte Langenbach, nachdem die Freunde sich begrüßt hatten, daß Sie heute den Weg nach meiner Wohnung vergebens gemacht haben, aber Herrendienst geht vor, in diesem Falle Frauendienst. Ich wurde zu einer Frau geholt, die ich schon längere Zeit in Behandlung gehabt. Sie glauben nicht, Rohdenberg — und diese Erfahrung macht jeder Arzt, auch ich habe sie in meiner kurzen Praxis schon gemacht – wie sehr namentlich die weiblichen Kranken dazu geneigt sind, ihren Arzt, sobald sie Vertrauen zu ihm haben, zu ihrem Beichtvater zu machen. Da hört er denn bisweilen einen ganzen Roman und bekommt Einblick in die wunderbarsten Verhältnisse. Ich sprach vor einiger Zeit mit einem älteren Arzte über diesen Gegenstand, derselbe sagte mir, es sei gerade so, als wenn gewisse Kranke von der Manie besessen wären, demjenigen, dem sie ihren Körper anvertrauten, auch jede Regung ihrer Seele und hiermit zugleich jedes auf deren Grunde liegende Geheimniß anzuvertrauen. Und wenn man auch gar nichts wissen wolle und mit allen Kräften abwehre, es hülfe nichts, man erhalte nicht eher Ruhe, als bis man Alles erfahren. Er schloß mit den Worten: „Kein Mensch, mein junger Herr College, hat eine Ahnung davon, wie unendlich viele ergreifende Familienromane sich täglich in unserer nächsten Nähe abspielen, es sieht sie nur Niemand, und nur dem Arzte wird häufiger Gelegenheit geboten, einige Kapitel davon zu hören. Die Kranke, die ich augenblicklich in Behandlung und soeben besucht habe, hat ein Nervenleiden, das sich sogar dann und wann bis zu hysterischen Krämpfen steigert.

liefert ein Beispiel. Keine Kranke schickt so oft zu mir als sie, und ich komme jedesmal gern, nicht allein, weil ich angefangen habe, mich persönlich für sie zu interessiren, sondern weil ich gerade sehr eifrig Pathologie und Therapie studire, und mit doppeltem Eifer diejenigen Krankheiten, welche mir zur Zeit von Seiten der Poliklinik übertragen sind. In



„Ich wurde zu einer Kranken geholt, die ich schon längere Zeit in Behandlung habe," erzählte Langenbach.

diesem Falle, wo außer den gewöhnlichen auch noch eine Reihe psychologischer Symptome in die Erscheinung treten, achte ich ganz besonders auf die Letzteren und gebe mir Mühe, diese auch psychologisch zu bekämpfen, eine Methode, von der ich glaube, daß sie häufig besser zum Ziele führt, als durch Darreichuug Gott weiß welcher Medicamente, und ich bin überzeugt, daß man in vielen Fällen mit Zuspruch, Trost und derartigen Mitteln weiter reicht, als mit Pillen, Pulvern und bitteren Mixturen!"

Roman-Feuilleton der „Karlsruher Nachrichten."

„Wenn ich nicht schon wüßte,“ sagte Siegfried, „daß sich Ihr lustiges Gesicht auch unter Umständen in ernste Falten ziehen kann, so vermöchte ich nicht, Sie mir als Spender von Trost und Zuspruch vorzustellen.“

„Erzeigen Sie mir die Gefälligkeit, Rohdenberg, einmal sterbenskrank zu werden.“

„Sind Sie des Teufels? Ich werde mich hüten!“

„Ich würde Ihnen dann den Beweis liefern, falls Sie mich zu Ihrem Medicus erwählten, über welch' ein Lager von solchen Mitteln ich verfügen kann.“

„Ich glaube Ihnen das auf's Wort und sehe davon ab, als Material für Ihre Beweisführung zu dienen.“

„Nun, eine kleine Krankheit, an der man nicht stirbt, die vorübergehend ist, lehrt uns die Gesundheit erst schätzen; aber wie erträgt es eine Frau, Jahr ein, Jahr aus, seit länger als einem Dezennium, fast täglich sich krank und elend zu fühlen, ohne die Geduld, ohne die Hoffnung auf eine gänzliche Besserung zu verlieren? Und meine Kranke erträgt ihr Schicksal mit rührender Geduld und ist zufrieden, wenn sie nur ihren Arzt sehen und sprechen kann. Auch ihr ergeht es so, wie so vielen Anderen, auch sie hat die Neigung, mich zu ihrem Beichtvater zu machen und mir anzuvertrauen, was sie erlebt und erlitten. Manches habe ich schon von ihren früheren Verhältnissen erfahren, wenn auch nicht Alles. Namentlich dann, wenn ihre Schwester, die für Beide den spärlichen Lebensunterhalt verdient, nicht zugegen ist, wird sie mittheilsam und erzählt mir Einzelheiten, aber stets ohne einen Namen dabei zu nennen, aus ihrer Vergangenheit. Heute jedoch hat sie mir von dieser traurigen Vergangenheit mit Ausnahme einer einzigen Sache ein vollständiges Bild entrollt. Sie war von einem sehr heftigen Brustkrampf befallen, weshalb sie mich eiligst hatte holen lassen. Zwar war der Anfall bereits vorüber, als ich kam, aber seine Intensität hatte die längst empfundenen Todesahnungen in hohem Maße vermehrt, und in dieser Stimmung erfuhr ich denn noch weit mehr als früher. Nur Eins müsse sie mir verschweigen, sagte sie mir, und dies Eine sei auch wohl die Hauptursache ihres nervösen Leidens, es sei eine Schuld, eine schwere Schuld, eine Unterlassungssünde, die sie begangen, sie habe einen

Schuldigen nicht verrathen wollen und dadurch sei ein Unschuldiger unglücklich geworden, sie habe jedoch den Muth nicht, ein vollständiges Geständniß abzulegen. — Ich bin aber überzeugt, daß sie es bei der nächsten Gelegenheit thun wird. Sie muß sehr hübsch gewesen sein, sie wäre es noch, wenn nicht in ihrem Gesicht ihr nervöses Leiden zu sehr ausgesprochen wäre. Sie stammt jedenfalls aus einer sehr gebildeten, vielleicht vornehmen Familie. Von ihrem Gatten, der ein schlechter und leichtsinniger Mensch war, ist sie heimlich verlassen, nachdem er ihr Vermögen und das ihrer Schwester durchgebracht. Sie hat seit jener Zeit nie wieder etwas von ihm gehört. Indessen, ohne indiscret zu sein, darf ich Ihnen nicht mehr erzählen, aber aussprechen kann ich wohl noch die Vermuthung, daß meine Kranke höchstwahrscheinlich vor einer Reihe von Jahren ein hervorragender Stern am Himmel der Kunst war, und daß sie ihre Künstlerlaufbahn, auf der sie vermögend geworden war, des eingetretenen Leidens wegen aufgeben mußte. Ein wahres Prachtstück ist ihre Schwester, das heißt von Herzen, äußerlich ist sie von einer Häßlichkeit, die man fast grotesk nennen könnte. Aber aus ihren kleinen, grauen Augen leuchtet eine solche Fülle von Gutmüthigkeit und Wohlwollen hervor, daß man sich sofort zu ihr hingezogen fühlt. Sie ist die Stiefschwester der Kranken, ein Umstand, der es in etwas erklärlich erscheinen läßt, daß in dem Aeußeren Beider ein so großer Unterschied sichtbar ist; sie nennt sich Auguste Brandt und ihre kranke Schwester führt den Namen Frau Schmidt. Aber ich glaube, daß weder die Eine Brandt, noch die Andere Schmidt heißt, sondern daß sie diese Namen aus Gründen, die mir noch nicht klar sind, nur angenommen haben, um sich vielleicht hinter denselben vor irgend einem menschlichen Wesen zu verbergen und es ihm schwer zu machen, sie zu entdecken und aufzufinden. Fräulein Brandt, die bedeutend Aeltere, ist der Jüngeren gegenüber so sorgsam, so liebevoll wie eine Mutter: so ist es gewesen seit vielen Jahren, damals schon, als sie noch in besseren Verhältnissen lebten. Jetzt ist sie Diejenige, die allein den Lebensunterhalt verdient, es geht aber aus Allem hervor, daß der Verdienst ein sehr bescheidener ist, auch daraus, daß sie bei der Poliklinik ärztliche Hülfe gesucht. Welcher Art aber die Beschäftigung

ist, weiß ich nicht, es kommt mir so vor, als wenn sie sich geniren, es zu sagen, weshalb ich auch nicht direct darnach fragen mag. Sie wohnten früher vor dem Thore, nun hat sich aber plötzlich in unmittelbarer Nachbarschaft ein Schmied etablirt, und da es der Kranken unmöglich ist, das ununterbrochene Gehämmer auf dem Ambos zu ertragen, sind sie von dort fortgezogen und haben sich hier im Magdalenenstift eine Hofwohnung gemiethet. — Doch, lieber Freund, bin ich nun in der That nicht zu Ihnen gekommen, um Ihnen die Privatverhältnisse einer meiner Kranken zu erzählen, sondern ich habe Ihnen etwas Anderes mitzutheilen und hätte meinen Bericht eigentlich mit dem Wort Heureka! beginnen sollen."

„Heureka? Was haben Sie denn dort gefunden?"

„Sie wissen doch, daß an keinem der hiesigen Theater für die Rosamunde in meiner Operette eine passende Vertretung ist."

„Und da soll doch wohl nicht Ihre Patientin oder deren Schwester die Partie übernehmen?"

„Gott bewahre! Aber sie haben eine Nichte, die Tochter des verstorbenen Bruders, ein Fräulein Helene Werner, die heute gekommen ist, um ihre Tanten zu besuchen. Ich war erstaunt, als die Tante Auguste vor einer Viertelstunde mit dem jungen Mädchen von dem Bahnhof kam und mir bei der Vorstellung ihr Name genannt wurde, in ihr eine Sängerin zu finden, über deren erstes und einziges Debüt in Hamburg die dortige Kritik in geradezu enthusiastischen Ausdrücken sich erging. Seitdem ich an meiner Operette arbeite, studire ich täglich sämmtliche Theaterkritiken durch, und ich weiß jetzt schon ganz genau, was jede Operettenbühne für erste und zweite Sterne besitzt. Auffällig war es mir, daß ich seit jener Zeit von dem Fräulein Helene Werner nirgends ein Sterbenswörtchen wieder gelesen. Doch bin ich heute darüber aufgeklärt. Der Vater der Sängerin, der plötzlich erkrankt war, bedurfte deren Pflege. Nach einiger Zeit war er gestorben und nachdem dessen Nachlaß regulirt und die Tochter in den Besitz eines wenn auch nur kleinen Vermögens gelangt war, hatte sie den Beschluß gefaßt, einen Theil desselben zu benutzen, um ihre Stimme auf dem hiesigen Konservatorium noch weiter auszubilden und zugleich ihre Tanten zu besuchen. Ich kann Ihnen nicht sagen, Rohdenberg, wie hübsch

das Mädchen ist, und wie ihre schlanke Figur und ihr ausdrucksvolles Gesicht sich für die Rolle der Rosamunde eignen. Sie hat dunkelbraunes Haar, feurige Augen von derselben Farbe und dabei einen Mund, um den ein Zug lagert, der ein Gemisch von Treuherzigkeit und lieblicher Unschuld ist."

„Wie heißt es doch noch," sagte Siegfried, „in der großen Arie des ersten Actes Ihrer Operette, — sie sehen und lieben war Eins! Nach Ihrem Mienenspiel zu urtheilen, Langenbach —"

„Vielleicht haben Sie nicht Unrecht — mir regt sich hier etwas im Herzen, was mir selber höchst verdächtig vorkommt; doch das ist vorläufig Nebensache, die Hauptsache dagegen ist, daß es mir vielleicht gelingen wird, Fräulein Helene Werner zu veranlassen, in meiner Operette hier zu gastiren, und dann, bin ich überzeugt, ist der Erfolg gesichert. Gott, wenn ich mir vorstelle, daß das kleine, alte, dicke Fräulein Roller, welches das Publikum sich nur noch aus Pietät und Gewohnheit gefallen läßt, die Rosamunde abkrähen müßte, so würde ich dabei Seelenleibschmerzen bekommen und das ganze Stück könnte durch diesen weiblichen Globus zu Grunde gehen! Aber nun noch eine Frage — haben Sie heute Abend etwas vor?"

„Nein, nichts Besonderes."

„Wollen Sie mir dann nicht eine Stunde Ihre Zeit widmen? Ich kann jetzt die Vollendung meines Werkes nicht erwarten und möchte so rasch wie möglich fertig werden."

„Sehr gerne."

„Und nach gethaner Arbeit gehen wir, wenn es Ihnen Recht ist, in die Rüter'sche Restauration, um noch einen Schoppen Bier zu trinken. Der blonde Kellner, sagte mir heute Morgen, daß sie eine Sendung Culmbacher Bier bekommen, welches ganz vorzüglich sei."

„Concedo, mi amice! Dort stehen Cigarren, bedienen Sie sich, währenddeß ich mich von meiner Großmutter verabschiede."

Siegfried entfernte sich, kam aber schon nach wenigen Minuten wieder zurück und die beiden Freunde verließen das Haus.

Sechstes Kapitel.

Der Geheime Commerzienrath Wolter war ein großer, kräftig gebauter Mann von reichlich vierzig Jahren. Sein volles Haar von dunkelblonder Farbe zeigte noch kein graues Fädchen, ebensowenig der Vollbart; sein Gesicht mit der etwas gekrümmten Nase, den zusammengezogenen Brauen und den unzähligen Blatternarben machte beim ersten Anblick einen finstern, fast abstoßenden Eindruck, der jedoch beim Sprechen, namentlich aber durch den eigenthümlichen tiefen Blick seiner blauen Augen sogleich wieder verschwand. Diese großen Augen, deren Blick aus tiefer Seele heraufzukommen schien und aus denen zu gleicher Zeit Schärfe des Verstandes hervorleuchtete, ließen die durch die Narben erzeugte Häßlichkeit übersehen und das Antlitz, wenn auch nicht schön, so doch interessant und gewinnend erscheinen.

Wolter war, wie man erfahren hatte, ein Hamburger von Geburt, war als junger Mensch zu einem Verwandten nach Südafrika gegangen, der ihn zu sich gerufen, um ihm später das sehr einträgliche Geschäft zu übergeben, das größtentheils in einem Tauschhandel mit den Hottentotten bestand. Er ward der Schwiegersohn dieses reichen Onkels und sehr bald dessen Erbe. Eine Reihe von Jahren, in denen sein Vermögen sich beträchtlich vermehrte, setzte er das Geschäft allein fort, da starb seine Frau, die ihm ein einziges Kind geschenkt, und nun, von Sehnsucht nach civilisirten Verhältnissen erfaßt, beschloß er, nach Europa zurückzukehren. Zunächst ging er nach Hamburg, aber ein Leben ohne Beschäftigung machte ihn krank und melancholisch, er würde, das fühlte er, nur wieder geistig und körperlich gesunden, wenn er thätig

sein konnte, und zwar ununterbrochen von Morgens bis Abends. Nun ging er auf die Suche, um etwas zu finden, was seinen Ansprüchen genügen würde. In der Zeitung las er, daß hier in unmittelbarer Nähe dieser Stadt eine zu einer Concursmasse gehörende, große chemische Fabrik verkauft werden solle. Dieselbe hatte früher einen europäischen Ruf gehabt, war aber durch die Unfähigkeit und Verschwendungssucht eines jugendlichen Erben in kurzer Zeit in gänzlichen Verfall gerathen. Ein solches Etablissement aus der Versunkenheit wieder empor zu arbeiten, das war eine Aufgabe nach seinem Geschmack, und dazu hatte er nicht allein die Mittel, sondern ungemein praktisches Talent, combinatorischen Verstand und weitsehenden Blick. Er reiste hierher, und nachdem er sich vorher gründlich über alle Verhältnisse informirt hatte, erstand er im Verkaufstermin die Fabrik für einen verhältnißmäßig niedrigen Preis. Sogleich legte er Hand ans Werk, aber fast ein volles Jahr verging, ehe die Schornsteine wieder rauchten. Es war ihm gelungen, ein umfangreiches, an die Fabrik stoßendes Stück Land anzukaufen, auf welchem sich jetzt nicht allein eine Anzahl neuer colossaler Fabrikgebäude erhoben, sondern auf dem er auch eine Stadt im Kleinen mit regelrechten Straßen aufführen ließ, deren Häuser, wenn auch kleine, doch gesunde Wohnungen enthielten, in denen er seine Arbeiter unterbrachte. Er hatte es verstanden, ein ausgezeichnetes technisches Personal zu engagiren, und es währte nicht lange, da war der frühere Ruf der Fabrik nicht allein wiederhergestellt, sondern er war noch bei Weitem größer und besser geworden. Es konnte nicht fehlen, daß die ganze Stadt, namentlich die Geschäftswelt, von Anfang an sich sehr lebhaft in Gedanken und Gesprächen mit einem Manne beschäftigte, der die ehemalige, schon sehr große Sternberg'sche Fabrik nun noch um das Doppelte vergrößerte. Es war selbstverständlich, daß Wolter während des Baues mit sehr vielen Leuten in Berührung trat; unter diesen gab es eine Menge Neugieriger, die ihn direkt nach seiner Vergangenheit fragten, und dann von ihm erfuhren, was vorhin schon erwähnt worden ist. Sehr bald hieß es allgemein, daß das Vermögen, welches sich der neue Fabrikherr im Lande der Hottentotten hauptsächlich durch einen Handel mit Wolle und Straußenfedern erworben, aus vielen Millionen

bestehe. Dies Gerücht, es mochte übertrieben sein oder nicht, umgab ihn, wie das so leicht bei Leuten geschieht, deren Reichthum als ein fabelhafter angesehen wird, mit einem gewissen Nimbus, der vor dem Betreffenden einen Respect erzeugt, den auch Andere empfinden als diejenigen, die von ihm abhängig sind, zumal dann besonders, wenn der reiche Mann sich eine allseitige Achtung zu verschaffen weiß. Und das war in jeder Weise der Fall. Es war kaum Jemand in der Stadt, von dem überall so viel, sei es an der Börse, die Wolter täglich besuchte, oder in Familiencirkeln, oder an Biertischen, sowohl in den vornehmsten Restaurants, als in der schmutzigsten Kneipe, gesprochen wurde wie von ihm, und ein seltenes Vorkommniß — bis dahin nur Gutes. Man lobte seinen Wohlthätigkeitssinn, an den niemals vergebens appellirt würde, noch mehr aber die humane Behandlung seiner vielen Arbeiter. Es war bekannt, daß Letztere bei ihm einen Lohn bezogen, wie ihn andere Fabrikanten nie gegeben hatten, und daß er im Uebrigen für sie und ihr Wohlergehen wie ein liebender Vater sorgte. So hatte er auf seinem Etablissement eine Kranken-, Sterbe-, und Pensionskasse errichtet, wozu jeder Arbeiter nur wenige Pfennige wöchentlich beisteuern mußte; was daran fehlte, legte Wolter freiwillig zu. Von dem verhältnißmäßig hohen Lohne mußte jeder seiner Untergebenen den zehnten Theil, den der Kassirer am wöchentlichen Zahlungstage zurückbehielt, zu Anfang jeden Monats persönlich auf die Sparkasse tragen. So zwang er Alle, sich ein kleines Vermögen zu sammeln. Eine viertel Stunde von der Fabrik entfernt hatte Wolter eine Anzahl Hektare Ackerland gekauft, das er in Scheffel eingetheilt hatte, von denen jeder Arbeiter einen zur Benutzung erhielt, um auf demselben seinen Bedarf an Winterkartoffeln zu bauen. Nur Faullenzer und Trunkenbolde duldete er nicht, doch jagte er solche nicht eher fort, als bis er Besserungsversuche mit ihnen angestellt; erwiesen dieselben sich als fruchtlos, wurden sie, um den Uebrigen das böse Beispiel zu entziehen, ohne Gnade entlassen; doch war es mehrfach vorgekommen, daß er die Familien dieser Unverbesserlichen heimlich unterstützt hatte.

Es war nicht zu verwundern, daß bei einer solchen Behandlung sämmtliche Untergebene ihren Brodherrn liebten

und verehrten und daß sie mit Lust und Freude ihre Arbeit verrichteten und ihre Pflicht erfüllten. Zwar waren andere Fabrikanten auf Wolter ungehalten, und der Eine und Andere haranguirte ihn auch wohl an der Börse und stellte ihm vor, daß er die Preise verderbe und unter ihren Arbeitern Unzufriedenheit und Mißgunst hervorriefe, worauf er ihnen gelassen antwortete, daß sie es doch ebenso machen sollten wie er, und wenn das Herz es ihnen nicht dictire, so müßte der Kopf es doch einsehen und berechnen können, daß das Mehr, was er seinen Arbeitern gäbe, durch die Fröhlichkeit und den Eifer, womit sie ihre Arbeiten ausführten, reichlich wieder eingebracht werde.

Es vergingen nur wenige Jahre, da hatte man Wolter bereits mit verschiedenen städtischen Ehrenämtern betraut, die er mit Gewissenhaftigkeit und einem großen Aufwande von Arbeitskraft verwaltete, so daß auch dies die allgemeine Anerkennung fand. Auch wählte man ihn in verschiedene Kommissionen, in denen nicht allein über städtische, sondern namentlich auch über kaufmännische Angelegenheiten berathen wurde, und auch hier hatte man Gelegenheit, seine Intelligenz und Bildung, sein gesundes Urtheil, sein reformatorisches Talent und abermals seine Arbeitskraft und Hingabe an die Sache zu bewundern. Man hatte bald erkannt, welch ein Gewinn für die ganze Stadt dieser begabte Mann sei, und als Anerkennung der Dienste, die er für das öffentliche Wohl geleistet, sah sich die Oberbehörde veranlaßt, ihn als würdig einer Auszeichnung dem Landesfürsten vorzuschlagen, in Folge dessen er bald darauf zum Commerzienrath ernannt wurde.

Als Wolter von Afrika nach Europa zurückgekehrt war, hatte seine Tochter erst soeben das sechste Jahr erreicht. Eine alte Dienerin, die von Deutschland aus schon die Mutter seiner Frau in das fremde Land begleitet hatte und wegen ihrer Treue und Anhänglichkeit seit lange schon als zur Familie gehörig betrachtet wurde, war während der Schiffsreise Friedas Pflegerin gewesen. Das blieb sie auch fortan, sie hätte auch keiner Anderen die Sorge für das körperliche Wohl des Kindes, das ihr Abgott war, überlassen. In Hamburg engagirte Wolter für seine Tochter sofort eine Gouvernante, welche in den neuen Wohnort mit übersiedelte und vier Jahre lang Friedas Erziehung leitete, worauf sie sich

mit einem Beamten verheirathete. Frieda wurde jetzt in eine Töchterschule geschickt, und zwar that der Vater es, weil er glaubte, daß der Unterricht in einer solchen ein vielseitigerer sei und weil er hoffte, daß das etwas schüchterne und verlegene Wesen seiner Tochter in dem Umgang und dem täglichen Verkehr mit anderen jungen Mädchen sich leichter verlieren würde. Er hielt aber die Bildung des Herzens und die gesellige Bildung für ebenso wichtig als die des Geistes und die Erlernung der Schulwissenschaften, und da Ersteres nur im Hause gewonnen werden konnte, und mit Rücksicht darauf, daß an ihn immer größere gesellschaftliche Anforderungen gestellt wurden, die er nicht mehr Lust hatte, in Gasthäusern oder Restaurants zu erledigen, bemühte er sich, eine Dame zu finden, die nicht allein zu repräsentiren vermochte, sondern indem sie gewissermaßen Mutterstelle bei seiner Tochter vertrete, bei Letzterer auch die Herzensbildung übernähme und sie in Allem unterrichte, was außer den Schulkenntnissen sonst noch von einem jungen Mädchen gefordert wird.

Es gelang ihm, eine Frau für diese Stellung zu gewinnen, die alle Bedingungen im vollsten Maße erfüllte. Dieselbe war die Wittwe eines adeligen Herrn, nach dessen Tode sich herausstellte, daß das ehemalige, nicht unansehnliche Vermögen desselben fast gänzlich zusammengeschmolzen war und daß die Revenüen des Restes kaum ausreichten, das Leben der Wittwe zu fristen, viel weniger, ein standesgemäßes führen zu können. Frau von Rettwitz war eine feingebildete, liebenswürdige Dame von siebenundvierzig Jahren und mit fast allen angesehenen Familien der Stadt befreundet, zum Theil sogar verwandt. Schon bald, nachdem sie das Haus des Fabrikanten betreten, hatte sich zwischen ihr und Frieda ein inniges Band geknüpft; sie selbst war kinderlos, und es verging nur geringe Zeit, da hatte sie die Tochter des Hauses in ihr Herz geschlossen, als wäre sie ihre eigene, und Frieda liebte sie mit gleicher Innigkeit wieder.

Wolter hatte seiner dame d'honneur, was die häuslichen Angelegenheiten betraf, eine unumschränkte Herrschaft eingeräumt, und es währte nicht lange, da war durch Frau von Rettwitz, die ihren ganzen Bekanntenkreis heranzog, sein Haus ein gesuchtes geworden und er selbst in die ersten Familien der Stadt eingeführt und mit ihnen in Verkehr

getreten. Man erkannte in der exclusiven, das kaufmännische Element fast gänzlich ausschließenden Sphäre sehr bald, daß der Fabrikbesitzer nicht allein ein ehrenwerther, gediegener Charakter sei, sondern eine mehr als gewöhnliche Bildung besäße. Drei Jahre später kaufte Wolter die Schlangenburg mit dem dazu gehörenden Areal, und noch in demselben Herbst war während der Kaisermanöver, die in der Nähe derselben abgehalten wurden, auf dem Schlosse der oberste Kriegsherr nebst Gefolge sein Gast, wonach er nicht nur einen Orden erhielt, sondern auch zum Geheimen Kommerzienrath ernannt wurde. Frau von Nettwitz hatte eine Nichte, die in Berlin wenn auch in auskömmlichen, immerhin doch in bescheidenen Verhältnissen lebte. Sie war die Wittwe eines Major Scharfenberg, der ihr nur ein kleines Vermögen hinterlassen. Schon mehrmals hatte sie die Tante im Hause des Fabrikanten auf einige Wochen besucht. Gleich während ihrer ersten Anwesenheit hatte sie einen mächtigen Eindruck auf Wolter gemacht, der sich bei ihrem zweiten Besuch noch steigerte. Er war im Ganzen eine ruhige, leidenschaftslose Natur, dem das Herz bis dahin noch niemals unruhige Stunden bereitet; er hatte seine Frau herzlich geliebt, aber was sich jetzt in seinem Innern regte, war ein ganz anderes Gefühl, und ein Schrecken erfaßte ihn, als es ihm klar wurde und er die Ueberzeugung gewann, daß das, was er für Alexandra empfand, die wirkliche erste Liebe sei, die ihn in so spätem Alter noch ergriffen. Er war aber Mannes genug, seine Gefühle lange Zeit zu unterdrücken, er sagte sich, daß er zu alt und zu häßlich sei, um bei einem Weibe von solcher Schönheit und solchen geistigen Eigenschaften Gegenliebe erwecken zu können, und es gelang ihm dadurch, daß er sich dies täglich wiederholte, in so weit seine Empfindungen zu beherrschen daß sie ihn, was bereits der Fall gewesen war, bei der Arbeit nicht mehr störten.

Da kam Alexandra zum dritten Mal, aber was er bis dahin mühsam zurückgehalten, brach mit vermehrter Kraft wieder hervor. Sie war auf der Durchreise und blieb nur wenige Tage; als sie wieder abgereist war, vertraute Wolter sich der Tante, der Frau von Nettwitz, an und legte ihr die Frage vor, ob sie glaube, daß ihre Nichte, wenn er ihr einen Antrag mache, denselben annehmen würde.

Frau von Rettwitz erwiderte ihm darauf, sie wisse, daß sie ihn achte und schätze, aber wie sie einen Antrag von ihm aufnehmen würde, darüber habe sie nicht die leiseste Vermuthung. Sie erböte sich aber, an Alexandra zu schreiben und den Gedanken einer ehelichen Verbindung in dem Briefe, als von ihr ausgehend zu bezeichnen, dann würde man erfahren, wie sie überhaupt über eine solche Eventualität dächte,



Alexandra ließ nicht lange mit der Antwort warten.

und Wolter bliebe dabei gänzlich im Hintergrunde. Letztere billigte den Plan und sprach hocherfreut seinen Dank aus

Alexandra ließ nicht lange mit der Antwort auf sich warten. Sie schrieb der Tante, daß sie noch mit keinem Gedanken darauf gekommen, sich jemals wieder zu vermählen, sie wisse ja, welche qualvollen Jahre sie in der Ehe bei dem Major verlebt, der sie, durch grundlose Eifersucht verblendet, wie ein Tyrann behandelt und wie eine Gefangene eingesperrt und von aller Weltabgeschlossen habe. Sie freute

sich zu sehr der goldenen Freiheit, um abermals ein Band zu knüpfen, von dem sie im Voraus nicht wissen könne, ob es nicht wie das erste Mal eine drückende Fessel werden würde. Die Tante kenne sie genau, sie habe ja vor ihrer einzigen, nahen Verwandten nie ein Geheimniß gehabt, und so sei ihr auch bekannt, wie sie über sich selber und ihr eigenes Herz denke, und daß sie keine Klarheit darüber erhalten könne, ob die Natur es nicht zu kalt und frostig geschaffen, um durch irgend Jemanden so erwärmt zu werden, daß die Flamme der wirklichen, wahren Liebe darin emporschlüge. Sie sei von jeher viel umworben, die Männer würden, wenn sie es gewollt hätte, ihr zu Füßen gelegen haben; wohl seien unter all denen, die sich um ihre Gunst bemüht, immerhin Einige gewesen, die ihr eine flüchtige Neigung abgewonnen, aber das beweise noch nichts, da dieselbe zu einem großen, die Seele ausfüllenden Gefühl sich nicht aufringen konnte. Was nun den Geheimrath Wolter anbetreffe, so bäte sie die Tante eindringlichst, seine Gedanken nicht auf ihre Person hinzuleiten, da es ihr unmöglich sei, seine Hand anzunehmen. Zwar sei sie zu eitel, wie so viele ihres Geschlechts, um nicht den Wunsch zu hegen, Glanz und Reichthum um sich herum zu entfalten und das Ansehen zu genießen, daß man der Frau eines Millionairs entgegenbringt, die es versteht, ein Haus zu machen, zu dem man sich drängen würde; aber um diesen Preis könne sie einen Mann, den sie hochschätze, nicht betrügen. Daher bäte sie die Tante, so lebhaft dieselbe auch wünschen möge, daß ihre Nichte eine reiche Frau würde, diesen Wunsch gänzlich zu unterdrücken, namentlich aber dem Geheimrath gegenüber keine Andeutungen irgend welcher Art zu machen, und falls er selbst auf diese Idee gerathen sollte, ihre ganze Ueberredungsgabe aufzubieten, um ihn von derselben wieder zurückzubringen.

Frau von Nettwitz hatte im Grunde keine andere Antwort erwartet, sie konnte es begreifen, daß eine so schöne Frau, in der das Herz noch sprach und die Vernunft noch ihre Stimme nicht ausschließlich erhob, den Antrag eines Mannes ablehnen würde, dessen unschönes, durch Blatternarben entstelltes Gesicht, trotz der großen tiefblickenden Augen wohl als ein zu großes Hinderniß sich darstellte, die Liebe zu erwecken. Dieses war nach ihrer Meinung nicht unmöglich,

aber dann vielleicht erst erreichbar, wenn man, nachdem man sich an sein Aeußeres durch längeres Beisammensein gewöhnt, die trefflichen Eigenschaften seines Charakters gründlich kennen und schätzen gelernt.

Sie hielt es für das Richtigste, dem Geheimrath Alexandra's Brief zu zeigen, damit er selbst sähe, welche Gründe die Nichte leiteten und sich zugleich überzeuge, daß sie von seiner bereits gefaßten Absicht keine Ahnung bekommen.

Wolter las den Brief, ohne daß auch nur ein Zug seines Gesichtes sich dabei veränderte, wie er denn überhaupt die Kraft besaß, was ihn innerlich bewegte, äußerlich meisterhaft zu verdecken.

Nachdem er sich mit dem Inhalt bekannt gemacht, sagte er ruhig und gelassen: „Es hat nicht sollen sein, verehrte Freundin, und ich muß mich in das Unabänderliche fügen; doch lassen Sie mir gütigst den Brief, ich werde ihn noch häufiger lesen und zumal dann, wenn in der ersten Zeit der Wunsch sich ab und zu noch wieder regen sollte."

Indessen das Schicksal hatte es doch anders beschlossen.

Nicht lange darnach erkrankte Frau von Rettwitz plötzlich an einem Nervenleiden, dessen Heftigkeit sich allerdings nach einigen Wochen verminderte, das aber in einen schleichenden, chronischen Zustand überging, der nach fast einem Jahr ihrem Leben ein Ende machte. Der Geheimrath hatte gleich anfangs der Majorin Scharfenberg von der plötzlichen und so heftigen Krankheit der Tante Mittheilung gemacht, und Alexandra war sofort gekommen, um die ihr theuere Verwandte persönlich zu pflegen. Und dieser Aufgabe unterzog sie sich mit rührendem Eifer. Sie verzichtete auf jede Zerstreuung und verließ kaum das Haus. Während dieser langen Zeit ihres Aufenthalts hatte sich Frieda, die jetzt vierzehn Jahre alt war, mit solcher kindlichen Hingebung an Alexandra angeschlossen, und Letztere erwiderte diese Hingebung mit gleicher Liebe, daß dies Verhältniß nicht inniger hätte sein können, wenn zwischen Beiden blutsverwandte Bande bestanden haben würden.

Alexandra war die Erbin des allerdings nur kleinen Vermögens, das die Tante hinterlassen. So lange diese Angelegenheit noch nicht gerichtlich geordnet war, blieb sie in der Wolter'schen Villa, ohne ein Wort von ihrer Abreise zu

sprechen; als diese Sache nun aber endgültig erledigt war, sagte sie, während sie mit dem Geheimrath und Frieda aus dem Eßzimmer, wo die Drei soupirt hatten, in's Wohnzimmer zurückkehrten: „Meine Aufgabe ist hier jetzt erfüllt, ich werde morgen noch einige Besuche machen und dann übermorgen nach Berlin zurückkehren."

„Du wolltest fort?" rief Frieda erregt aus und warf sich stürmisch an ihre Brust. „Nein, Du darfst uns nicht verlassen!"

Alexandra schlang ihre Arme um den Nacken des jungen Mädchens, drückte einen Kuß auf deren Stirn und sagte:

„Ich muß, liebes Kind, so schwer mir auch die Trennung von Dir wird."

Nun wurde aber Frieda von einem krampfhaften Schluchzen befallen, ihr ganzer Körper erzitterte, sie befreite sich aus Alexandras Umarmung und mit thränenerstickter Stimme sagte sie: „Papa, bitte Du sie!" worauf sie, das Gesicht mit beiden Händen bedeckend, aus dem Zimmer eilte.

„Bleiben Sie bei uns, gnädige Frau," sagte Wolter jetzt mit weicher Stimme, „Frieda würde die Trennung von Ihnen nicht überwinden."

Als Alexandra hierauf nichts erwiderte, fuhr er fort:

„Ich wage Ihnen nicht das Anerbieten zu machen, die Stellung zu übernehmen, die Ihre Frau Tante in meinem Hause inne gehabt, aber Sie würden mich unendlich verbinden, wenn Sie es meines Kindes wegen thun möchten."

Alexandra blickte längere Zeit starr vor sich hin, dann erwiderte sie:

„Ich habe Frieda sehr, sehr lieb gewonnen, ich habe noch nie so intensiv gefühlt, wie sehr mir das Kind ans Herz gewachsen ist, als in diesem Augenblick; aber auf längere Zeit kann ich mich nicht wohl verpflichten, doch will ich gerne so lange bleiben, bis Sie eine passende Dame gefunden haben, und bis dahin werden Frieda und ich uns allmählich an den Gedanken gewöhnen, daß die Trennungsstunde für uns noch einmal kommen wird."

Wolter verließ das Zimmer und kam gleich darauf mit Frieda wieder zurück. Auf dem Gesicht der Letzteren erglänzte eine helle Freude, während noch die Thränen über ihre Wangen rollten. Sie eilte auf Alexandra zu, ergriff ihre Hand und sagte:

„Ich wußte es wohl, daß Du Dich nicht von mir trennen kannst, und wenn der Papa soeben die Worte aussprach, daß Du vorläufig bei uns bleiben würdest, so zweifle ich nicht daran, daß Du, wenn Du auch erst nur vorläufig uns nicht verlassen willst, meiner Bitte nicht widerstehen kannst, immer noch etwas weiter Deine Abreise hinauszuschieben, bis schließlich —"

„Du meinst, bis ich schließlich ganz hier bleibe?"

„Ja, Tante Alexandra, das ist meine Meinung!"

„Nun, mein Herz, das findet sich, wir wollen heute noch gar keine Möglichkeiten erörtern, und ebenso wenig darüber nachdenken, wie sich die Zukunft gestalten könnte, sondern in diesem Augenblick uns nur der Gegenwart freuen."

Dies Gespräch hatte im Herbst stattgefunden, der Winter war aber hingegangen, ohne daß Wolter sich bemüht hätte, eine Nachfolgerin für die verstorbene Frau von Rettwitz zu finden. Alexandra lebte der Trauer wegen sehr zurückgezogen und gab sich eingehend der Erziehung und Ausbildung Friedas hin, namentlich leitete sie selbst deren Unterricht in der Musik. Bei dieser Gelegenheit hatte sich aber das Band zwischen ihr und dem jungen Mädchen nur noch fester und inniger geknüpft, so daß ihr selbst davor graute, dasselbe zu trennen, indem sie mit ihrer Abreise Ernst machte. Einmal mußte es ja sein, denn für immer konnte sie hier nicht bleiben. Lange zögerte sie, das entscheidende Wort auszusprechen, aber endlich glaubte sie den Zeitpunkt gekommen, wo sie es nicht länger hinausschieben konnte. Bis dahin galt ihre Anwesenheit als Besuch, wollte sie denselben aber noch weiter ausdehnen, so mußte es auffallen und konnte zu Mißdeutungen Veranlassung geben.

Und bleiben — die Stellung übernehmen, die ihre Tante inne gehabt, das ließ ihr Stolz nicht zu. Mochte sie in dem Hause auch unumschränkt als Herrin gebieten, wurden ihr auch alle Ehren bezeugt, dem Besitzer gegenüber war und blieb sie für ihr ganzes Thun verantwortlich und damit war sie seine Untergebene. Mit der Tante war es eine ganz andere Sache gewesen, derselben war nach dem Tode ihres Gemahls nur ein kleines Vermögen verblieben, von dessen Revenuen sie kaum nothdürftig leben konnte, geschweige denn standesgemäß, wie sie es bisher zu Lebzeiten

ihres Gatten gewohnt war. Sie aber konnte es, und wenn sie auch von luxuriösen Ausschreitungen sich fern halten mußte, so hatte sie doch nicht nöthig, sich Entbehrungen aufzuerlegen; weshalb denn ihre Freiheit aufgeben und dafür in eine Lage eintreten, die sie abhängig von Anderen machte und ihr eine Menge Pflichten auferlegte?

Es war im April und zwar an einem Tage, der nicht stürmisch und regnerisch war, sondern ausnahmsweise warm und windstill — ein herrlicher schöner Frühlingstag. In dem großen prächtigen Garten, der zur Villa des Geheimraths gehörte, blühten die Krokus in allen Farben, trieben die Tulpen, Päonien und Hyacinthen mit Macht aus der Erde hervor, hatten sich bereits die Gesträucher mit jungem saftigem Grün bedeckt und an den Bäumen drängten die geschwellten Blätter- und Blüthenknospen sich zu entfalten.

Alexandra wandelte auf den frisch- geharkten Kieswegen langsam dahin. Von Zeit zu Zeit betrat sie den Rasen, bog sich zu den auf demselben befindlichen Beeten nieder und pflückte Primeln, Krokus und Veilchen, die sie zu einem Bouquet zusammenfügte.

Sie war zu dem Entschluß gekommen, nun nicht länger ihre Abreise zu verschieben und hatte sich fest vorgenommen, zu einem ferneren Bleiben, selbst für kurze Zeit, sich nicht mehr überreden zu lassen. Die Blumen, die sie gepflückt, wollte sie zum Andenken mitnehmen. In den letzten Tagen hatte sie schon eine Gelegenheit gesucht, um den Geheimrath allein zu sprechen und ihm diesen Entschluß mitzutheilen, aber sie hatte sie bis jetzt nicht finden können; Wolter war in der Fabrik sehr beschäftigt gewesen, hatte nur mit ihnen zu Mittag und Abend gespeist und stets gleich darauf sich wieder entfernt. Sie wollte aber erst unter vier Augen die Sache mit ihm besprechen und mit ihm zusammen überlegen, wer es Frieda mittheilen sollte, ob der Vater oder sie, oder vielleicht Beide gemeinschaftlich. Daß es eine schmerzliche Scene geben würde, war vorauszusehen und sie wollte mit dem Geheimrath berathen, wie es am besten einzukleiden sei. Alexandra hatte schon mehrfach einen Anlauf genommen, Frieda auf eine baldige Trennung vorzubereiten, aber so wie sie nur das erste Wort in dieser Richtung ausgesprochen, fiel das junge Mädchen ihr um den Hals, küßte sie auf den Mund und

rief: „Willst Du mich tödten? nur jetzt nicht, nur jetzt nicht!“ — und dann mochte die Majorin dies Thema auch schon nicht mehr weiter berühren und schob es immer wieder auf, um zu einer anderen Zeit die Sache nachdrücklicher zu behandeln. Sie war entschlossen, wenn es heute wieder mißlingen sollte, den Geheimrath zu sprechen, denselben dann für morgen, zu einer Zeit, wo Frieda die Schule besuchte, schriftlich um eine Unterredung zu bitten.



Plötzlich horchte sie auf und sah, wie Wolter einem Gärtner Anordnungen gab.

„Ich scheide vonhier,“ flüsterte sie vor sich hin, während sie auf dem Kieswege langsam und gesenkten Blickes weiterschritt, „mit schwererem Herzen, als ich es mir gedacht — von diesem schönen Garten, dem herrlichen Park, der glänzenden und doch so behaglichen Einrichtung der Villa, und vor allen Dingen von dem lieblichen Kinde. Aber es muß sein, könnte ich doch Frieda mit mir nehmen, wir gehören zusammen und lieben uns wie Mutter und Tochter, und doch kann ich nicht länger bleiben!“

Plötzlich horchte sie auf, sie glaubte Wolters Stimme gehört zu haben, und da kam er auch schon mit einem Gärtner, dem er Anordnungen zu geben schien, hinter einem Pavillon hervor. Der Gärtner entfernte sich in einer anderen Richtung und der Geheimrath näherte sich der Majorin.

„Guten Morgen, gnädige Frau," rief er ihr zu, den Hut lüftend, „ich hatte noch nicht das Vergnügen, Sie zu sehen, meine Anwesenheit war schon sehr früh auf der Fabrik nothwendig, erst vor einer Viertelstunde bin ich zurückgekehrt."

Er reichte ihr die Hand und fuhr dann fort:

„Ein herrlicher Sommertag, die halbe Stadt bewegt sich schon auf der Promenade."

„Er hat auch mich herausgelockt."

„Sie haben schon ein Bouquet gepflückt? Wie hübsch zusammengestellt! Es wiederholt sich in jedem Jahr, sobald der erste warme Sonnentag uns geschenkt wird, das blaue Himmelsgewölbe so klar und wolkenlos sich über uns ausspannt, die ersten Frühlingsblumen mit ihren frischen Farben uns entgegenlächeln, erweitert sich mir die Brust und mit unbestimmten Glücksahnungen füllt sich mein Herz. Ergeht es Ihnen ebenso, Frau Majorin?"

„Früher wohl, doch nicht gerade in diesem Jahr — im Gegentheil —"

„Im Gegentheil?"

„Es war meine Absicht, Herr Geheimrath, Sie heute noch um ein Gespräch unter vier Augen zu bitten — erlaubt es in diesem Augenblick Ihre Zeit?"

„Sie machen ein so ernstes, so feierliches Gesicht, gnädige Frau —"

„Es ist nicht weit von zwölf Uhr, Frieda kehrt bald aus der Schule zurück, — ich möchte nicht gern —"

„Sie machen mich besorgt."

„Lassen Sie uns eine Minute in den Pavillon treten und die Sache mit Ruhe besprechen."

„Was werde ich hören!"

In wenigen Sekunden war der Pavillon erreicht, und nachdem sie sich auf zwei von den mit dunkelblauem Atlas überzogenen Lehnsesseln, welche einen großen, runden, mit einer orangegelben Sammetdecke behangenen Tisch umstanden, niedergelassen, sagte Alexandra:

„Darf ich mir die Frage erlauben, Herr Geheimrath, ob Sie wohl schon eine Dame in Aussicht haben, die in Ihrem Hause die Functionen meiner verstorbenen Tante übernehmen möchte?"

Wolter sah die Majorin mit einem erschrockenen Blick an und sagte rasch:

„Sie wollen doch nicht von uns fort?"

„Sie werden begreifen, daß ich meinen Besuch hier nicht ins Unendliche ausdehnen kann. Man wird vielleicht bis jetzt noch gerade nichts Auffälliges darin erblickt haben, daß ich nach dem Tode der Frau von Rettwitz nicht sogleich abreiste, sondern Ihrer Tochter, die mutterlos war und ohne weiblichen Schutz, noch eine Zeit lang Gesellschaft leistete. Ich bin jetzt ein halbes Jahr länger geblieben, als ich ursprünglich beabsichtigte, würde ich aber meinen Besuch noch weiter ausdehnen, so dürfte die Welt nicht anstehen, darüber eine Kritik zu äußern. Diese Welt ist hier dieselbe wie sie überall ist, das Ungewöhnliche faßt sie auf wie eine persönliche Beleidigung und rächt sich dann durch medisante Bonmots, die böswilligen Verdächtigungen gleichkommen und von direkten Beschuldigungen nicht weit entfernt sind. Ja, wäre ich in dem Alter meiner Tante, so würde ich für boshafte Witze ein zu wenig interessantes Objekt abgeben, aber einer jungen Wittwe, weil man ihr einige Rechte mehr eingeräumt hat, wie einem jungen Mädchen, späht man dafür auch auf Schritt und Tritt nach, und wehe ihr, wenn sie etwas unternimmt, was nur im Geringsten verschiedener Deutung unterliegt, die böse Welt wählt sicher nicht die bessere. Ich darf aber mich und meinen Ruf solchen Möglichkeiten nicht aussetzen, und um so weniger, da Sie, Herr Geheimrath, und nicht minder Ihre Tochter dadurch in Mitleidenschaft gezogen werden."

„Sie können versichert sein, gnädige Frau, daß kein vernünftiger Mensch auf den reinen Spiegel Ihres Rufes auch nur den Schatten eines Makels werfen wird!

„Und wenn es nur ein Einziger thäte, so wäre dieser Einzige schon zu viel!"

„Meine arme Frieda! Jetzt weiß ich, daß Sie uns verlassen werden!"

„Muß ich nicht? Die Verleumdung ist stets ein unfehl-

bares Mittel, der man machtlos gegenübersteht, und Pflicht ist es gegen sich selbst, ihr aus dem Wege zu gehen, denn mein Verhältniß kann, ich sage kann, wie es bereits geschehen, der Medisance einen Anhalt geben, und Wahnsinn wäre es, mit dieser furchtbaren Macht einen Kampf einzugehen, aus dem Niemand unverletzt hervorgeht!"

Sie hielt einen Augenblick inne, dann fuhr sie fort:

„O glauben Sie es mir, Herr Geheimrath, auch ich scheide mit schwerem Herzen; länger als ein Jahr weile ich in diesem Hause, Alles ist mir lieb und werth geworden, der schöne Garten, der Park, die romantische Schlangenburg, wo wir meistens unsere Sonntage verlebten, und vor allen Dingen unser Kind, unsere liebliche, herzensreine Frieda. Auch sie wird die Trennung schwer empfinden, aber es muß ertragen werden, denn was erträgt der Mensch nicht? Es wird sich eine Andere finden, die alle Bedingungen erfüllt, die Frieda wieder wird lieben lernen wie meine Tante und mich! Sie sollen nur ernstlich suchen, Herr Geheimrath — und nun will ich Ihnen einen Vorschlag machen, geben Sie mir Frieda so lange mit nach Berlin, bis Sie eine Dame gefunden, von der Sie überzeugt sind, daß sie Ihnen eine angenehme Häuslichkeit bereiten und Friedas unterbrochene Erziehung mit gutem Erfolg weiterführen kann."

Wolter erhob sich von seinem Sitz, er ging mehrere Male in dem kleinen Raume auf und ab, sein Athem war beschleunigt, seine Brust wogte auf und ab, denn in seinem Innern war er zu einem Entschluß gekommen, den er zaghaft sich sträubte, in Worte zu kleiden.

„Wenn sie wüßte," flüsterten unhörbar seine Lippen, „wie sehr ich sie liebe, aber sie würde erschrecken, und nur um so sicherer fliehen, wenn ich es ihr sagte; daher muß ich, so schwer mir die Lüge wird, das Gegentheil behaupten und muß andere Gründe anführen und mich zusammennehmen, daß ich mein Herz nicht verrathe. Ich kann ihre Nähe nicht mehr entbehren, und wenn ich auch in dem Lechzen nach Gegenliebe mich verzehren muß, weit lieber will ich diese Qual erdulden, als sie nicht mehr sehen, ihre klare Stimme nicht mehr hören, von den befruchtenden Strahlen ihres Geistes nicht mehr erwärmt und angeregt werden."

„Nun?" sagte Alexandra, „Sie überlegen sehr lange,

können Sie es nicht über sich gewinnen, für einige Wochen sich von Frieda zu trennen?"

„O gewiß, das würde mir nicht allzu schwer fallen — was ist denn eine Trennung mit der Aussicht auf baldige Wiederkehr? Nein, gnädige Frau, daran dachte ich nicht, wohl aber beschäftigten sich meine Gedanken damit, einen anderen Ausweg zu finden. Es giebt einen solchen, und wenn ich Ihnen denselben nenne, so bitte ich mir zu verzeihen und mir glauben zu wollen, daß ich nur meines Kindes wegen mich unterfange, eine Frage an Sie zu richten."

Alexandra sah ihn gespannt an, Wolter ließ sich auf den Lehnstuhl wieder nieder, und so sehr er auch innerlich erregt war, äußerlich hatte er seine Ruhe wiedergewonnen und mit fester Stimme fuhr er fort:

„Wäre ich jünger, hätten die Blattern nicht mein ursprünglich wohlgebildetes Gesicht zerrissen und häßlich verunstaltet, wäre nicht mein Herz in den langen Jahren meines mich fast ausschließlich in Anspruch nehmenden geschäftlichen Lebens — ich finde keinen anderen Ausdruck — halbwegs verknöchert, so glaube ich bestimmt, daß ich mich in eine so schöne Frau, wie Sie es sind, sterblich verliebt haben würde. Aber die Jugend, in der der Mensch glühend und leidenschaftlich zu lieben vermag, liegt weit hinter mir. In meinem jetzigen Alter bin ich nicht mehr im Stande, eine solche Liebe zu empfinden, noch fordere ich sie. Was aber außer der Liebe zu meiner Tochter — und diese Liebe ist ja eine ganz andere — in meinem Herzen noch in reicher Fülle quillt, das ist das Gefühl einer echten und wahren Freundschaft. Und meine Frage an Sie lautet: „Wollen Sie mir die Hand reichen zu einem Freundschaftsbunde fürs Leben?"

Alexandra machte eine Bewegung, als wenn sie etwas erwidern wollte, doch Wolter fuhr rasch fort:

„Verstehen Sie mich recht, gnädige Frau. Wenn ich soeben sagte, daß ich nur Frieda's wegen diese Frage an Sie richten wollte, so ist das nicht ganz correct, daneben besteht immerhin ein wenig Egoismus. Sie haben mich ein Leben kennen gelehrt, wie ich es früher nie genossen habe. Den ganzen Tag freute ich mich auf den Abend, auf die anregende Conversation mit Ihnen. Ich habe mich auch früher für

die Kunst begeistern können, aber in das eigentliche Wesen derselben haben Sie mich erst eingeführt. Durch Sie bin ich erst zum tieferen Verständniß gelangt. Ich sehe jetzt die Malerei, die Skulptur mit ganz anderen Augen an und höre die Musik mit ganz anderen Ohren. Auch für die Literatur habe ich ein weit regeres Interesse bekommen. Dies Alles verdanke ich Ihnen, und der Wunsch es auch ferner zu genießen, — das ist dabei mein Egoismus. Und was verdankt Frieda Ihnen nicht! Sie hat sich unter Ihrer Leitung geistig in wunderbarer Weise entwickelt, Sie haben es erreicht, daß sie ihre krankhafte Schüchternheit fast gänzlich überwunden, sie hat Interesse für alles Schöne und Edle bekommen, in der Musik überraschende Fortschritte gemacht und sich in vielen anderen Dingen vervollkommnet. Könnten Sie Ihr Werk halb vollendet verlassen? Eine Erziehung unterbrechen, die, wenn sie in dem gefährlichsten Alter einer heranwachsenden Jungfrau plötzlich anderen Händen anvertraut wird, durch eine neue Methode, denn jeder Lehrer hat sein besonderes System, in andere Bahnen gelenkt wird, wodurch Vieles wieder umgestoßen werden kann, was soeben schön erbaut war? Zum Mindesten kann doch in einem so jugendlichen Charakter eine schädliche Verwirrung hervorgerufen werden! Sie dürfen es nicht, weil Sie Frieda lieben!"

Wölter hielt einen Augenblick inne, Alexandras Gesicht war bleich geworden, sie blickte schweigend vor sich nieder und mechanisch zerpflückte sie mit ihren kleinen Fingern von den Blumen, die auf ihrem Schoße lagen und als Andenken mitgenommen werden sollten, eine nach der andern.

„Gnädige Frau," fuhr der Geheimrath mit erhobener Stimme fort, „ich weiß, daß Sie mich nicht lieben können, ich wiederhole es, ich fordere von Ihnen keine Liebe, wie Sie von mir keine fordern werden. Nichts desto weniger frage ich Sie, wollen wir eine Freundschaftsehe schließen? Sie werden Friedas Mutter, Sie tragen meinen Namen, im Uebrigen bleibt Alles wie es bisher gewesen ist, nur mit dem Unterschiede, daß Sie die unbestrittene Herrin dieses Hauses werden, daß Sie alle Rechte einer Gattin erhalten, und diese Rechte werden Ihnen in keiner Weise geschmälert werden. Sie haben mir einmal gesagt, daß wenn Sie reich wären, es Ihnen ein großes Vergnügen bereiten würde, ein Haus zu

machen, daß Sie es verstehen würden, glänzende Feste zu arrangiren, daß Sie ihre Salons hauptsächlich mit den Rittern des Geistes, den Gelehrten und Künstlern bevölkern würden, um ihnen eine Stätte zu bieten, wo sie sich gegenseitig anregen könnten, und daß es Ihnen Freude machen würde, als Schützerin jungen aufstrebenden Talenten die Wege zu bahnen, Ihnen zu helfen, wo es in ihrer Macht stände, damit sie zu der oft so schwer zu erreichenden Anerkennung gelangten! —

Ein Wort von Ihnen, gnädige Frau, und all diese Wünsche werden sich erfüllen, ich bin gottlob vermögend genug, daß Sie sich keine Beschränkung aufzuerlegen brauchen, Sie können auf Ihren Festen allen Glanz und Luxus entfalten, wie es Ihnen Ihr Geschmack eingiebt, und ich bin eitel genug, mich darüber zu freuen, wenn ich sehen werde, daß Sie mein Haus zu einem gesuchten gemacht, und daß man der Seele des Ganzen, der schönen und geistreichen Frau Geheimrath Wolter die wohlverdiente Huldigung und Verehrung darbringt. Es ist dies Alles freilich nur ein schwacher Ersatz für die Liebe, die bei unserer Ehe ausgeschlossen wäre, aber giebt es nicht unzählige Ehen, wo sie ebenfalls gänzlich fehlt, wo nicht einmal eine wahre Freundschft zwei Seelen mit einander verknüpft? Die Freundschaft jedoch, die Schwester der Liebe, soll Ihnen in reichem Maße zu Theil werden, und die unbegrenzte Liebe meines Kindes, Ihres Kindes, dürfte doch auch einen kleinen Ersatz bieten für das, was die Götter Ihnen versagen müssen! Und nun, Frau Majorin, frage ich Sie, was haben Sie mir darauf zu erwidern?"

Alexandra hatte die Augen noch nicht wieder erhoben, auch jetzt blickte sie starr vor sich hin, ohne zu antworten. Die Blumen waren von ihrem Schooße heruntergefallen und lagen zerstreut auf dem Boden. Das Gesicht war noch bleicher geworden, keine Muskel regte sich, wie leblos schien der ganze Körper. Wolter blickte auf sie nieder mit angehaltenem Athem, auf die Lippen, von denen er jetzt die Entscheidung vernehmen sollte, aber die Lippen blieben stumm. Endlich, als das fortgesetzte Schweigen ihn anfing zu beängstigen, sagte er mit klopfendem Herzen und mit hörbar zitternder Stimme:

„Zürnen Sie mir wegen meiner Dreistigkeit, daß ich so zu Ihnen gesprochen?"

Alexandra zuckte zusammen, als wenn sie plötzlich aus einem Traum geweckt würde, sie schlug die Augen auf und in einem Tone, als wenn sie noch nicht zum klaren Bewußtsein gekommen, sagte sie:

„Wie meinen Sie?“

„Ich fragte Sie, ob Sie mir zürnen, daß ich es wagte, einen solchen Antrag Ihnen zu machen?“

Sie richtete sich auf und erwiderte jetzt mit fester Stimme:

„Wie könnte ich zürnen, wenn mir so viel Güte und Wohlwollen nahetritt? Aber ich glaube, Herr Geheimrath, daß Sie sich nicht klar gemacht haben, was Sie von mir und dem Schicksal fordern, und daß Sie Möglichkeiten von schwerwiegender Bedeutung übersehen. Ich muß Ihnen über mich selbst einige Worte sagen. Mein Vater war, wie Sie wissen, der Oberpräsident Wallenburg, der in einer Stadt, wo viel Adel und viel Militair war, sich gezwungen sah, seiner Stellung gemäß ein großes Haus zu machen. Ich war sein einziges Kind. Als meine beiden Eltern, erst meine Mutter und darauf mein Vater, innerhalb kurzer Zeit gestorben waren, stellte es sich heraus, daß ich nichts hatte, wovon ich hätte leben können. Mir hatte sich mehrfach die Gelegenheit geboten, mich, was Stellung und Reichthum betraf, glänzend zu vermählen, aber ich hatte jedesmal mein Herz gefragt und dies hatte stets mit Nein darauf geantwortet. Auch der Major Scharfenberg, ein Mann allerdings von tadellosen Manieren und sehr reich, aber damals schon über die Vierzig hinaus, hatte mir einen Heirathsantrag gemacht, den ich zurückwies, weil ich ihn nicht lieben konnte. Ein halbes Jahr nach dem Tode meiner Eltern hielt er zum zweiten Mal um meine Hand an. Er hatte sich von meiner hülflosen Lage diesmal einen günstigeren Erfolg versprochen und er hatte recht gerechnet. Ich war beinahe zweiundzwanzig Jahre alt geworden, ich sah mich in die Nothwendigkeit versetzt, nur um mein Leben zu fristen, eine dienende Stellung als Gesellschafterin oder dergleichen anzunehmen, denn meiner Tante, die kaum selbst so viel besaß, um davon leben zu können, durfte ich nicht zur Last fallen, und um diesem entsetzlichen Loose, bei fremden Leuten mir meinen Lebensunterhalt zu verdienen, zu entgehen, nahm ich den Antrag des Majors an. Aber ich kann Ihnen

nicht sagen, welche entsetzlich kummervollen Jahre ich an seiner Seite verlebte. In den ersten Monaten war es noch erträglich, aber als er sah, daß die jüngeren Offiziere mir ein wenig den Hof machten, viel mit mir tanzten und sich gern mit mir unterhielten, da entbrannte seine Eifersucht, unerquickliche Scenen folgten und in brutalster Weise verbot er mir, fernerhin weder zu tanzen, noch überhaupt mit den Offizieren zu sprechen. Mein Stolz erwachte, ich erklärte ihm, daß ich mir eine solche Tyrannei nicht gefallen und daß ich mir nicht verbieten lassen würde, an den erlaubten Freuden Theil zu nehmen. Nach dieser Erklärung quittirte er urplötzlich seinen Dienst und wir bezogen eines seiner Güter, wo ich, abgeschnitten von allem Verkehr, angewiesen nur auf den Umgang mit dem alten Geistlichen des Dorfes und dessen höchst einfacher Frau, sechs Jahre hindurch ein elendes, geisttödtendes Dasein führte. Mein Gemahl starb an einer Lungenkrankheit, die er sich durch Erkältung während einer Treibjagd zugezogen. Ja, hätte mich der Himmel nicht von ihm erlöst, hätte ich noch länger an seiner Seite ausharren müssen, ich wäre, das weiß ich bestimmt, zuletzt wahnsinnig geworden! Schon am ersten Tage seiner Krankheit hatte er die Ahnung, daß er sterben würde, und war es Eifersucht, die noch über das Grab hinausging — genug, er stellte an mich die Forderung, ihm das heilige Versprechen zu geben, mich, wenn er sterben sollte, niemals wieder zu vermählen. Ich schlug es ihm ab und noch selbigen Tages machte er sein Testament; von Rache dictirt über meine Weigerung, vermachte er mir nur eine Summe, von deren Revenüen ich kaum anständig leben konnte, während seine Güter und übrigen Kapitalien an seine Geschwister übergingen. Aber ich war doch frei und vor Noth gesichert; ich zog nach Berlin, ich konnte wieder Menschen sehen, mich mit vernünftigen Menschen unterhalten, mich an der Kunst erfreuen, mehr verlangte ich nicht, ich war glücklich. Ich hatte meinen verstorbenen Gatten nie geliebt, ich habe überhaupt nie geliebt, ich glaube, ich bin zur Liebe nicht veranlagt: wohl habe ich mehrmals für einen Mann, der mir geistig imponirte, ein lebhaftes Interesse empfunden, aber es blieb bei dem Interesse, zu einer wirklichen Liebe stieg es nicht empor. Aber bin ich sicher, daß sie nicht noch einmal

mein Herz ergreifen wird? Sie, Herr Geheimrath, haben mir eine verlockende Perspective gezeigt; was ich Ihnen neulich ganz zufällig als die stillen Wünsche meiner Seele nannte: ein glänzendes Haus zu machen, schöne Feste zu geben, Künstler und Gelehrte um mich zu versammeln, jungen Talenten ein weiblicher Mäcen zu werden, Sie wollen sie wahr machen — und der in meinem Innern noch weit regere Wunsch, bei Ihrem Kinde bleiben zu können, soll sich ebenfalls erfüllen — Sie fordern mich zu einem Freundschaftsbund fürs Leben auf, Sie wollen keine Liebe, die ich auch nicht zu geben im Stande wäre, und die Sie ebenfalls nicht geben können, — ja, das sind Anerbietungen, die man thöricht sein würde, nicht anzunehmen, wenn hier nicht eine Möglichkeit vorhanden wäre, die, wenn sie eintreten sollte, selbst unser eng geschlossenes Freundschaftsbündniß, ja, die Alles in Frage stellen könnte!"

„Was meinen Sie, gnädige Frau?"

„Ich bin weit entfernt, anzunehmen, daß es geschieht, aber wenn dennoch? Ich bin noch jung genug, ich kenne mein Herz selbst nicht, ich weiß nicht, was ihm widerfahren kann, aber was dann, wenn es so spät noch sich regen, wenn es für einen Anderen erglühen sollte, wenn es von seiner ersten Liebe getroffen wird, ich sage, was dann, Herr Geheimrath?"

„Dann," erwiderte Wolter, und wiederum zitterte seine Stimme, „dann werde ich nicht zögern, das Freundschaftsband, das uns verbindet, mit eigener Hand zu trennen und Ihnen Ihre Freiheit zurückzugeben."

„O nein, — dahin wird es nie kommen, und wenn es dahin käme, ich würde es wohl nie annehmen, aber ich habe so viel von der furchtbaren Gewalt der Liebe gehört, daher mußte ich es zur Sprache bringen, weil ich heute noch nicht weiß, ob ich dann die Kraft haben werde, sie zu unterdrücken! Und dann noch Eins muß ich erwähnen. Es giebt auch eine Eifersucht der Freundschaft — ich habe die Eifersucht in ihrer brutalsten Form kennen gelernt, ich habe ein Grauen selbst vor der mildesten Form — nie, Herr Geheimrath, werde ich meiner Ehre etwas vergeben und nie den leisesten Schatten auf die Ehre Ihres Namens werfen, aber wenn man mir ein wenig den Hof macht, und ich habe die Erfahrung gemacht, daß man es leicht thut — wenn es ge-

schieht und ich bin höflich und freundlich gegen Männer, die es gegen mich sind, so darf es Sie nicht verstimmen, und Sie dürfen nicht schmollen und sich gekränkt fühlen; — ich habe für ein freundliches Wort, für einen freundlichen Blick die peinvollsten Augenblicke erlebt! Ich achte Sie hoch, Herr Geheimrath, ich wüßte nicht, daß ich je einen anderen Mann höher geachtet hätte, wer mir ein Freund ist, dem bin ich eine treue Freundin wieder. Wohlan denn, ich habe nun Alles gesagt, was ich auf dem Herzen hatte, und wenn es Sie hiernach nicht gereut, mir das Anerbieten gemacht zu haben, so nehme ich Ihre Hand an!"

„Nie wird es mich gereuen, nehmen Sie meinen Dank, meinen heißesten Dank!" rief Wolter mit lauter Stimme.

Alexandra erhob sich, und ihm die Rechte reichend, sagte sie:

„Hier haben Sie meine Hand, nun sind wir — Verlobte."

Wolter ergriff die schmale, weiße Hand, führte sie ehrfurchtsvoll an seine Lippen, hielt sie noch einen Augenblick in der seinen und gab sie dann mit einem leisen Seufzer wieder frei. Wie gern hätte er das schöne Weib an die Brust und seine Lippen auf ihren Mund gedrückt, aber — er wagte es nicht.

„Und nun, mein Freund," nahm Alexandra wieder das Wort; „möchte ich Ihnen einen Vorschlag machen: Wir wollen den bösen Zungen auch nicht die kleinste Handhabe reichen und müssen daher das Ende des Trauerjahres abwarten, bis wir unseren neu geschlossenen Bund durch einen Priester sanctioniren. Bis dahin kehre ich nach Berlin zurück, Sie folgen im Spätsommer mir nach, den Act der Trauung machen wir in aller Stille ab, und wenn wir hierher wieder zurückgekehrt sind, empfehlen wir uns den Bekannten durch Karten als Neuvermählte. Frieda braucht von der ganzen Sache vorläufig nichts zu erfahren, und wenn es Ihnen Recht ist, nehme ich sie bis dahin mit nach Berlin und Ihnen steht es frei, Ihre Tochter dann und wann zu besuchen. Wie denken Sie über diesen Vorschlag?"

„Ich sehe ein, daß dies das Richtigste ist, so einsam ich mich auch bis dahin in dem leeren Hause fühlen werde."

„Dafür soll Sie, wie ich hoffe, ein belebter und anregender Winter entschädigen, denn ich weiß, daß Sie die Ge-

selligkeit lieben, und wir wollen uns gemeinschaftlich Mühe geben, unser Haus zu einem gesuchten zu machen. Dort steht Frieda auf dem Balkon, so ist sie also schon aus dem Institut zurückgekehrt — sie sucht offenbar uns mit ihren Blicken im Garten, ich will zu ihr gehen und sie fragen, ob sie Lust hat, mich nach Berlin zu begleiten, und unter dem Siegel der Verschwiegenheit werde ich ihr anvertrauen, daß ich zum Herbst wiederkomme, nur soll sie noch nicht wissen, in welcher Eigenschaft es geschieht."

Alexandra reichte dem Geheimrath noch einmal die Hand und sagte: „Möge denn der Himmel unsern Bund segnen!" worauf sie sich aus dem Pavillon entfernte.

„Das walte Gott!" kam es leise über Wolters Lippen. Er sah dem schönen Weibe, das, die herrliche Figur hoch aufgerichtet, wie eine Fürstin auf dem braunen Kieswege der Villa zuschritt, lange schweigend nach; als Alexandra durch die Gartenthür verschwunden war, strich er sich mit der Hand über die Augen und sprach halblaut vor sich hin:

„Verlobt — ein Freundschaftsbund und keine Liebe? Werde ich die Tantalusqualen ertragen können, nicht verdursten vor ungestillter Sehnsucht, den Becher der Freude nur einmal an meine Lippen zu führen? Und wenn ich wüßte, daß das Gift unerfüllter Wünsche langsam und sicher mich verzehren würde, ich würde sie dennoch zurückhalten, denn nur sie sehen, ihre Nähe empfinden ist schon ein Glück; und müßte ich sie entbehren, so würde es dunkle Nacht um mich werden! Und ist denn jede Hoffnung entschwunden, kann nicht Freundschaft in Liebe übergehen, wenn auch nicht bald, wenn auch erst nach Jahren? Ja, ich will diese Hoffnung hegen und sie soll mich trösten, wenn ich verlangend die Arme ausstrecke und nur die leere Luft erhasche!"

Er schwieg mehrere Minuten, dann sprach er mit leiser Stimme, und doch dabei sich umsehend, als wenn ihn Jemand hören könnte:

„Darf ich ihr verschweigen, was auf dem tiefen Grunde meiner Seele verborgen liegt und wovon kein Sterblicher eine Ahnung hat? Ist es denn nicht meine Pflicht, bevor die Kirche uns verbindet, ihr das Geheimniß meines Lebens zu nennen? Und wenn es auch so wohl verwahrt ist, daß nach menschlicher Berechnung es nie ans Licht des Tages treten

wird, kann nicht ein tückischer Zufall das sicherste Calcul umstoßen? Doch nein! es ist ja gar nicht möglich! Der ich war, der ist auf dem Meere gestorben, wer kann mir beweisen, daß ich nicht der sei, der ich bin? Und wird sie mir glauben, kann ich sie zwingen mir zu glauben, wenn ich ihr einen entsetzlichen Roman erzähle, in welchem der Held ebenfalls keinen Glauben fand? Ha! der Hauch nur eines Zweifels könnte mir den Verstand rauben! — Sie soll es nie erfahren! Ich habe noch nie gezittert, ich fühle in mir Ruhe und Sicherheit, ich muß die einzige Lüge meines Lebens bis zu Ende führen und darf es nicht wagen, sie zu beunruhigen und durch mein Vertrauen ein Glück auf's Spiel zu setzen, das ich erst soeben errungen! Mein Herr und Gott, du hast mir reichlichen Ersatz gegeben für das, was du mir genommen, schütze mich in dem, was ich mir neu erworben!"

Langsamen Schrittes verließ er den Pavillon und betrat gleich darauf das große Gartenzimmer der Villa, wo Frieda ihm mit glückstrahlendem Gesicht entgegeneilte und ihm erzählte, daß Tante Alexandra übermorgen nach Berlin reisen wolle, daß sie, wenn der Papa es erlaube, die Tante begleiten dürfe, und daß dieselbe, wenn sie wiederkämen, vielleicht bei ihnen bleiben würde für immer."

„Kannst Du Dich denn von hier so lange trennen?" sagte Wolter.

„Ich weiß, daß Du uns schon bald in Berlin besuchen wirst, da wird mir die Trennung von Dir schon leichter. Erlaubst Du es denn, Papa?"

„Wenn Tante Alexandra Dich mitnehmen will, da kann ich ja gar nicht Nein sagen."

„Dank, besten Dank, lieber Papa!" rief Frieda hocherfreut aus. „Ich will auch Alles, was ich sehe und erlebe, in mein Tagebuch schreiben, und das darfst Du später gerne lesen!"

Sie flog wieder davon, um der Tante zu sagen, daß der Papa ihr die Erlaubniß gegeben.

Am zweiten Tage darnach reisten Alexandra und Frieda ab, Wolter fuhr in der ersten Zeit alle vierzehn Tage, später jeden Sonntag nach Berlin — als das Jahr zu Ende gehen wollte, fand in aller Stille die Vermählung statt.

Siebentes Kapitel.

Reichlich zwei Jahre waren Wolter und Alexandra jetzt vermählt. Etwa vierzehn Tage später, als Siegfried Rohdenberg von der Frau Geheimrath Wolter aufgefordert worden war, die Direktion ihres Gesangvereins zu übernehmen, befand sich deren Gemahl auf der Fabrik, wohin er fast täglich jeden Morgen gegen zehn Uhr hinausfuhr und von wo er erst zum Diner zurückkehrte, das für gewöhnlich um sechs Uhr stattfand. Das ursprünglich sehr elegant eingerichtete Wohnhaus seines Vorgängers war größtentheils zu Lagerräumen eingerichtet worden, ausgenommen ein Theil des Parterres, in welches man die verschiedenen Comtoire verlegt hatte.

Gleich rechts vom Flur war Wolters Privatcomtoir. Es war dies ein großes, sehr hübsch eingerichtetes Zimmer, das durch nichts Anderes, als durch einen Schreibtisch, der sich in einem runden Ausbau befand, auf diese Bezeichnung Anspruch machen konnte. Von diesem Ausbau aus vermochte er sowohl den größten Theil der Fabrikanlagen zu übersehen, als auch Alles zu gewahren, was von der Chaussee aus durch die große Gitterpforte den innern Hofraum betrat.

Es war gegen zwölf Uhr Mittags. Der Geheimrath Wolter saß zurückgelehnt auf einem weiten Lehnstuhl, der vor seinem Schreibtisch stand, und hatte in diesem Augenblick die Augen geschlossen. Seine Hände waren gefaltet und um die Mundwinkel lag ein wehmüthiger Zug.

Auf dem Schreibtisch lagen verschiedene Papiere, neben denselben stand ein kleiner, eiserner Kasten, dessen Deckel geöffnet war.

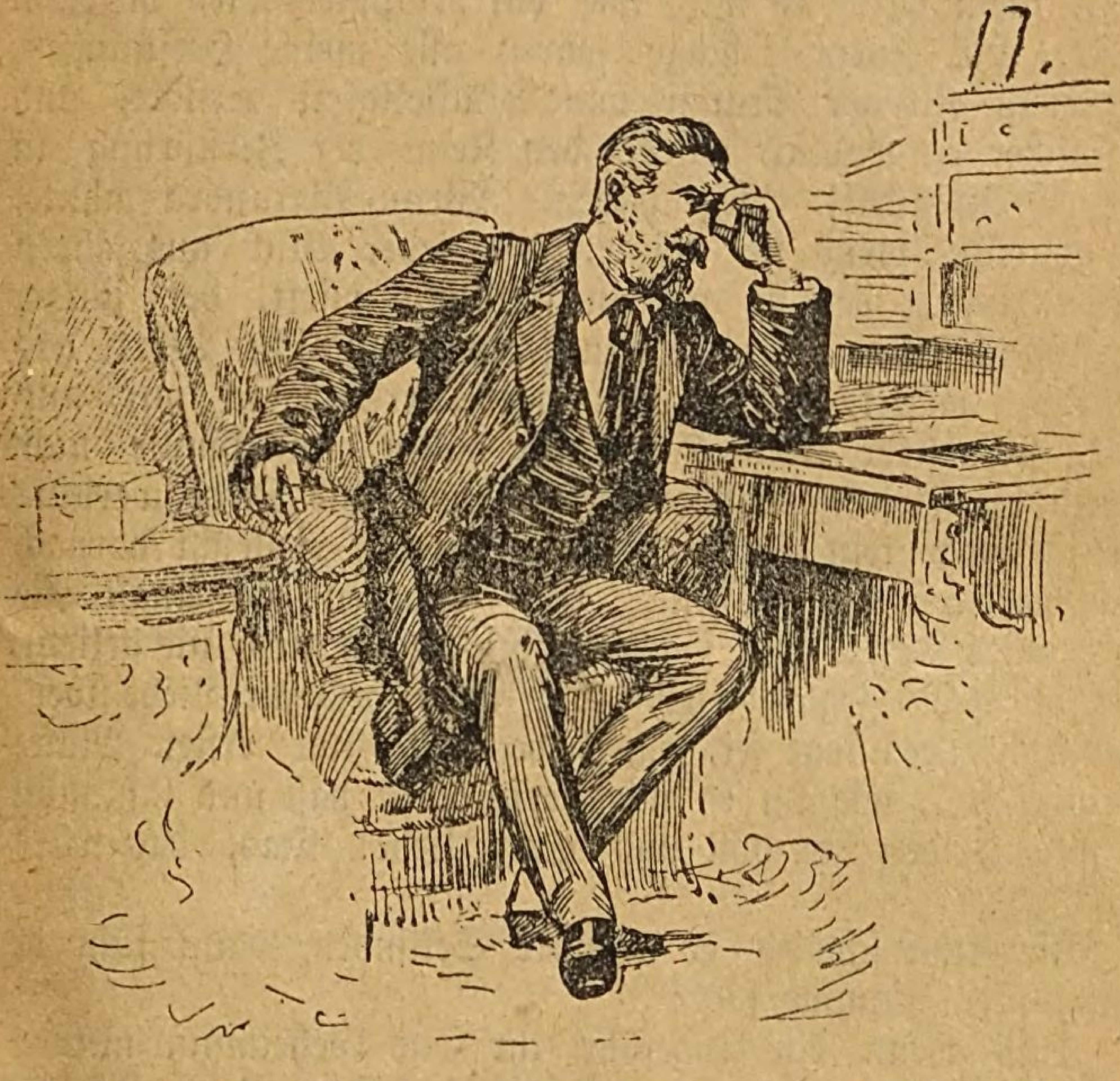
Nach einigen Minuten schlug Wolter die Augen auf, er erhob sich mit einem hörbaren Seufzer und begann jetzt im Zimmer langsam auf und ab zu wandern.

„Ich hätte nicht geglaubt," sprach er halblaut vor sich hin, „daß die Seelenlast, die ich mir aufgebürdet, so schwer zu tragen sei! Wie konnte ich voraussetzen, daß in meiner vierzigjährigen Brust, als wäre ich ein Knabe von achtzehn Jahren, eine Liebe, die ich für immer beherrschen zu können glaubte, zu einer Leidenschaft emporflammen würde, durch die ich bedroht werde, über kurz oder lang den letzten Rest meiner Kraft, meiner Selbstbeherrschung einzubüßen! Noch, ja noch bin ich im Stande, die lodernden Gefühle meines Innern hinter einer ruhigen Maske zu verbergen, noch ahnt Niemand den Sturm, der mein Herz durchrast! Aber wie lange wird es währen, daß ich diese künstliche Ruhe zu bewahren vermag? Ich weiß, daß ein Tag kommen wird, wo ich unterliege, unterliegen muß, wo meine zitternden Nerven, wenn ich keine Erhörung finde, zerreißen und mein Geist in die Nacht des Wahnsinns versinkt!"

„Erhörung?" fuhr er mit einem kurzen Auflachen fort, „daran jetzt noch zu glauben, darauf jetzt noch zu hoffen, an dieses schwankende Rohr der bloßen Möglichkeit sich anzuklammern — das ist schon der Anfang von Wahnsinn, und dennoch kann ich mich von dem Wahn nicht losreißen, daß sich noch einmal ein wärmeres Gefühl, das Gefühl der Liebe, für mich entwickeln wird! Ich würde tief unglücklich werden, wenn ich diesen Wahn aufgeben müßte. Mein thörichtes Herz flüstert mir zu, daß noch nicht alle Hoffnung verloren ist, und meine Vernunft ruft mit lauter Stimme, es ist unmöglich! Und sie hat wohl Recht! Kann das schöne Weib einen Mann lieben, dessen Gesicht so häßlich, so entstellt ist, wie das meine? Hat sie es in dem Brief an die Tante nicht mit klaren Worten ausgesprochen, daß sie mich nie würde lieben können, hat sie es mir nicht mit ebenso klaren Worten gesagt, als ich ihr meine Hand antrug, um einen Freundschaftsbund fürs Leben zu gründen? O, wenn ich gewußt hätte, welche Qualen ein solcher Freundschaftsbund über ein menschliches Herz ausgießen kann, das heiß und mit jedem Tage heißer liebt, ich würde dies Bündniß nicht gefordert haben, denn damals hätte ich die Kraft ge-

habt, meine Gefühle zu unterdrücken, und die Ruhe wäre auch wohl allmählig in mein Herz zurückgekehrt, aber jetzt, nachdem ich sie fast zwei Jahre lang täglich gesehen, täglich in ihrer beglückenden Nähe geweilt, nachdem ich die herrlichen Eigenschaften ihres Charakters nur noch gründlicher kennen gelernt, jetzt habe ich diese Kraft nicht mehr!"

Er unterbrach sich, ging zu seinem Lehnstuhl zurück, ließ sich mechanisch wieder auf dem-



Und wenn ein Ungefähr ihr das Geheimniß meines Lebens verriethe?

selben nieder, starrte längere Zeit in Gedanken verloren vor sich hin und brach dann wieder in laute Worte aus:

„Wie oft habe ich schon den Entschluß gefaßt, wenn ich allein mit ihr war und wir wie zwei gute Freunde vertraulich mit einander plauderten, ihre Hand zu ergreifen, sie an die Brust zu ziehen und einen Kuß auf die schwellenden Lippen zu drücken, aber in dem Moment, wo ich zur Ausführung schreiten wollte, da ertönten ganz laut in meinem Innern die Worte: „Ich schätze ihn hoch, aber lieben kann

ich ihn nicht, sein Weib könnte ich niemals werden," und zaghaft zog ich mich wieder in mich selbst zurück. Wenn ich mir denke, daß sie mich mit erstaunten Blicken angesehen, daß sich ihre Brauen unmuthig zusammengezogen, daß sie sich, wenn auch nur leise, gesträubt und wohl gar gesagt hätte: das ist gegen unseren Contrakt, haben wir uns nicht lediglich Freundschaft gelobt und jetzt verlangst Du mehr und weißt doch, daß ich nicht mehr zu geben vermag? — O, dann hätte ich mich wie ein ertappter Dieb beschämt gefühlt, mit einem Schlage wären alle meine Hoffnungen, wäre mein einziger Traum von Glückseligkeit zerstört, und ein solcher Augenblick würde den Keim der Zerstörung in unsere Freundschaft gelegt haben. Wenn Alexandra ahnte, was ich leide, wenn sie wüßte, wie jeder Blick aus ihren dunklen Augen, den sie auf einen Mann wirft, der jünger und schöner ist, als ich, ein jedes freundliche Wort, das sie an ihn richtet, die Qualen der Eifersucht in mir aufwühlt, sie würde Mitleid mit mir haben, und könnte nicht Mitleid die Brücke zwischen Freundschaft und Liebe werden? Aber ich wage kein Geständniß aus Furcht, vielleicht darnach Alles verlieren zu müssen. Und daneben die Angst, sie könnte eines Tages mir sagen: Ich, die ich noch nie geliebt, die ich bis dahin geglaubt habe, daß mein Herz zur Liebe überhaupt nicht veranlagt sei, ich liebe jetzt zum ersten Male, gieb mich frei, wie Du es mir versprochen hast und laß mich dem folgen, den ich voll und ganz liebe! Das, das wäre mein Tod!"

Wiederum schwieg er mehrere Sekunden, dann fuhr er mit dumpfer Stimme fort:

„Und wenn ein Ungefähr ihr das Geheimniß meines Lebens verriethe, wenn sie erführe, daß der Name Wolter — daß ich nicht der bin, der ich vor zwanzig Jahren war, daß ich damals —! Ja, wer war ich denn vor zwanzig Jahren? Weiß ich es selbst? Erst, nachdem man mich vor das Ehrengericht der Kameraden gerufen, wo man Schimpf und Schande auf mein unschuldig Haupt gehäuft, erst an diesem fürchterlichen Tage, als ich betäubt, fast von Sinnen, den Entschluß faßte, mir eine Kugel durch den Kopf zu schießen — erst da erfuhr ich, daß ich nicht Derjenige sei, für den ich mich bis dahin gehalten!"

Der Geheimrath schwieg und versenkte sich immer tiefer in finstere, schwere Gedanken. Die längst vergangenen unheilvollen Tage, wo das ganze fürchterliche Unglück mit Schande und Verzweiflung im Gefolge so unerwartet über ihn hereinbrach, traten ihm so deutlich vor die Augen, daß er sie noch einmal zu durchleben glaubte.

Diese Gedanken, die längere Zeit in der Vergangenheit geweilt, kehrten plötzlich wieder in die Gegenwart zurück.

„Alexandra würde mir glauben," sprach er leise vor sich hin, „daß ich unschuldig bin, wenn ich ihr das Unglück schilderte, welches mich vor zwanzig Jahren aus der Heimath trieb — aber was könnte ich denn dadurch gewinnen? Sie würde mich bedauern, bemitleiden — doch nein, Mitleid kann keine Liebe hervorrufen, sie kann dadurch inniger werden, aber sie muß schon vorhanden sein, Liebe hat ihr eigenes Entstehungsgesetz und kann durch kein anderes Gefühl geweckt werden. O, diese Qualen der unsäglichen Furcht, es könnte ein Anderer von dem Schatz Besitz ergreifen, wonach ich mit so sehnsuchtsvollem Verlangen die Arme ausstrecke! Könnte ich die Gedanken tödten, das Gefühl vernichten!"

„Ich habe mir," fuhr er nach einer Pause mit etwas stärkerer Stimme fort, „Geschäftssorgen gewünscht, nicht die gewöhnlichen, sondern solche, die die ganze Denkkraft, die ganze Schärfe des Geistes in Anspruch nehmen, um sie zu besiegen, dann würden die Sorgen des Herzens vielleicht in den Hintergrund treten; mein armes Gehirn befreite sich von dem lähmenden Druck, der es erschlafft, und in dem ewigen Grübeln und dem hoffnungslosen Verzweifeln würde eine wohlthuende Pause eintreten!"

Ein gefährlicher Wunsch. Wünsche sind Bitten, die an das Schicksal gerichtet sind, Gebete, die von den guten und schlimmen Mächten gehört werden. Wehe dem, der sich ein Unglück wünscht, einerlei zu welchem Zweck. Die schlimmen Mächte haben das Recht, solche Wünsche zu erfüllen, und geschäftig eilen sie herbei, ihr Recht geltend zu machen. Sie begnügen sich nicht mit der einfachen Gewährung, sondern legen in böser Freude Keime ferneren Unglücks in sie hinein, die zu neuem Unheil sich entwickeln können, und nicht immer gelingt es den guten Mächten, das wieder zu beseitigen, was die schlimmen schadenfroh über ein armes

Menschenkind verhängt, ohne daß es an Leib und Seele für immer Schaden nimmt.

Wolter ahnte nicht, daß er bereits sehr nahe vor der Erfüllung seines gefährlichen Wunsches stand.

Ein Klopfen an der Thür weckte den Geheimrath aus seinem tiefen Nachdenken, er schrak zusammen und erst nach einigen Secunden war er im Stande, Herein zu rufen. Es war der alte Comtoirdiener Bernhard Struck, welcher schon bei Wolters Vorgänger und des Letzteren Vater diesen Posten bekleidet hatte, der ins Zimmer trat und meldete, daß eine Arbeiterin den Herrn Geheimrath zu sprechen wünsche.

Es kam dem Fabrikherrn in diesem Augenblick sehr erwünscht, den qualvollen Grübeleien, denen er sich in der letzten Zeit immer häufiger hingab, gewaltsam entrissen zu werden.

„Wer ist es, die mich zu sprechen wünscht?“ fragte Wolter.

„Die Auguste Brandt.“

„Lassen Sie sie eintreten.“

Struck entfernte sich und gleich darauf überschritt die Arbeiterin die Schwelle.

Auguste Brandt hatte in dem Frauensaal, wo medicinische Kräuter ausgesucht und sortirt wurden, den Posten einer Aufseherin, die Arbeiterinnen anzuweisen und deren Arbeiten zu controliren.

Wolter kannte fast jeden seiner Untergebenen bei Namen und von Vielen deren nähere Familienverhältnisse.

„Ah, Fräulein Brandt,“ rief er der Eintretenden entgegen, „was führt Sie zu mir —“

„Herr Geheimrath, ich bitte um Verzeihung —“

„Wie befindet sich Ihre Frau Schwester?“

„Leider nicht gut, und ich komme deshalb zu Ihnen, um Sie abermals um einige Tage Urlaub zu bitten.“

„Hat sich ihr Zustand verschlimmert?“

„Ihr körperlicher Zustand eigentlich nicht, aber sie ist geistig so sehr erregt, wie in vielen Jahren nicht; sie behauptet, Jemanden, der ihr früher sehr nahe gestanden, flüchtig zwar, aber ganz bestimmt gesehen zu haben. Ich bin überzeugt, daß sie sich geirrt hat, denn von dem Fenster unserer Wohnung aus will sie an dem großen Eingangsthor, das

auf den Klosterhof führt, den Betreffenden in einem Wagen, der rasch vorübergefahren, erblickt und erkannt haben. Nun zittert sie vor Angst, daß er ihren Aufenthalt entdecken, daß er sie aufsuchen könne, und einer solchen Begegnung wären ihre Nerven allerdings nicht gewachsen. Ach, Herr Geheimrath, was meine arme Schwester und auch ich durch diesen Mann gelitten haben, kann ich Ihnen in Worten nicht ausdrücken. Er allein hat unser ganzes Unglück verschuldet. Und nun, Herr Geheimrath, flehe ich Sie an — wir haben Niemanden hier, an den wir uns mit einer solchen Bitte wenden könnten — schützen Sie uns, schützen Sie meine Schwester vor diesem Manne!"

„Schützen? Ich bitte sich deutlicher zu erklären! Sie sagten soeben, Fräulein Brandt, daß er Ihrer Frau Schwester sehr nahe gestanden — war er vielleicht ein Verwandter oder wohl gar —?"

„Er war ihr Gatte. Darf ich Ihnen, Herr Geheimrath, die traurige Geschichte meiner armen Schwester erzählen? Störe ich Sie nicht bei der Arbeit und wird es Ihre Zeit nicht zu sehr in Anspruch nehmen?"

„Durchaus nicht. Ich bin jetzt nicht beschäftigt, und wäre ich es, so würde ich doch keinen meiner Leute in einem Augenblick fortschicken, wo sie mich um Schutz anrufen."

„Sie sind so gütig gegen Alle, und das giebt auch mir den Muth, mich Ihnen anzuvertrauen."

„Setzen Sie sich, liebes Fräulein."

Auguste Brandt nahm auf dem nächsten Stuhl Platz und nun begann sie:

„Meine Schwester war in ihrer Jugend sehr schön und eine Künstlerin ersten Ranges. Ihre bedeutenden Einnahmen befähigten sie, auf großem Fuß zu leben, eine hübsche Villa zu miethen und Equipage und Dienerschaft zu halten. Unzählige Männer bewarben sich um ihre Gunst und unter allen Denen, die ihr huldigten und sie vergötterten, mußte gerade ihr Herz für den Unwürdigsten eine leidenschaftliche Liebe fassen. Ich sah ihn zum ersten Mal an dem Tage, an welchem meine Schwester sich mit ihm vermählte. Er war unleugbar ein sehr schöner Mann, mit eleganten, feinen Manieren, aber ich fand in seinem Gesicht einen eigenthümlichen Zug, den ich nicht definiren konnte, der mir aber nicht

sympathisch war, und ich fragte mich sogleich, ob der Charakter meines Schwagers wohl ein wirklich grundguter sei. Was mich von vornherein gegen ihn einnahm, war der Umstand, daß er seine bisherige Lebensstellung aufgegeben und keine Miene machte, eine andere zu ergreifen, sondern geradezu erklärte, daß er bei der großen Einnahme seiner Frau nicht nöthig habe, sich von irgend Jemandem abhängig zu machen, und daß er als deren Secretair, der alles Geschäftliche ordne und leite, eine hinreichende Beschäftigung fände. Ich konnte ihn nicht vollkommen als Mann achten, weil er sich, ohne daß es ihm im Mindesten unwürdig erschien, von seiner Frau ernähren lassen wollte. In der ersten Zeit, als die Honorare für die Gastspiele reichlich flossen, war das Verhältniß zwischen den beiden Eheleuten leidlich gut. Aber schon, als meine Schwester in ihrem öffentlichen Auftreten eine Pause eintreten lassen mußte und hiermit die brillanten Einnahmen aufhörten, trat eine Mißstimmung ein. Sie hatten sich nach dem letzten glänzenden Gastspiel in St. Petersburg in ihre Villa daheim von der Welt zurückgezogen, um hier den Eintritt eines freudigen Ereignisses zu erwarten. Meine Schwester war gezwungen, das Haus zu hüten, ihr Gatte aber verbrachte jetzt fast seine ganze Zeit außer demselben, kehrte erst spät in der Nacht zurück, verbrauchte ungeheure Summen und man sagte ihm nach, daß er häufig hazardire. Bei dem leicht erregten Temperament meiner Schwester gab es von nun an fast täglich unerquickliche Scenen, die namentlich eines Tages einen solchen Höhepunkt annahmen, daß die Arme in heftige Krämpfe verfiel. Am andern Morgen wurde sie von einem todten Knaben entbunden. Noch denselben Abend trat ein starkes Fieber ein, das von Tag zu Tag zunahm und sie bis an den Rand des Grabes führte; wochenlang schwebte die Kranke zwischen Tod und Leben, und als sie endlich nach Monaten so weit genesen war, daß sie das Bett verlassen konnte, war das einst so schöne Weib nur noch ein Schattenbild, eine Ruine, ja, was das Maß des Entsetzlichen voll machte, war die fürchterliche Entdeckung, daß sie in dieser unheilvollen Krankheit ihre glockenhelle, vielbewunderte Stimme unwiederbringlich verloren hatte, die durch keine der angewandten Kuren auf's Neue hervorgezaubert werden konnte.

Ihr Gemahl hatte unterdeß sein wüstes Leben ohne Unter-

brechung fortgesetzt; um die nöthigen Gelder hierfür zu beschaffen, verkaufte er hinter dem Rücken seiner Gattin ein Stück nach dem anderen von ihren, viele Tausende werthen Schmucksachen, ja er hatte sogar, wie es sich später herausstellte, das ganze Ameublement der Villa verpfändet. Bis dahin war es mir nicht möglich gewesen, zur Hülfe und Pflege der Kranken herbeizueilen, weil unsere, mit einem unheilbaren Leiden behaftete Mutter einem langsamen, aber sicheren Ende entgegenging und ich dieselbe nicht verlassen konnte. Nachdem der Himmel sie endlich erlöst hatte, reiste ich sofort ab, aber wie erschrak ich, als ich meine Schwester so furchtbar verändert wiedersah."

Auguste Brandt unterbrach sich und sagte:

„Doch ich bitte um Entschuldigung, Herr Geheimrath, daß ich so weitschweifig geworden, es kann Sie unmöglich das traurige Schicksal meiner Schwester in der Weise interessiren, daß —"

„O, da irren Sie, liebes Fräulein," erwiderte Wolter, „ich fühle eine herzliche Theilnahme mit der so schwer Geprüften und bitte darum, in Ihrer Erzählung fortzufahren."

„Ich hatte den längst erwarteten Tod unserer Mutter," fuhr Auguste fort, „meiner Schwester und meinem Schwager angezeigt; Letzterer kam auch zur Beerdigung und zeigte sich von seiner liebenswürdigsten Seite. Ich hatte keine Ahnung von dem schlechten Verhältniß zwischen den Eheleuten und ebensowenig, daß ihre Finanzen zerrüttet waren; meine Schwester hatte aus falschem Schamgefühl uns Alles verschwiegen. Und nun, Herr Geheimrath, will ich Ihnen ein Beispiel vorführen, welche tiefen Abgründe von Schlechtigkeit in einer menschlichen Seele liegen können und mit welcher raffinirten Schauspielkunst mein Schwager seine Frau aufs Neue zu umgarnen und auch mich zu täuschen wußte. Ich schicke voraus, daß wir unserer drei Geschwister waren und daß Jeder von uns von unserer Mutter achttausend Mark geerbt hatte. Das Erbtheil seiner Gattin und das meine in seine Hand zu bekommen, war sein wohlangelegter Plan, den er auch mit großer Gewandtheit auszuführen wußte. Nachdem ich noch einige Tage in meinem Geburtsort geblieben war, um den Nachlaß zu ordnen, wobei er mir thatkräftig zur Seite stand, reisten wir zusammen zu meiner

Schwester, die leider ihrer geschwächten Gesundheit wegen noch immer nicht das Haus verlassen konnte. Schon am Tage vor unserer Abreise begann er sein teuflises Spiel, indem er fast unter Thränen und mit dem Scheine der aufrichtigsten Reue sich anklagte, in der letzten Zeit ein verwerfliches Leben geführt zu haben. Er sei dem Dämon des Spiels verfallen und habe stets verloren; um das Verlorene wiederzugewinnen, habe er, was seine Frau noch gar nicht wisse, deren Pretiosen verkauft, aber er sei unausgesetzt vom Unglück verfolgt worden und habe nichts zurückgewonnen. Indessen jetzt sei er zur Einsicht gelangt, daß er am Abgrund stehe und in demselben Augenblick, wo ihm dies zur Gewißheit geworden, habe er sich den Schwur geleistet, ein anderes Leben zu beginnen und danach zu streben, durch ehrliche Arbeit für sich und seine Frau den Unterhalt zu verdienen. Er sei in dem aristokratischen Club, dessen Mitglied er bis jetzt gewesen, zu dem hohen Spiel verführt worden, aber keine Macht der Erde solle ihn bestimmen, denselben je wieder zu besuchen, er wolle austreten und sich bemühen, eine Stellung zu finden, die ihn befähige, seine Familie, wenn auch nicht in glänzender Weise, so doch auskömmlich und standesgemäß zu ernähren. Er habe sehr viele Bekanntschaften und Connexionen, so daß es ihm wohl nicht schwer fallen werde, seinen Wunsch zu erreichen. Durch das Leben, welches er in der letzten Zeit geführt, sei leider auch zwischen ihm und seiner Gattin das gute Verhältniß getrübt, wovon nur ihm ganz allein die Schuld beizumessen sei, aber er bäte mich, meinen Einfluß bei meiner Schwester geltend zu machen und nichts unversucht zu lassen, bis sie ihm verziehen und an seine aufrichtige Reue glaube."

„Nun wohl," fuhr Auguste Brandt nach einer kurzen Pause fort, „es gelang meinem Zureden, die alte Flamme der Liebe, die, wie meine Schwester mir gestand, schon fast gänzlich erloschen sei, in ihrem Herzen noch einmal wieder anzufachen, sie verzieh ihm, vertraute seinen Betheuerungen, die er ihr gegenüber mit gleicher Treuherzigkeit und Biederkeit wiederholte, und acht Tage lang führten wir ein gemüthliches Leben, bei dem die arme Nervenkranke sich sichtlich erholte und von Tag zu Tag an Heiterkeit und Lebensmuth gewann. Mein Schwager, der, ich gebe es zu, von bestrickender

Liebenswürdigkeit sein konnte, entfaltete diese in seiner ganzen Fülle; er zeigte sich so besorgt um den Zustand seiner Gattin, that Alles, was er ihr an den Augen absehen konnte, erfüllte ihr jeden Wunsch, herzte und liebkoste sie, und mit Zuversicht blickte sie in die Zukunft. Abends blieb er stets zu Hause, da las er uns die Zeitung vor, spielte mit seiner Frau, die wieder etwas Interesse an der Musik gewonnen, auf dem Flügel vierhändig zusammen, scherzte und lachte wie in früheren Tagen, und wenn meine Schwester bisweilen in Klagen ausbrach über den Verlust ihrer Stimme, so wußte er sie jedesmal mit Erfolg zu trösten, versprach ihr, sobald sie nur etwas kräftiger geworden, mit ihr zu den berühmtesten Specialisten in Kehlkopfkrankheiten zu reisen, der sicher ihr Leiden beseitigen werde, kurz, er spielte meisterhaft bis in die kleinsten Details die Rolle eines musterhaften, liebevollen Ehemannes. In den Vormittagsstunden verließ er regelmäßig einige Stunden das Haus, um, wie er sagte, eine Lebensstellung zu suchen. Bisher waren seine Schritte erfolglos gewesen, da kam er eines Tages nach Hause und schien sehr niedergeschlagen. Auf unser Befragen, ob ihm etwas Unangenehmes widerfahren, antwortete er Anfangs ausweichend, erst als wir in ihn drangen, die Ursache seiner Trauer uns mitzutheilen, sagte er, daß ihm ein glänzend dotirter Posten bei einer Lebensversicherungsgesellschaft, nämlich der eines Generalagenten angeboten sei, den er aber abgelehnt habe, weil er eine Caution von sechszehntausend Mark stellen müsse, die er ja nicht besitze. Wir thörichten, leichtgläubigen Frauen boten ihm sogleich an, die Erbschaft unserer Mutter, die aus je achttausend Mark bestand, also zusammen gerade die Summe ausmachte, die gefordert sei, zu diesem Zweck zu verwenden, was er aber entschieden und fast mit Heftigkeit zurückwies, und erst, nachdem wir all unsere Ueberredungskunst angewandt und ihm vorgehalten, daß es die Pflicht gegen seine Gattin und sich selbst es ihm gebiete, das Geld von uns anzunehmen, entschloß er sich dazu. Es war leicht, die Erbschaft, die bei einer Bank in unserer Vaterstadt belegt war, zu erheben, ich reiste persönlich dahin ab, um sie flüssig zu machen, und nie vergesse ich das triumphirende Gesicht, das er machte, als ich ihm die sechszehn Tausendmarkscheine hinzählte. Er raffte sie zusammen, steckte

sie in die Tasche und stürmte damit fort. Nach einer Stunde kam er zurück, sagte uns, er habe den Posten jetzt definitiv angenommen, müsse aber sofort in die Provinz reisen, wo mehrere Sterbefälle von Versicherten vorgekommen, die wahrscheinlich Veranlassung zu einem gerichtlichen Prozesse geben würden und seine Gegenwart erforderten; er könne vielleicht erst nach zwei bis drei Wochen zurückkehren, doch wolle er häufig schreiben. Er war auffällig erregt, doch sahen wir darin nur die Freude, eine gesicherte Stellung erworben zu haben und nachdem er in großer Eile seine Koffer gepackt, nahm er Abschied. Aber kaum war er fort, als meine Schwester von eigenthümlichen, bangen Ahnungen befallen wurde, die mir in diesem Augenblick völlig grundlos zu sein schienen, denn das Vorurtheil, welches ich früher gegen ihn gefaßt, hatte er durch sein freundliches Wesen vollständig in mir zu besiegen gewußt. Ich widersprach ihr und suchte ihr die häßlichen Gedanken auszureden.

Es sollte sich bald herausstellen, daß ihre Ahnungen begründet. Als nach acht Tagen kein Brief von ihm angelangt war, hatte die Aufregung meiner Schwester einen sehr hohen Grad erreicht und auch mir fing die Sache an bedenklich zu werden, doch zählte ich noch alle Möglichkeiten auf, die ihn am Schreiben verhindert haben konnten. Endlich nach drei weiteren Tagen kam ein Brief, aber der Inhalt schmetterte uns zu Boden. Er schrieb darin, ob wir wirklich geglaubt hätten, daß er es seinem Range zumuthen würde, eine so untergeordnete Stellung, wie die eines General-Agenten zu übernehmen, er habe das nur vorgegeben, um in den Besitz der sechszehntausend Mark zu gelangen, mit einer solchen Summe, wenn man ein ruhiger Spieler sei und sich nicht überstürze, könne man in Monaco die Bank sprengen, und das Glück sei ihm günstig, er gewinne unausgesetzt.

Nun bat er meine Schwester um Entschuldigung, daß er zu ihrem eigenen Wohle eine List angewandt, um freie Disposition über ihr Vermögen zu erhalten, die sie ihm freiwillig nie gewährt haben würde; es sei ihm unmöglich, in untergeordneten, bürgerlichen Verhältnissen, bei einer kärglichen Einnahme ein kümmerliches Dasein zu fristen, er könne nur leben auf der Höhe des Reichthums oder er wolle gar nicht leben; jetzt, mit dem erhaltenen Gelde böte sich eine Gelegenheit,

diese in rascherem Sprunge zu erreichen, schon habe diese Summe sich verdoppelt, das Glück stehe ihm zur Seite, bald habe er soviel als er brauche und dann sollten meine Schwester und ich seinen Reichthum theilen, er schriebe nächstens wieder."

Auf einen zweiten Brief hofften wir vergebens, dagegen kam er nach vierzehn Tagen in eigener Person. O, nie in meinem Leben, Herr Geheimrath, werde ich die fürchterliche Scene vergessen, die sich nun entwickelte. Es war um die Mittagszeit, da wurde, ohne daß wir einen Schritt gehört hatten, die Thür plötzlich aufgerissen und mein Schwager trat ins Zimmer. Sein Gesicht war verstört und sah aufgedunsen und geröthet aus, als wenn er schon geistige Getränke zu sich genommen, und ohne seine Frau oder mich zu begrüßen, ohne nur Guten Tag zu sagen, rief er meiner Schwester zu: „Wo hast Du die Bibel, die ich Dir geschenkt?"

„Ich muß hier die Bemerkung einschalten," unterbrach sich Auguste Brandt, „daß meine Schwester für Alterthümer und archäologische Seltenheiten ein großes Interesse hatte. Sie hatte im Lauf der Zeit verschiedene derartige Sachen sich erworben, und als sie eines Tages, es war noch vor ihrer Verlobung, ihrem zukünftigen Gatten gegenüber dies Interesse lebhaft betonte, da erzählte er ihr, daß er erst vor Kurzem von seinem Onkel eine Bibel geerbt habe, die schon im sechszehnten Jahrhundert gedruckt sei. Es sei ein Familienerbstück und es knüpfe sich die sonderbare Tradition daran, daß darin der Nachweis von einem Gott weiß von wem vergrabenen Schatz enthalten sei; er sei indessen überzeugt, daß dieselbe reine Fabel, denn er habe das ganze Buch, Blatt für Blatt, untersucht, und nirgends ein geschriebenes Wort oder dem Aehnliches gefunden. Die Bibel hatte neben dem antiken noch einen anderen Werth; sie war nämlich stark mit Silber beschlagen, auf dem Leidensgeschichte Christi eingravirt war, und der silberne Beschlag war mit vielen, zum Theil sehr großen Rubinen besetzt. Der Werth der Letzteren ist auf sechshundert Thaler geschätzt worden. Meine Schwester hatte den Wunsch geäußert, die Bibel einmal zu sehen, und als der Besitzer derselben das nächste Mal wiederkam, brachte er sie selbst mit, überreichte sie ihr und bat sie, dieselbe von ihm als Geschenk anzunehmen. was meine Schwester, hoch erfreut über einen

8*

Zuwachs ihrer Sammlung, dankbar annahm. Diese Bibel war es, die mein Schwager jetzt so stürmisch verlangte."

„Zu welchem Zweck fragst Du darnach?" erwiderte meine Schwester.

„Ich habe in Monaco Schiffbruch gelitten! Schon hatte ich über hunderttausend Mark gewonnen, da schlug das Glück um, und bis auf den letzten Pfennig habe ich Alles wieder verloren. Jetzt soll die alte Tradition, daß durch die Bibel ein Schatz gehoben werden könne, sich bewahrheiten, ich werde sie verkaufen und mit dem Erlös noch einmal mein Glück versuchen.

„Meine Schwester hatte sich erhoben und war vor die Glasthür eines Schrankes getreten, in welchem die Bibel sich befand. Die Röthe der Entrüstung war in ihre sonst so bleichen Wangen getreten und mit blitzenden Augen rief sie:

„Wie? Du wagst es, nachdem Du mein Vermögen und das meiner Schwester vergeudet und uns an den Bettelstab gebracht, noch mehr von mir zu fordern? Weißt Du, daß ich Dich beim Gericht wegen Betrugs, wegen Diebstahls denunciren könnte? Und ich würde es unfehlbar thun, wenn ich nicht Deinen Namen trüge, denn Du hättest es verdient, daß man Dich wie einen Verbrecher behandelte. Nein, und abermals nein, die Bibel erhältst Du nicht!"

„Nicht?" schrie mein Schwager wild auf, „Du willst mich hindern, das Mittel zu ergreifen, wodurch ich das Verlorene zurückgewinnen kann? Du wirst es nicht!" Sein Gesicht hatte sich grauenhaft entstellt, er stürzte auf seine Gattin zu, erfaßte sie am Arm und schleuderte sie mit solcher Gewalt von dem Platze fort, wo sie sich zum Schutze ihres Eigenthums aufgestellt hatte, daß sie auf dem Teppich des Zimmers niederfiel. Ich eilte ihr sogleich zu Hilfe, richtete sie vom Boden auf und führte sie in die Ecke des Sophas, wo sie vorhin gesessen.

Mein Schwager hatte unterdessen den nicht verschlossenen Schrank aufgerissen, die Bibel ergriffen, ein Taschenmesser hervorgeholt und war jetzt dabei, den Einband mit raschen Schnitten von dem Werke zu trennen.

„Ich weiß es recht gut," sagte er mit einem unangenehmen Lächeln, „Dir ist es nur um den Plunder, um die vergilbten Blätter zu thun, magst Du sie in Gottes

Namen behalten, sie sind mir überdies zu unbequem mit fortzuschleppen, ich begnüge mich mit der äußeren Hülle." Darauf wandte er sich der Thür zu und als ich das Wort, „Ungeheuer" ihm nachrief, lachte er höhnisch auf.

Meine Schwester rang mit einer Ohnmacht, und war nicht im Stande, ein Wort zu sprechen. Ihr Gemahl aber drehte sich auf der Schwelle noch einmal um und sagte mit scharfer Stimme:



Mit raschen Schnitten trennte er den Einband von dem Werke.

„Es muß Dir doch nachgerade klar geworden sein, daß wir nicht mehr zu einander passen, daß wir nicht mehr mit einander leben können. Ich meinerseits habe eine unüberwindliche Antipathie gegen kranke, nervöse Frauen und kann in deren Nähe nicht athmen. Mit Aufgebot aller Kraft habe ich es ermöglicht, neulich eine kurze Zeit neben Dir auszuhalten und freundlich zu erscheinen, den Zweck hast Du richtig erkannt, ich wollte mir die Mittel verschaffen,

ein unabhängiges Leben führen zu können, der Versuch ist aber, wie ich Dir schon mitgetheilt habe, mißglückt. Jetzt bietet sich mir eine andere Gelegenheit dar, diesen von mir ersehnten Höhepunkt zu erreichen. Dazu aber ist es nöthig, daß wir ein Band trennen, das für uns Beide gleich drückend geworden. Ich allerdings kann die gerichtliche Scheidung unserer Ehe nicht beantragen, denn ich habe Dir nichts vorzuwerfen und das Gesetz verlangt einen stichhaltigen Grund, Du aber kannst den Antrag stellen und Du kannst mir nachsagen, was Du willst, wenn ich nur von dieser Kette befreit werde. Ich habe nämlich in Monaco eine russische Gräfin kennen gelernt, sie ist nicht mehr ganz jung, aber immerhin noch ganz hübsch, und für jedes Jahr, das sie nach meinem Geschmack zu viel hat, kann sie eine Million in die Wagschale legen. Diese Gräfin hat sich, nun, ich darf es wohl aussprechen, in mich verliebt und ich werde mich mit ihr und ihren Millionen vermählen. Ich gelte in Monaco für einen reichen Mann, weil ich an der Bank mit Tausenden umherwarf, und Niemand hat eine Ahnung, daß ich mich bankerott gespielt und daß die Summe, die ich für das rubinenbesetzte Silber dieses Einbandes erhalten werde, meine ganze Habe ist, womit ich aufs Neue das Roulette befragen werde. Wenn Du also in die Scheidung willigst und beim Gericht die einleitenden Schritte unternimmst, so verspreche ich Dir, daß ich Dir späterhin eine Abfindungssumme übermitteln werde, die Dir einen ausreichenden Lebensunterhalt gewährt. Was hast Du mir darauf zu erwidern?"

Meine Schwester hatte sich gefaßt und erhob sich langam aus ihrer Sophaecke.

Es war mir unbegreiflich, woher sie, die seit dem Eintritt ihrer Krankheit bei jeder Erregung sogleich leidenschaftlich aufloderte, in diesem Augenblick die Ruhe nahm, mit der sie ihm antwortete. In eiskaltem Tone und mit einem Gesicht, in dem sich verletzter Stolz und zugleich tiefe Verachtung aussprach, sagte sie zu ihm:

„Was ich Dir zu erwidern habe? Du sollst es hören! Wie sehr ich Dich früher geliebt, mag Dir nicht allein der Umstand beweisen, daß ich Dich all' den vielen reichen und zum Theil hochgestellten Bewerbern um meine Hand vorgezogen, sondern daß ich Dich wählte, trotzdem Du mir mit

triumphirender, cynischer Offenheit einen kurz zuvor begangenen Schurkenstreich bekanntest. Du sagtest mir zwar, daß Du ihn aus Liebe zu mir, aus Eifersucht vollführt — und ist es zu fassen, daß ich in meiner verliebten Verblendung sogar darüber gerührt war und zu keiner weiteren Schlußfolgerung gelangte? Die Strafe für die wahnsinnige Verirrung meines Herzens hat mich ereilt. Du trägst mir die gerichtliche Scheidung an und hast die Stirn, mir von dem Gelde Derjenigen, die Du ehelichen willst, eine Abfindungssumme anzubieten? Nein, so schamlos ist noch kein Weib von ihrem Gemahl erniedrigt worden und für diese Beschimpfung will ich mich rächen! Trotzdem ich nur noch Widerwillen gegen Dich empfinde, trotzdem ich aus tiefstem Grunde meiner Seele Dich hasse und verachte, v e r w e i g e r e ich die Scheidung, und Deine S t r a f e für alle Leiden und meine Rache soll sein, daß Du, so lange ich lebe und athme, mit dieser Kette umherlaufen wirst, ohne sie zerreißen zu können, denn keine Macht kann mich, den unschuldigen Theil dieser Ehe, zwingen, meine Einwilligung zu geben, daß sie gelöst werde, und in dem grenzenlosen Elend, in das Du mich gebracht, soll mir der Gedanke ein Trost und eine Erquickung sein, daß ich einem Ungeheuer in Menschengestalt seine glänzende Zukunft vernichtet habe.

Das Gesicht meines Schwagers wurde bei den letzten Worten erdfahl, die Augen erweiterten sich und starrten mit einem fürchterlichen Ausdruck auf die Sprecherin, er machte eine Bewegung, als wenn er sich auf seine Frau losstürzen wolle, um vielleicht schon in diesem Augenblick durch einen gewaltsamen Act die Kette zu sprengen; doch schien er zur Besinnung zu kommen, wie gefährlich ein solcher für ihn selbst werden könne, aber über die blutlosen Lippen kam es jetzt in Zischlauten hervor: Weib! widerrufe das, oder es giebt ein Unglück! Denn wisse, ich will von Dir frei werden, sei es auf die eine oder die andere Art. Ich gebe Dir drei Tage Bedenkzeit — wir sehen uns wieder!

Darauf verschwand er aus der Thür, meine Schwester aber sank ohnmächtig nieder und lange währte es, ehe ich sie wieder ins Leben zurückrufen konnte.

Am andern Tage kam ein Brief von ihm. Der Inhalt war wiederum ein Meisterstück von Lüge und Falschheit.

Er bat sie darin, sie möge ihm glauben, wenn er ihr sage, daß Alles, was er gethan, nur in der Verzweiflung geschehen sei. Er liebe meine Schwester noch eben so sehr, wie am ersten Tage ihrer Bekanntschaft, aber es sei ihm unmöglich, in ärmlichen Verhältnissen zu leben, er würde darin wahnsinnig werden und um sich daraus zu befreien, zu einen Selbstmord schreiten. Sie solle sich doch die Mühe geben, sein Inneres zu begreifen, wie eine fast krankhafte Manie, auf die Höhe des Reichthums zu gelangen, es durchziehe, und wie all' seine Handlungen, die, er wisse es selbst, theilweise verwerflich wären, aus diesem rastlosen Streben entsprängen. Jetzt böte sich eine Gelegenheit, das Endziel all seines Ringens zu erreichen und nun beschwöre er sie, in die Scheidung zu willigen. Er habe sicher nicht die Absicht gehabt, sie zu demüthigen und zu beschimpfen, als er ihr eine Abfindungssumme angeboten, er habe es nur gethan, um ihr eine sorgenfreie Zukunft zu bereiten.

In diesem Tone war die sechs Seiten lange Epistel abgefaßt. Daß meine Schwester auf diesen Brief gar nicht antwortete, war begreiflich.

Drei Tage später hatte ich das Haus verlassen, um das einzige Schmuckstück, das sie vor ihrem Gatten gerettet, zu verkaufen, da wir keinen Thaler baaren Geldes mehr im Besitz hatten. Als ich zurückkam, fand ich meine Schwester in der furchtbarsten Aufregung. Ihr Gemahl war abermals dort gewesen. Noch zitternd an allen Gliedern erzählte sie mir, daß er bald nach meinem Weggange gekommen und anfangs liebevoll und herzlich gewesen sei. Sie habe auf seine Bitten, die er vor einigen Tagen schriftlich an sie gerichtet und jetzt mündlich widerholte, schroff und ablehnend geantwortet. Als er endlich gesehen, daß alle seine Anstrengungen vergeblich waren, da habe er die Maske abgerissen, einen Revolver aus der Tasche gezogen und mit wilder Miene ausgerufen: „Ich gebe Dir vierundzwanzig Stunden Bedenkzeit, und so wahr ich vor Dir stehe, wenn Du dann noch bei Deinem Nein beharrst, so erschieße ich erst Dich und darauf mich, denn wenn Du mir durch Deine Hartnäckigkeit den Weg zu dem Reichthum der russischen Gräfin versperrst, so bin ich verloren und es bliebe mir nichts anderes übrig, als eine Kugel durch mein Gehirn zu jagen; aber muß ich

ins Grab sinken, so sollst Du mit hinab! Morgen um diese Zeit komme ich wieder, und wehe Dir und mir, wenn Du wie heute widerstrebst! Mit diesen Worten eilte er rasch aus dem Zimmer.

Mochten nun seine Drohungen ernst gemeint sein oder nicht, meine Schwester war durch sie in eine fürchterliche Angst versetzt und sie bestürmte mich, sofort zu entfliehen und die Stadt zu verlassen. Meinen Vorschlag, bei der Polizei die Anzeige zu machen und von ihr sich Schutz zu erbitten, verwarf sie, da sie nichts so sehr verabscheute, als einen öffentlichen Scandal. So packte ich denn Alles, was noch nicht verpfändet war und uns gehörte, in mehrere große Kisten und Abends um elf Uhr fuhren wir mit der Bahn ab und langten gegen Morgen in dieser Stadt an. Wir bezogen eine bescheidene Wohnung, gaben uns andere Namen, um nicht von meinem Schwager entdeckt zu werden, und sobald wir nur eingerichtet waren, ging ich auf die Suche, um etwas zu verdienen, denn wenn irgend möglich, wollte ich das Geld, das wir für das Armband erhalten, für unvorhergesehene Fälle reserviren. Lange währte es, ehe ich in der mir fremden Stadt, wo mich Niemand kannte, eine Stellung fand, die einen Lohn abwarf. Um Klavierunterricht zu geben, spielte ich nicht fertig genug; wohl hätte ich im Englischen und Französischen unterrichten können, ich beherrschte so ziemlich beide Sprachen, aber wo ich mich bewarb, wies man mich ab, und zumeist sicherlich meines so wenig mich empfehlenden Aeußeren wegen. Aber wir sollten doch leben und da blieb mir nichts anderes übrig, als in untergeordneten Verhältnissen für das tägliche Brod zu arbeiten. Wohl ward es mir im Anfang schwer, darin auszuhalten, denn wir hatten eine gute Erziehung genossen und das Zusammenleben mit ungebildeten, zum Theil rohen Genossinnen war nicht erquicklich, aber woran gewöhnt der Mensch sich nicht schließlich! Leider ist meine arme Schwester nicht im Stande, mit ihren zitternden Händen auch nur die kleinste Arbeit zu verrichten, wodurch unsere Einnahme, wenn auch nur um ein Geringes, erhöht worden wäre, und wennn Sie nicht, Herr Geheimrath, nachdem Sie zufällig erfahren, daß ich eine kranke Schwester zu ernähren habe, großmüthig meinen Wochenlohn um ein

Beträchtliches vergrößert hätten, so wäre es uns unmöglich gewesen, die großen Summen zu erübrigen, die wir Jahr ein Jahr aus dem Arzt und Apotheker bezahlen mußten. Unser Nothpfennig, der Erlös aus der reichhaltigen, kostbaren Garderobe meiner Schwester war schon dafür hingegangen! Seit einem Jahre, wo die Kranke keinen Tag mehr ohne beruhigende Medicin fertig werden kann, reichte auch der Zuwachs zu meinem Gehalte nicht mehr und wir sahen uns genöthigt, die akademische Poliklinik in Anspruch zu nehmen. Jetzt wird meine Schwester von einem Studirenden der Medicin ärztlich behandelt und zwar unentgeltlich und auch die Medicamente erhalten wir frei. Ihr ganzer Zustand hat sich in der letzten Zeit bedeutend gebessert, und nun drückt mich die Sorge, daß die Aufregung, in der sich die Unglückliche seit gestern befindet, alles Gewonnene wieder in Frage stellt.

Ich bitte um Entschuldigung, Herr Geheimrath, daß ich Ihre Aufmerksamkeit so lange in Anspruch genommen und Ihnen unsere traurige Geschichte so umständlich erzählt habe, aber ich habe es mir erlaubt, weil ich Ihr menschenfreundliches Herz kenne!

Noch bin ich der Ueberzeugung, daß meine Schwester sich geirrt und daß nur eine Aehnlichkeit sie getäuscht hat, wenn sie aber recht gesehen, und sie behauptet es mit aller Bestimmtheit, wenn es sich bestätigte, daß mein Schwager mit uns an demselben Orte weilt, und wenn dann das Entsetzliche eintreten sollte, daß er seine Gattin entdeckt, sie aufsucht und seine Drohungen von früher wiederholt, es würde sie tödten oder wahnsinnig machen. Ihre schwachen Kräfte sind solchen Scenen, wie sie sie vor Jahren erlebt hat, nicht mehr gewachsen. O, ich flehe sie an, Herr Geheimrath — wir sind zwei wehrlose Frauen — schützen Sie uns vor diesem fürchterlichen Mann! Gestatten Sie mir, Sie zu benachrichtigen, sobald wir Gewißheit erlangt haben, und darf ich Sie zu unserer Hülfe herbeirufen, wenn er Miene machen sollte, unseren Frieden zu stören?"

„Gewiß, liebes Fräulein," erwiderte Wolter, „werde ich Alles thun, was ich vermag, um Sie vor diesem gewissenlosen Menschen zu schützen. Ich bin Ihrer Erzählung mit großer Spannung und theilnehmendem Interesse gefolgt und danke Ihnen für Ihr Vertrauen."

Der Geheimrath hatte in der That mit größter Aufmerksamkeit und lebhaftestem Interesse dieser Erzählung zugehört. Mehrmals war ihm während derselben der Gedanke gekommen, ob wohl die Schwester seiner Arbeiterin, die frühere berühmte Künstlerin dieselbe sei, für die er in seiner Jugend eine Zeitlang regelrecht geschwärmt, und ob auch deren Gemahl ihm nicht unbekannt sei, ja, er hatte sich sogar die flüchtige Frage vorgelegt, ob er selbst zu dieser Geschichte in Beziehung stände, aber ebenso rasch hatte er diese Gedanken wieder verworfen, sie waren doch zu haltlos.

„Haben Sie von Ihrem Schwager später nie wieder etwas gehört?“

„Nicht direkt, wohl aber indirekt. Wir waren etwa ein Jahr hier in dieser Stadt als wir in einer Zeitung von Gerichtswegen eine Aufforderung an meine Schwester lasen, ihren Aufenthaltsort anzugeben, und zwar zu dem Zwecke, die von ihrem Gemahl beantragte Scheidung an einem näher zu bestimmenden Termine zu verhandeln. Ganz dieselbe Aufforderung erfolgte ein Jahr später, jedoch mit dem Zusatz, daß, wenn meine Schwester nicht innerhalb einer festgesetzten Frist ihren Wohnort angäbe oder gegen die beantragte Scheidung Einwand erhebe, Letztere vom Gericht ausgesprochen werden würde, indem man annähme, daß sie entweder nicht mehr am Leben oder mit derselben einverstanden sei. Nun war guter Rath theuer. Nach der ersten Aufforderung hatten wir uns schweigend verhalten, nach der zweiten loderte der Haß in meiner Schwester wieder hell empor, sie wollte von ihrer Rache nicht lassen, ihr Gatte sollte die Kette, von der er sich befreien wollte, weiter schleppen. Meine Schwester kam selbst auf den Gedanken, ohne Angabe ihres Domicils an das betreffende Gericht zu schreiben. In diesem Briefe schilderte sie die Verhältnisse ziemlich genau und sprach mit aller Bestimmtheit aus, daß sie niemals in eine Scheidung willigen würde. Sie schickte das Schreiben an unsern Bruder in Hamburg mit der Bitte, dasselbe dort auf die Post zu geben. Was danach nun geschehen ist, haben wir nie erfahren, ob die Scheidung vollzogen ist oder nicht, wie denn überhaupt seit jener Zeit nie auch nur die kleinste Nachricht über meinen Schwager bis zu uns gelangt ist. Ob er Europa verlassen, ob er noch lebt

oder todt ist, das wissen wir nicht, wenigstens waren wir bis gestern im Zweifel, nun will meine Schwester ihn ja gesehen haben — ach, wenn sie doch falsch gesehen hätte!"

Wolter erhob sich und sagte: „Lassen Sie mich aussprechen, mein Fräulein, wie sehr ich es anerkenne, mit welcher Liebe und Treue Sie für Ihre kranke Schwester gesorgt, mit welchem Opfermuth Sie in untergeordneter Stellung sich für den Lebensunterhalt abgemüht. Ich wage nicht, Ihrer Frau Schwester eine Summe anzubieten, um ihr Loos etwas zu erleichtern, es könnte ihren Stolz verletzen; aber Sie dürfen mich nicht hindern, es indirect zu thun, indem ich Ihnen einen anderen Posten anweise, mit dem ein größeres Einkommen verbunden ist. Herr Brandes, der zumeist nur die auswärtige Correspondenz, namentlich auch die englische und französische führt, geht fort, um selbst ein Geschäft anzufangen, die Stelle wird frei, dieselbe ist mit viertausend Mark dotirt, hätten Sie Lust, in dieselbe einzurücken?"

„Mein Gott!" rief Auguste freudig überrascht und doch zaghaft nur, „ich weiß nicht — wenn ich dieselbe nur ausfüllen kann, und wenn —"

„Bei Ihren Kenntnissen nichts leichter als das! Sie bekommen Ihr kleines Comtoir für sich, und wenn die Bauten in Holzendorf erst recht im Gange und mit der ganzen Kraft in Angriff genommen sind, werde ich mit der Hälfte meines Comtoirpersonals für einige Zeit nach der Schlangenburg übersiedeln, dann würde ich Sie bitten müssen, mit uns zu gehen. Sie bekommen dort Ihr eigenes Zimmer, und dabei fällt mir ein, wie wohlthätig es für Ihre Frau Schwester sein würde, wenn dieselbe Sie dahin begleitete. Nicht allein, daß sie sich daselbst vor einem Zusammentreffen mit ihrem Gemahl gesicherter fühlen würde, sondern die schöne Waldluft würde ohne Frage ihre Nerven stärken und kräftigen. Nun, was sagen Sie zu meinem Vorschlag?"

Ueber die runzeligen Wangen des alten Fräuleins rannen die hellen Thränen.

„Wie soll ich Ihnen danken!" schluchzte Auguste, die Thränen, deren sie sich fast schämte, mit dem Taschentuche trocknend. „Kehrt das Glück wirklich noch einmal bei uns ein? Ach, wie freue ich mich meiner Schwester wegen! Ja, Herr Geheimrath, sie, die früher von fürstlichem Glanz und Luxus umgeben

war, ich weiß es — sie hängt noch an diesen Dingen, wenn sie in ihrer Bescheidenheit auch nie einen Wunsch solcher Art geäußert hat, denn sie wußte, daß ich so lange gespart und entbehrt hätte, bis ich ihn ihr hätte erfüllen können. Wie froh wird sie sein, wenn ich ihr ein neues anständiges Kleid, einen neuen Hut kaufen, wenn ich einen kleinen Schmuckgegenstand für sie anschaffen kann! Viertausend Mark Einnahme, wie reich wir mit einem Male sind! Wir werden es erst lernen müssen, mit so vielem Gelde vernünftig umzugehen. Noch einmal, Herr Geheimrath, nehmen Sie meinen tiefgefühltesten Dank für Ihre Großmuth!"

Wolter reichte ihr die Hand. „Liebes Fräulein," sagte er, „ich habe in dieser Stunde Ihren vortrefflichen Charakter kennen gelernt, und vor jedem ganzen Charakter habe ich eine unbegrenzte Hochachtung. Ich bedaure nur, daß wir uns nicht schon vor Jahren näher getreten sind, es wäre mir vielleicht vergönnt gewesen, Ihnen und Ihrer Frau Schwester das Dasein etwas früher zu erleichtern. Den erbetenen Urlaub gewähre ich Ihnen selbstverständlich, Sie scheiden mit dem heutigen Tage aus Ihrer jetzigen Stellung aus und können die neue antreten, wenn Ihre Frau Schwester Ihres Beistandes nicht mehr so dringend bedarf. Hoffen wir, daß Sie sich recht bald beruhigen möge, und sollte wirklich das Gefürchtete eintreten, so rechnen Sie unter allen Umständen auf meinen Schutz!"

„Schon dies Versprechen wird ihr ihre Ruhe zurückgeben!"

Auguste Brandt entfernte sich, nachdem sie noch einmal ihren Dank ausgesprochen, in größter Eile, um nur so rasch wie möglich ihrer Schwester diese Freudenbotschaft überbringen zu können.

Kaum war sie verschwunden, als Wolter durch das Fenster sah, wie eine elegante Equipage durch die Hinterpforte rollte und vor dem Eingang hielt. Kutscher und Diener waren in reicher Livrée. In dem Fond des zurückgeschlagenen Wagens saßen die Frau Geheimrath Wolter und ihre Stieftochter Frieda.

Zweiter Band.

Achtes Kapitel.



Eilig verließ Wolter das Zimmer, ging den Damen entgegen und empfing dieselben an der Eingangsthür, die bereits vom Diener geöffnet war. Beide waren in Besuchstoilette, Alexandra in matt violetter Seide, Frieda in einem Kleide von weißem Kaschmir. Letztere flog sofort auf ihren Vater zu, umarmte und küßte ihn, Erstere reichte ihrem Gemahl die Hand und sagte mit gewinnendem Lächeln:

„Wir konnten doch unmöglich hier vorüberfahren, ohne Dich, wenn auch nur flüchtig, zu begrüßen.“

„Und wohin wollt Ihr?“ fragte der Geheimrath, Alexandra, deren Hand er noch in der seinen behalten, in sein Comtoir führend.

„Zur Baronin von Schleiben auf Waldhausen. Dieselbe war, wie Du weißt, lange Zeit verreist, nach ihrer Rückkehr machte sie mit ihrer Tochter uns eine Visite, die wir heute erwidern wollen.“

„Natürlich hast Du sofort die Baronin und deren Tochter für Deinen Musikverein zu gewinnen gesucht?“ sagte Wolter lächelnd.

„Kannst Du noch fragen? In den Adern der Frau von Schleiden und der jungen Baronesse rollt noch echtes Künstler-

blut, die Mutter der Baronin war ihrer Zeit eine berühmte Sängerin, deren Stimme sich auf Tochter und Enkelin vererbt hat."

„Baronesse Anna ist ein allerliebstes Mädchen," bemerkte Frieda."

Alexandra hatte sich auf einen Lehnstuhl niedergelassen. Wolter sah aus seinen dunklen, tiefen Augen eigenthümlich auf sie nieder. Seine Gattin warf einen sekundenlangen, verwunderten Blick auf das Gesicht ihres Gemahls, das schon wieder den gewöhnlichen ernsten ruhigen, von keiner



Alexandra legte ihre kleine Hand auf ihres Gatten Schulter

Leidenschaft bewegten Ausdruck zeigte. Hatte sie sich getäuscht? Es entstand eine kurze Pause, in der Wolter die Augen gesenkt hatte. Nach dieser erhob sich Alexandra, und was sie bis dahin noch nie gethan, sie legte ihre kleine, von einem feinen Glacèhandschuh eng umschlossene Hand auf ihres Gatten Schulter und sagte mit Anfangs vibrirender Stimme:

„Wie wäre es, lieber Mann — uns fehlt für unseren Chor noch eine Baßstimme — wenn Du Dich aktiv an unseren Uebungen betheiligtest?"

„Wie? Ich sollte mitsingen?“ rief Wolter mit gezwungenem Lachen aus. „Wie kommst Du auf diesen Gedanken?“

War ihm der Druck dieser zarten Kinderhand, die kaum seine Schulter zu berühren schien, lästig? Er ergriff Alexandras Hand und führte sie langsam von seiner Schulter herab. Ein fragender, verwunderter, fast erschrockener Blick seiner Gattin traf ihn. Er führte die Hand an seine Lippen und sie darauf loslassend, sagte er, sich mit der ihm eigenen liebenswürdigen Galanterie, die er stets seiner Frau gegenüber beobachtete, verbeugend:

„Diese kleine Hand vermag allerdings sehr viel, wen sie heranwinkt, der muß ihr folgen, für den sie sich schützend erhebt, der ist geborgen und wem sie sich auf die Schulter legt, den hält sie fest und sicher, so daß er ihr mit Leib und Seele verfallen ist und Alles thut, was die Besitzerin von ihm verlangt. Wenn ich mich nun gewaltsam von diesem Joche befreie, so geschieht es, weil es mir unmöglich ist, so lange ich den Druck fühle, Nein zu sagen, und weil ich doch Nein sagen muß, denn ist mir auch jeder Deiner Wünsche ein Befehl, aber dem eigenen Wunsche, meinem Kehlkopfe eine Stimme zu entlocken, kann ich mit dem besten Willen nicht entsprechen.“

„Glaubst Du denn, lieber Mann, ich würde Dich auffordern, wenn ich nicht wüßte, daß Du eine Stimme hast?“

„Ich eine Stimme?“

„Ja, Du bist ertappt! Ich habe Dich gehört, wo Du vielleicht von Niemandem gehört zu werden glaubtest, gestern auf der Schlangenburg. Ich war mit dem Kastellan, von dem ich mir dann und wann mit vielem Vergnügen seine köstlichen Gespenstergeschichten erzählen lasse, in der Kapelle. Er hatte wie immer, wenn er Jemanden in der Burg umherführt, seine Laterne angezündet, und während er nun in diesem halbdunklen Raum mit seiner leisen furchtsamen Stimme mir erzählte daß von dem Grabe der Gräfin eine Thür auf einen dunklen Gang führt, auf eine Treppe, die unter dem Todtentempel endete, da hörten wir in dem Augenblick, wo er bei dem Passus von dem wilden, mädchenmordenden Herzog angelangt war, der in dem dunkeln Gange einen Schatz bewacht und bisweilen im Schloß umherspukt, in ziem-

licher Nähe mit starker, prächtiger Baßstimme das Lied ertönen:

„Im kühlen Keller sitz' ich hier
„Auf einem Faß voll Reben."

Gedelmann sank vor Schreck in die Knie, er zitterte wie Espenlaub und mit bleichem Gesicht stotterte er: „Ach, mein Gott, das ist der wilde Herzog!" Auch ich war vor Ueberraschung stumm, aber nur deshalb, weil ich die Stimme sofort erkannte, weil ich einen Mann mit vollem Brustton singen hörte, von dem ich bisher keinen Ton vernommen. Ich ließ den Kastellan mit seiner Angst allein, eilte die Treppe hinauf, die zum Chor der Kirche führte — der Chor ist durch einen schmalen Gang mit der Gallerie des Rittersaals verbunden, — o, ich kenne schon fast alle Schleichwege der Schlangenburg — von der Gallerie herab erblickte ich meinen Herrn Gemahl mitten im Saal stehen, und ich war gerade im Begriff, in die Hände zu klatschen und ihm meinen Beifall für den Gesang zu spenden, als ich mehrere Herren in den Saal treten sah, es waren Deine Ingenieure. Natürlich verschwand ich sogleich. So hat mir bis zu dieser Stunde jede Gelegenheit gefehlt, Dir meinen Beifall mündlich auszusprechen. Doch jetzt, mein Herr und Gebieter, wünsche ich, daß Du mir Rede und Antwort stehst, warum Du mir einen solchen Schatz in Deinem Kehlkopf so lange verheimlicht hast?"

„Schatz in meinem Kehlkopf!" rief Wolter lachend aus. „Liebe Alexandra, wenn Du diesen Schatz in der Nähe hörtest, und ich will sehr gern noch einmal Probe ablegen, Du würdest vor Entsetzen Dir die Ohren zuhalten, so rauh und hart klingt dieser Schatz. Doch Scherz bei Seite, ich kann wahrhaftig nicht singen, weder nach Noten, noch im Tact. Das Lied, das Du von mir gehört hast, ist das einzige, was ich je in meinem Leben gekonnt habe. Und daß ich es mit voller Kehle intonirte, geschah einfach, weil es mir überhaupt unmöglich ist, einen Ton leise zu singen. Ich habe dies Lied, weil es mein einziges war, in meiner Jugend unzählige Male gesungen, und daß ich es gestern nach langer, langer Zeit einmal wieder anstimmte — ich habe ja den ersten Vers kaum halb zu Ende gesungen — kam ganz unwillkürlich, jedenfalls ohne die Absicht, mich an dem Wohlklang

meiner eigenen Stimme ergötzen zu wollen. Ueber der Estrade, auf der noch die beiden alten, unverrückbaren Thronsessel stehen, befindet sich, wie Du weißt, das finster blickende Bild des sogenannten wilden Herzogs. Diesem vis-à-vis hängt, einen Theil eines Wandgemäldes verdeckend, ein anderes Bild, ebenfalls in Lebensgröße. Es stellt, wie uns eine silberne Platte auf dem Rahmen des Bildes meldet, einen Herrn Leopold von Stolzenberg dar, der nach dem Tode der berüchtigten Gräfin Fichtenberg Besitzer der Schlangenburg gewesen sein soll. Das Gesicht des Herrn nun, der sich, wie es scheint, à tout prix in dem fürstlichen Ahnensaal einen Platz verschaffen wollte, hat mich schon oft, obgleich es das eines älteren Mannes ist, sehr lebhaft an einen Jugendbekannten erinnert, und ist die Aehnlichkeit auch keine frappante, so ist doch der Ausdruck des Gesichts ein gleicher und namentlich ist ein kleiner markanter Zug um die Mundwinkel, der bei meinem Bekannten nur sehr selten zum Vorschein kam, auf unserem Bilde indessen als ein stereotyper sich darstellt, ganz derselbe. Ich war zu der von Dir erwähnten Zeit mit dem Gasinspektor aus Holzendorf im Rittersaal gewesen, der sich mit dem Versprechen entfernt hat, die Gaseinrichtung an den drei großen Kronleuchtern bis zu Deinem Geburtstage fertig stellen zu wollen, den wir ja in diesem Jahre auf der Schlangenburg feiern werden. Als ich mich darauf im Saal allein befand und nun zufällig mein Blick auf das Bild des Herrn von Stolzenberg fiel, da stieg plötzlich meine ganze Jugendzeit in — in Hamburg vor mir auf, wo wir in gemüthlichem Kreise, bei einem Glase Bier oder Wein, fröhlich und guter Dinge waren. Wir hatten ein abgeschlossenes Zimmer, wo wir ungestört gemeinschaftliche Lieder singen konnten und nicht selten kam es vor, daß ein Rundgesang verlangt wurde, wo dann Jeder nach seinen Kräften ein Sololied zum Besten geben mußte. Kam die Reihe an mich, so hatte ich immer nur das eine: Im kühlen Keller sitz ich hier, — und ehe ich noch anfing, hörte ich schon die Rufe: Nun kommt der kühle Keller. Und hieran denkend, fing ich, ohne daß ich es wollte, dies Lied auch gestern an, brach aber bald wieder ab, weil ich über mich selbst erschrak und zum Bewußtsein gelangte, daß es entsetzlich sei, wenn Jemand

mich gehört hätte, — und nun ist doch mein schöner Baß bis zu Deinen Ohren gedrungen! Du wirst jetzt einsehen, liebe Alexandra, nachdem ich Dir eine längere Rede über die Entstehung meines Gesanges gehalten und den vermeintlichen Schatz meines Kehlkopfes einer eingehenden Beleuchtung unterzogen, daß ich für Deinen Gesangverein ein völlig unbrauchbares Mitglied sein würde, nicht wahr?"

„Ich will vorläufig davon abstehen," erwiderte die Geheimräthin, „aber die mir versprochene Probe wirst Du mir nicht vorenthalten, erst dann will ich mich entscheiden, wer Recht hat, Du oder Deine Bescheidenheit."

„Gut, ich werde Dir den Beweis liefern, wenn wir einmal ganz allein sind, aber niemals wieder versuche ich mich innerhalb irgend welcher vier Wände, sondern Du mußt zu diesem Zweck mit mir eine einsame Bergspitze besteigen oder in einen stillen menschenleeren Wald gehen."

Alexandra hatte sich wieder gesetzt; Frieda, die am Fenster Platz genommen, das Gespräch der Eltern aber aufmerksam verfolgt hatte, sagte jetzt:

„Es ist doch eigenthümlich, daß ich innerhalb einer Stunde nun schon zum zweiten Male einen Namen höre, der mir bis dahin noch niemals aufgestoßen ist."

„Ja, ganz recht," erwiderte Alexandra, „den Hauptzweck unseres Hierseins haben wir Dir ja noch gar nicht mitgetheilt, — wohin man sich verlieren kann?"

„Wir haben einen sehr interessanten Besuch gehabt, Papa," sagte Frieda.

„Interessant? — So? — Wer war es denn?"

„Kein Geringerer als seine Excellenz der General außer Dienst von Weißenburg.

„Wie? Unser neuer Gutsnachbar in Holzendorf?"

„Derselbe, von dem Du die großen Ländereien zum Rübenanbau für Deine demnächstige Zuckerfabrik gekauft hast."

„Ah, das interessirt mich!"

„Seine Excellenz ist ein alter Militair vom Kopf bis zu den Füßen, bieder, ernst, etwas finster blickend, Hagestolz. Er hat den französischen Krieg mitgemacht, unter der glorreichen Führung des Kronprinzen bei Weißenburg sehr wesentlich zum Siege beigetragen, wurde in Folge dessen vom obersten Kriegsherrn nobilitirt, später bei St. Privat verwundet,

nach seiner Genesung pensionirt, und hat in seinem Alter das Glück — er selbst nennt es ein Unglück — nachdem vorher eine Reihe unerwarteter Todesfälle eingetreten, eine immense Erbschaft zu machen. Zu wenig erbaut davon, in seinen Jahren sich mit der complicirten Verwaltung eines großen Vermögens zu befassen, ließ er seinen Neffen zu sich kommen, und seine Nichte hat er berufen, um für sein neu einzurichtendes geselliges Haus eine Ehrendame zu gewinnen. Frau von Barsen ist Wittwe und von meinem Alter, wenn der General, der im Laufe des Gesprächs zufällig das Alter der Nichte und auch das des Neffen genannt, sich nicht versprochen hat — sie sieht um zehn bis zwölf Jahre jünger aus. Sie ist gerade keine Schönheit zu nennen, denn das Einzelne entspricht dem Begriff nicht, aber das Ensemble ist unstreitig sehr anziehend. Sie hat einen feinen weißen Teint, einen kleinen Mund mit schwellenden Lippen und schönen Zähnen, die Nase ist weder griechisch noch römisch, aber doch hübsch geformt, das volle Haar, matt, glanzlos, besitzt jene röthlich blonde Farbe, die von Vielen als die schönste bezeichnet wird. Die Figur ist wenig mehr als mittelgroß, üppig und doch anmuthig, — ich glaube die schöne Wittwe kann Männern von besonderer Anlage unter Umständen sehr gefährlich werden.“

„Sie ist entzückend!“ rief Frieda begeistert aus.

„Das ist sie, — sie kann aber auch Frauen gefährlich werden.“

„Wie das, Mama?“

„Ich kann mich darüber nicht aussprechen, Du würdest es auch nicht verstehen. Sie ist jedenfalls ein Räthsel. Und der Neffe — ich habe selten einen so schönen Mann gesehen,“ fuhr sie fort, indem sie sich zum Gehen anschickte. „Er ist so groß wie Du, ritterlich, das Prototyp eines Kavaliers. Der General hat sein Alter auf zweiundvierzig Jahre angegeben, doch ist die Erhaltung der Jugendlichkeit bei Vetter und Cousine die gleiche, es ist dies wohl eine Familieneigenthümlichkeit, aber in Beider Augen tritt uns eine wirkliche verwandschaftliche Aehnlichkeit entgegen. Auch bei Ersterem sind sie von derselben grauen Farbe. Natürlich“ — hierbei lächelte Alexandra — „kam auch die Rede auf unseren Gesangverein, wobei sich ergab, daß Vetter und Cousine sehr

musikalisch sind und schulgerecht singen. Sie verriethen Beide große Lust, sich daran zu betheiligen, jedoch auffordern konnte und wollte ich sie noch nicht, vor allen Dingen nahm ich mir vor, den Versuch zu machen, Dich, lieber Wolter, zu gewinnen, ich hätte es so gerne gesehen, wenn Du —"

„Damit ist es nun leider nichts —"

„Nous verrons."

Sie waren während dieses Gesprächs bis an den Wagen gelangt. Der Diener öffnete den Schlag, Alexandra reichte ihrem Gatten die Hand und stieg ein, Frieda, die langsam gefolgt war, nahm an ihrer Seite Platz.

„Du hast mir aber noch nicht den Namen des Neffen genannt," sagte Wolter. Er wußte schon, wie er lauten würde und doch mußte er ihn hören.

„Habe ich wirklich nicht?" fragte Alexandra, „ich meine doch, ihn schon ausgesprochen zu haben. Er nennt sich Herr von Stolzenberg, und wenn es Dir recht ist, machen wir allernächstens dem General unseren Gegenbesuch."

„Also doch!" kam es leise über Wolters Lippen.

Die Pferde zogen an, Alexandra und Frieda neigten freundlich grüßend das Haupt und der Wagen rollte davon. Dieser war schon längst nicht mehr sichtbar, aber immer noch stand der Geheimrath auf der untersten Stufe der Treppe. Erst, als das grelle Pfeifen einer Dampfmaschine in der Fabrik an sein Ohr drang, besann er sich, wo er war, und ging langsam und gesenkten Hauptes in sein Zimmer zurück. Mechanisch ließ er sich auf den Lehnstuhl nieder, auf dem vorhin seine Frau gesessen und nachdem er längere Zeit schweigend vor sich hingeblickt, wurden seine Gedanken laut:

„Ja, ja, er ist es, daran ist nicht mehr zu zweifeln, das Alter, die genaue Beschreibung seines Aeußeren, Alles stimmt. Er ist der Erste von all denen, die mich früher gekannt, der in meine Nähe tritt. Längst schon habe ich unter der Hand nach Allen, die mir nahe standen, Erkundigungen eingezogen. Mein Vormund ist todt, von den Kameraden ist nicht ein Einziger bei meinem Regiment, der größte Theil ist in Frankreich gefallen, die Uebrigen sind zu anderen Regimentern versetzt. Von dem Lieutenant von Stolzenberg, nach dem ich auch gefragt, konnte mir Niemand etwas sagen. Ich nahm an, daß auch er sein Leben auf

dem Schlachtfelde beschlossen. Woher kommt er jetzt so plötzlich? Ist er noch Soldat, hat er den Dienst quittirt? Alexandra nannte keinen militairischen Rang, als sie seinen Namen aussprach. Gott, mein Gott, wenn er mich erkennte!"

Er sprang auf und stellte sich vor einen Spiegel.

„Nein, nein," fuhr er fort, „es ist unmöglich! Haben nicht die Blattern mein Gesicht entstellt? War ich nicht vor zwanzig Jahren ein lang aufgeschossener, magerer Mensch, und habe ich jetzt nicht breite Schultern und stark entwickelte Glieder? Welch ein Glück, daß ich auf seine Begegnung vorbereitet bin, wäre er plötzlich vor mich hingetreten, wer weiß, ob ich nicht gezuckt hätte, obgleich ich jahrelang auf solche Möglichkeit mich vorbereitet habe. Gerade er, der zuerst entdeckte, daß ich mit falschen Würfeln spielte! Jetzt, da die Gefahr sich mir naht, heißt es, ihr ruhig ins Auge blicken, nur Ruhe und Sicherheit können mich retten, können den Verdacht niederhalten und wenn er sich dennoch regen sollte, ihn wieder verscheuchen. Denn wenn ich mich nicht selbst verrathe, wer kann mir beweisen, daß ich nicht der bin, für den ich mich ausgebe? Und wenn dennoch ein Zufall mich verriethe? Warum schnürt sich mir die Brust so krampfhaft zusammen? Sind diese Beklemmungen schon dunkle Ahnungen kommenden Unglücks? Wenn man mir meine Ehre abermals antastete! Damals war ich jung und konnte in die Welt hinausziehen, um ein neues Leben zu beginnen, in welchem ich mir neue Ehre und die Achtung meiner Nebenmenschen zu erstreben hoffte, damals stand ich allein und was mich traf, das verletzte nicht zugleich auch Andere, die meinem Herzen nahe standen, was jetzt aber auf mein Haupt niederfallen würde, das würde auch das Haupt derjenigen nicht verschonen, die mir die Liebsten sind auf Erden, mein Weib, mein Kind, sie müßten Schmach und Schande mit mir theilen — nein, ehe das geschieht, will ich nicht mehr leben!"

Wolter trat vom Spiegel zurück, mehrmal ging er schweigend im Zimmer auf und ab, dann blieb er in der Nähe des Fensters stehen und warf einen Blick auf den blauen Himmel, unwillkürlich faltete er die Hände und leise sprach er die Worte:

„Mein Herr und Vater, Du bist ja gerecht — meine

Existenz hier ist eine Lüge, mein Name ein falscher — kann es Sünde sein, daß ich den alten beschimpften Namen abgeworfen und einen anderen wählte, unter dem ich nicht als ein Gebrandmarkter mein Leben zu fristen nöthig habe? Kämpft nicht Jeder für das höchste Gut, seine Ehre? Kann ein ehrlicher Mensch ohne diesen Schirm und Schutz existiren? Nein, und weil es kein Unrecht sein kann, daß der Mensch für seine Ehre Alles einsetzt, so mache ich mir auch keine Vorwürfe, daß ich den Namen nicht weiter geführt habe, dem die Ehre abgeschnitten wurde, ich kann nicht leben ohne die Achtung meiner Mitmenschen! Jetzt ist aber mein zweiter Name, den ich hier durch Redlichkeit und Fleiß zu Ehre und Ansehen gebracht, bedroht und jetzt gilt es, ihn zu schützen, es ist meine heilige Pflicht, ihn rein zu bewahren, denn er gehört nicht mir allein, er ist auch der meiner Tochter, meiner Gattin. Mein Gott, erleuchte Du mich, wenn die Gefahr sich regt, wie ich ihr begegnen kann, und wäge nicht die Mittel, die ich anwenden muß, vergieb mir, wenn ich in diesem einen Punkt nicht wahr sein kann, Du kennst mich und weißt es, wie doch sonst die Wahrheit meine Seele voll durchdringt!"

Er ging zu seinem Sitz zurück und fuhr nach einigen Minuten des Schweigens in seinem Selbstgespräche fort:

„Ob mir in dem General eine zweite Gefahr droht? Daß ich auch darnach nicht näher geforscht! Aber ich war innerlich zu bestürzt, zu betroffen. Er nennt sich von Weißenburg. Ich erinnere mich nicht, je gehört zu haben, daß Stolzenberg einen Onkel dieses Namens hatte. Wohl aber war der Artillerie-Obrist Tramm sein Onkel. Ich habe ihn nicht oft gesehen, er kam selten in unser Kasino, wie der Kriegsgott selbst war seine ganze Erscheinung, ernst, strenge, finster, man sagte ihm nach, er sei das verkörperte Princip der Disciplin, aber von strengster Gerechtigkeit. Er ist nach der Schlacht bei Weißenburg geadelt, wo er sich um die Entscheidung des Sieges große Verdienste erworben, sollte ihm als besondere Auszeichnung der Name des Schlachtfeldes beigelegt worden sein? Es wäre wenigstens denkbar. Nun, von ihm ist weniger zu befürchten, der einfache, so weit im Range unter ihm stehende Secondelieutenant wird längst seinem Gedächtnisse entschwunden sein! Ich wollte, die erste Begegnung wäre vorüber, ich werde nach derselben freier athmen."

In diesem Augenblick klopfte es an die Thür. Wolter fuhr ein wenig zusammen, faßte sich aber sogleich und rief Herein.

Ueber die Schwelle trat jetzt ein junger Mann von etwa dreißig Jahren mit krausem, blondem Haar und ebensolchem Vollbart. Es war der Prokurist Bärmann. Er hielt eine geöffnete Depesche in der Hand und in seinem Gesicht sprach sich eine unverkennbare Erregung aus.

„Was giebts?“ fragte der Geheimrath, „ist etwas Besonderes vorgefallen?“

„Eine unglaubliche Nachricht, entsetzlich, wenn sie sich bestätigen sollte! Unser Vertreter in Wien telegraphirt soeben, daß das Gerücht umlaufe, der Bankier von Falkenstein habe sich erschossen.“

„Erschossen? Unmöglich!“

„Er wolle sogleich nähere Erkundigungen einziehen und dann abermals telegraphiren.“

„Aber warum sollte Falkenstein seinem Leben freiwillig ein Ende gemacht haben?“

„Erinnern Sie sich, Herr Geheimrath, daß ich die Worte aussprach, als es bekannt wurde, daß das große Bankhaus Martin aus Paris, das mit dem Falkensteinschen Geschäft in innigem Connex stehen soll, fallit geworden: Wenn dieser Krach nur nicht seine Schatten bis nach Wien wirft?“

„Sie glauben doch nicht, Bärmann, daß Falkenstein, dieser hundertfache Millionär, sich erschossen haben könnte, weil — es ist ja gar nicht denkbar — seine Verhältnisse zerrüttet sind?“

„Die Eigenschaft eines hundertfachen Millionärs ist in der Geschäftswelt schon längst bestritten worden.“

„Das möge der Himmel verhüten, wenn ein solcher Mann fällt, so reißt er noch mehr zu Boden.“

„Ja, und sein Fall würde die dunklen Schatten weiter werfen, bis hierher!“

„Wie soll ich das verstehen? Sie meinen doch nicht etwa —?

„Unser Bankier Römer steht wiederum mit Falkenstein in Geschäftsverbindung, ja, in ausgedehntem Maße, das weiß ich bestimmt.“

„Ah — nein, — lieber Bärmann, — Sie sehen einmal wieder etwas schwarz.“

„Ich bin nur vorsichtig, Herr Geheimrath.“

„Ja, das sind Sie, übervorsichtig, aber das ist kein Fehler.“

„Das Vertrauen, Herr Geheimrath, das Sie in alle Menschen setzen, macht Ihrem Herzen alle Ehre, aber Sie werden mir zugeben, daß wenn Sie mehr auf meine War-



nungen gehört hätten, wir manchen Verlust nicht nöthig gehabt hätten zu registriren.“

„Mag sein. Ich habe Ihnen ja auch versprochen, mehr auf Ihre Warnungsstimme zu hören. Aber daß Sie sich gleich Sorge machen, weil Römer zufällig mit Falkenstein in Geschäftsverbindung gestanden, scheint mir vorläufig doch nicht gerechtfertigt. Römer ist ein sehr reicher Mann.“

„Er war es, Römer soll große Verluste erlitten haben.“

„Wer sagt das?“

„Man munkelt so Allerlei.“

„Ach, man munkelt, kann man denn darauf etwas geben?“

„Ueber die Solvenz eines Bankhauses darf auch nicht in der leisesten Weise gesprochen werden.“

„Mein Gott, man zweifelt doch nicht an Römers Solvenz?“

„Noch nicht, aber die Solvenz könnte einen Stoß bekommen, wenn ihn ein neuer großer Verlust träfe.“

„Nein, lieber Freund, ich wiederhole es, Sie sehen zu schwarz.“

„Wissen Sie, was der Makler Dunker mir vor einigen Tagen im Vertrauen sagte? — Römer habe gleich nach dem Bekanntwerden des Fallissements von der Pariser Firma Martin sein Landgut Brunnshagen auf den Namen seiner Frau schreiben lassen.“

„Ach, Dunker weiß immer Geschichten und Neuigkeiten.“

„Er ist aber meistens gut informirt.“

„Nun ja, wenn denn auch! Warum soll Römer seiner Frau nicht das Gut als Wittwensitz verschreiben? Er hat viele Kinder und mehrere Schwiegersöhne, er will vielleicht nicht, daß nach seinem Tode sich ein Streit um den Besitz des Gutes entwickelt, dem beugt er vor, wenn er es schon zu Lebzeiten seiner Frau übergiebt.“

„Einen solchen Streit könnte er ja durch eine einfache Bestimmung in seinem Testament verhüten.“

„Er zieht aber dies vor.“

„Herr Geheimrath,“ sagte der Prokurist mit eindringlicher Stimme, „Ihr ganzes flüssiges Vermögen, Ihre sämmtlichen Kapitalien stehen bei Römer. Ich habe Sie schon oft gebeten, ja angefleht, Sie möchten doch Ihr Geld bei verschiedenen Anderen vertheilen, wo es ebenso sicher steht, Sie hätten ja Römer einen Theil lassen können.“

„Ich hatte wirklich keine Ursache dazu. Giebt es einen zuverlässigeren Geschäftsmann als ihn? So lange ich die Fabrik habe, hat er alle meine Geldangelegenheiten besorgt und ich bin stets prompt von ihm bedient worden; haben wir bisher nur über die geringste Lässigkeit zu klagen gehabt?“

„Es wäre nur Vorsicht gewesen, die Jeder gebilligt hätte. Haben wir nicht erst vor wenig Jahren einen allgemeinen Krach in Wien erlebt, und haben wir nicht Bei-

spiele gehabt, daß in Folge dessen in Berlin und auch hier Firmen bankerott wurden, die bis dahin von der ganzen Welt als felsenfest stehend betrachtet wurden? Hat man sein Vermögen in die Hand eines Einzigen gegeben, so schwebt man auch in Gefahr, mit einem Schlage Alles zu verlieren, im anderen Falle kann man doch nur von einem theilweisen Verlust getroffen werden."

„Im Allgemeinen mögen Sie Recht haben, aber mir widerstrebt es —"

„Herr Geheimrath," fiel der Procurist ihm mit noch eindringlicherer Stimme in die Rede, „wir sollen am ersten August an den Geschäftsführer des Besitzers von Fichtenberg, an den Rechtsanwalt Stein in Holzendorf, für die angekauften Ländereien die Summe von fünfmalhunderttausend Mark auszahlen. Der Bau der Fabriken, der über eine Million kosten wird, hat begonnen, denken Sie sich den Fall, wenn Römer sich insolvent erklären müßte, ja, wenn in seinem Geschäft auch nur Stockungen eintreten würden, — was wäre die Folge? Wir könnten den Termin am ersten August nicht inne halten, der Bau, für den täglich große Summen bereit liegen müssen, könnte nicht weiter geführt werden, eine Sistirung, wenn auch vielleicht nur eine vorläufige, wäre unvermeidlich, und was diese nothgedrungene Unterbrechung für einen Reflex auf den Credit der Firma Johannes Wolter werfen würde, ist vorauszusehen."

„Nun, Bärmann, — und da meinen Sie vielleicht —?"

„Ja, Herr Geheimrath, da meine ich, daß wir auf der Stelle sämmtliche Kapitalien zurückziehen müssen."

„Wie?"

„Ich bitte Sie dringend, geben Sie dazu den Auftrag! Noch ist Falkensteins Selbstmord wenigstens nicht in weiteren Kreisen bekannt, keinenfalls weiß bis jetzt irgend Jemand den Grund, es ist also durchaus unauffällig, wenn wir die Gelder kündigen, — Jeder ist sich selbst der Nächste, fällt Römer später, so sind wir doch gedeckt."

„Bedenken Sie denn gar nicht, lieber Bärmann, daß wir ihn dadurch gerade zum Fall bringen können? Stellen Sie sich doch den Eindruck vor, den es an der Börse machen muß, wenn es heißt, das Haus Johannes Wolter hat alle seine Kapitalien gekündigt. Wenn eine solche Firma, wie die

unsrige, unter den gegenwärtigen Verhältnissen plötzlich kündigt, was wird die unausbleibliche Folge sein? Eine Menge anderer Kapitalisten wird ebenfalls sofort kündigen und dann ist Römer ruinirt! Welches Bankhaus, und wäre es das solidest fundirte, könnte eine solche Massenkündigung vertragen? Nein, mein lieber Freund, dazu gebe ich meine Einwilligung nicht! Warten wir erst einmal ab, was wir über die Ursache von Falkensteins Selbstmord erfahren werden, den unser Wiener Vertreter doch immerhin nur noch als Gerücht bezeichnet hat, nachher können wir ja immer noch unsere Maßregeln treffen."

„Wenn es dann nicht zu spät ist!"

„Es giebt doch hundert andere Gründe für einen Selbstmord, als financielle."

„So gestatten Sie mir wenigstens, daß ich die fünfmalhunderttausend Mark erhebe. Römer weiß ja, daß wir sie in einigen Wochen zahlen sollen, also kann er nichts darin erblicken, wenn wir sie heute schon verlangen. Ich kann mir nicht helfen, Herr Geheimrath, es liegt mir schwer auf der Seele, ich kann den Gedanken nicht bannen, daß wir unmittelbar vor einer unheilvollen Katastrophe stehen!"

„Sie stecken mich ja förmlich an mit Ihrer Angst, Bärmann. So sei es denn! Wir haben ja bereits die Summe gekündigt und wünschen sie jetzt nur etwas früher zu haben. Gehen Sie auf Römers Comtoir, lassen Sie sich das Geld auszahlen, Sie werden sehen, daß es ohne Verzug geschieht."

„Ich weiß nicht, — ich kann mich eines Zweifels nicht erwehren, mögen Sie Recht haben und mögen meine Besorgnisse grundlose gewesen sein. Ich möchte Sie nur noch bitten, Herr Geheimrath, mir ein Paar Worte aufzusetzen, weil ich nicht gerne, obgleich ich die Prokura führe, eine so große Summe ohne die specielle Ordre des Chefs erheben mag."

„Das soll geschehen."

Wolter ging zu seinem Schreibtisch, warf stehend einige Zeilen auf ein Stück Papier und während er dasselbe seinem Procuristen überreichte, sagte er:

„Sie haben es wirklich erreicht, daß ich zwei Minuten lang ebenfalls fürchtete, ich bin jetzt aber schon wieder ganz ruhig geworden. Wenn ich nicht überzeugt wäre, Bärmann,

Sie gar nicht anders los zu werden, so würde ich jetzt noch sagen: Bleiben Sie hier!"

„Ich halte Ihre Ordre in der Hand, Herr Geheimrath, und würden Sie mir befehlen, Ihnen dieselbe zurückzugeben, so würde ich vielleicht zum ersten Male in meinem Leben Ihnen — nicht gehorchen!"

Bärmann war, während er dies sprach, rückwärts bis an die Thür geschritten, und als wenn er fürchtete, sein Chef könne sich noch anders besinnen und den Befehl wirklich erlassen, schlüpfte er nach dem letzten Wort so rasch durch die Thür, daß Wolter nichts mehr darauf erwidern konnte. Gleich darauf verließ er das Haus.

Nach einer Stunde kehrte er zurück.

Mochte der Geheimrath von dem Reichthum und der Zahlungsfähigkeit seines Banquiers überzeugt gewesen sein, die besorgten Reden seines Prokuristen, dessen stürmisches Drängen, die Kapitalien zurückzuziehen, und die immerhin nicht auszuschließende Möglichkeit, daß der eventuelle Concurs dieses großen Wiener Financiers auf hiesige Verhältnisse einen tief eingreifenden Rückschlag ausüben könne, erzeugten doch eine gewisse Unruhe in ihm, eine größere, als er sich selber eingestehen mochte. Als Bärmann jetzt in die Thür trat, sah er ihn mit unverkennbarer Spannung an und rief ihm zu:

„Sie haben das Geld natürlich erhalten!"

„Nein!"

„Nein?"

„Herr Römer und sein Procurist Dalberg sind Beide vor einer Stunde nach Wien abgereist."

„Ah!"

„Ich traf nur den Kassirer, der von dem, durch Römers Abreise zweifellos bestätigten Tod Falkensteins nichts zu wissen schien, er konnte mir natürlich ohne einen speciellen Befehl seines Prinzipals die Gelder nicht auszahlen. Er erzählte mir, daß Römer ein Telegramm aus Wien erhalten, in Folge dessen er sich sogleich mit Dalberg dahin auf den Weg gemacht, wahrscheinlich handle es sich um eine größere Finanzoperation, die sein Herr selten ohne Dalbergs Assistenz und Rath ins Werk setze."

Auf meine Frage, wann er die beiden Herren wohl

zurückerwarte, antwortete er mir, daß Herr Römer ihm beim Abschied gesagt, er würde seine Rückkehr telegraphisch melden. Was nun, Herr Geheimrath?"

„Sie sehen ganz blaß aus, lieber Bärmann, ich erkenne an der Sorge, die Sie sich machen, wie sehr Ihnen unser Geschäft und dessen Gedeihen am Herzen liegt, und ich danke Ihnen für Ihr Interesse. Aber nur noch nicht verzagt! Daß Falkenstein wirklich todt ist, nehme ich jetzt auch an, und daß Römer, der wahrscheinlich auch nur die nackte Anzeige erhalten, sofort abgereist ist, finde ich erklärlich. So lange wir nicht die Nachricht erhalten haben, daß sich Ihre Befürchtungen bestätigen, wollen wir uns nicht allzu sehr beunruhigen. Noch haben wir nicht den geringsten Anhalt, daß es mit Falkensteins Finanzen schlecht steht, kann er sich nicht im Irrsinn entleibt haben oder aus irgend einem andern Grunde? Uebrigens telegraphiren Sie sogleich an unseren Vertreter in Wien und bitten Sie ihn, er möge über Falkensteins Verhältnisse genaue Erkundigungen einziehen und uns das Resultat umgehend depeschiren.

„Es wird kein anderes Resultat herauskommen, als das, was ich im Geiste klar vor Augen sehe."

„Nur Geduld, nur Geduld, wir erhalten nun bald Gewißheit!"

Bärmannn verließ das Zimmer, um das Telegramm aufzusetzen. Wolter fing an, wie fast immer, wenn ernste Gedanken ihn beschäftigten, im Zimmer langsam auf und ab zu gehen. Sie stürmten nun, da er wieder allein war, unaufhaltsam auf ihn ein. Anfangs wies er es noch energisch zurück, daß Bärmann mit seinen pessimistischen Ansichten Recht haben könne, allmälig aber stellte er sich vor, wie es werden würde, wenn Römer falliren müsse. Dann war sein ganzes Baarvermögen verloren! Das Material zu den kolossalen Bauten bei Holzendorf war angekauft, eine Menge Contracte unterschrieben, im Herbst sollte alles bezahlt werden, und wenn er dann seine Verpflichtungen nicht erfüllen konnte, mußte auch er seine Zahlungen einstellen. Die Fabrik, seine Villa, die Schlangenburg, alles kam unter den Hammer und er war ein Bettler. Und neben allen diesen schrecklichen Bildern stand Alexandra, die er an sich gekettet hatte, die an seiner Seite ein liebeleeres Leben führte und der er nur

für die Liebe, die sie entbehren mußte, als schwachen Ersatz den Reichthum und den Luxus hatte bieten können. Wenn der Glanz und der Schimmer verschwänden, wenn sie die Stellung in der Gesellschaft aufgeben müßte, in der sie so reiche Anerkennung ihrer Schönheit und ihrer Talente gefunden, würde sie, nachdem sie von der Höhe herabgestiegen, ein Leben voller Entbehrungen theilen wollen? Würde sie an seiner Seite ausharren, wenn er klein, ganz klein von vorne wieder anfangen müßte, um seinen Lebensunterhalt zu verdienen? Könnte ihr Stolz es zugeben, die Gattin eines Bankerotteurs zu heißen, die Demüthigungen hinzunehmen, die einer Gestürzten nicht erspart bleiben, oder — würde sie ihm den Rücken kehren, ihn verlassen, um wieder in Berlin ihren Aufenthalt zu nehmen, wo sie sich wohl gefühlt, wo sie geachtet und geehrt war?"

Er hob die Arme und machte mit den Händen Bewegungen, als wenn er die grauenhaften Bilder, die er selbst heraufbeschworen, zurückdrängen und verscheuchen wolle, und nun erschöpft von dem langen Grübeln sich auf einen Stuhl werfend, sprach er laut vor sich hin:

„Was klagst Du denn? Hast Du Dir nicht Geschäftssorgen gewünscht, nicht die gewöhnlichen, sondern solche, die die ganze Denkkraft, die ganze Schärfe des Geistes in Anspruch nehmen, um andere Gedanken zu tödten? Es war ein frivoler Wunsch, ich fühle es jetzt, das Schicksal hat ihn gehört, und mit rascher Geschäftigkeit erfüllt es ihn. Folgt die Strafe so rasch dem Vergehen und habe ich denn meinen Zweck erreicht? Verbindet sich nicht sofort diese Sorge wieder mit dem Gedanken an Alexandra? Habe ich wirklich all' diese Leiden verdient? Was wird die Zukunft mir noch bringen? Schütze mich, mein Gott!"

Neuntes Capitel.

Es hatte sich bestätigt, daß der Bankier Falkenstein in Wien sich entleibt, weil er den Tag nicht erleben wollte, an welchem er seine Zahlungen hätte einstellen müssen. Es drangen indessen von dort her die verschiedensten Nachrichten; während einige lauteten, daß eine ungeheure Unterbilanz vorhanden sei, coursirten dagegen auch solche, daß der Selbstmord nur in einem Augenblick der Verzweiflung ausgeführt sei, daß zu derselben indeß keine Ursache gewesen, denn es seien so große Activa an Gütern, Bergwerken und prachtvollen Häusern — eine ganze Straße gehöre dem Bankier — vorhanden, daß diese die Passiva weit überragten und sehr leicht ein Arrangement hätte getroffen werden können. Es seien die Verhältnisse jedoch derartig verwickelt, daß ein klarer Einblick noch nicht zu erlangen und zur Regulirung der Masse wohl eine lange Zeit nöthig sei.

Der Bankier Römer war schon nach wenigen Tagen von Wien zurückgekehrt. Gleich nach seiner Ankunft schrieb er einen Brief an Wolter, worin er ihm mittheilte, daß er sowohl, als auch sein Procurist Dalberg eine Geschäftsreise hätten antreten müssen, er bedauere lebhaft, daß die verlangte Summe nicht sogleich ausbezahlt werden konnte, hätte er gewußt, daß der Herr Geheimrath dieselbe schon vor dem verabredeten ersten August zu erhalten gewünscht, so würde er seinem Kassirer vor seiner Abreise eine diesbezügliche Anweisung gegeben haben. Die fünfmalhunderttausend Mark lägen jetzt bereit und könnten jeder Zeit in Empfang genommen werden.

Nachdem Wolter den Brief gelesen, schellte er seinem

Comtoirdiener Struck und gab diesem den Auftrag, Herrn Bärmann zu rufen.

Als Letzterer ins Zimmer trat, rief er ihm mit triumphirender Stimme entgegen;

„Ich habe soeben einen Brief von Römer erhalten, wir können uns das Geld holen.“

„Ah, wirklich?“

„Ich habe also doch Recht gehabt!“

„Das überrascht mich!“

„Wir haben uns unnöthige Sorgen gemacht.“

„Ich will mich gern geirrt haben, ist es doch keine Bagatelle, um was es sich zunächst handelte, eine halbe Million ist wenigstens gerettet!“

„Hoffentlich ist für das Uebrige gleichfalls keine Gefahr.“

„Möchten Sie abermals Recht haben, mit Freuden will ich den Tag begrüßen, wo ich mit voller Ueberzeugung sagen kann, daß ich mich zum zweiten Mal geirrt. Aber es ist mir, trotzdem ich diesmal im Irrthum war, dennoch unmöglich, meine immer noch sehr großen Bedenken aufzugeben. Wenn ein so bedeutendes Bankhaus wie das Römersche nicht einmal eine halbe Million in Cassa und zur sofortigen Disposition hat, so kann es nur schließen, denn von der Aufrechthaltung eines Geldgeschäftes könnte fernerhin nicht mehr die Rede sein. Daß Römer Ihnen sogleich die geforderte Summe bereitwilligst auszahlt, könnte immerhin nur als ein Akt der Klugheit gedeutet werden. Es wäre für ihn höchst gefährlich, in diesem kritischen Moment auch nur den kürzesten Aufschub zu fordern. Er muß sich hüten, das geringste Mißtrauen zu erwecken, denn Mißtrauen gegen einen Geschäftsmann steckt an wie eine epidemische Krankheit. Wie es später wird, mögen die Götter wissen, ich kann die Furcht nicht bannen, daß Römer mit großen Verlusten aus der Wiener Affaire hervorgehen wird, denn die Thatsache ist feststehend, daß er bei Falkenstein stark engagirt war. Und mögen, wie man hört, noch so bedeutende Activa vorhanden sein, ein solch gewiegter Geschäftsmann erschießt sich nicht, wenn ihm nicht jeder Ausweg abgeschnittten ist, sich noch hindurchzuarbeiten. Man behauptet auch, daß er sich nach dem Martin'schen Concurs in die wahnsinnigsten Speculationen eingelassen, um durch ein va banque Spiel sich vielleicht

noch zu retten. Aber wie Falkenstein durch Martin, so kann Römer durch Falkenstein mit herumgerissen werden."

„Es ist ja Alles möglich, lieber Bärmann, obgleich ich über Römers Verhältnisse etwas anders denke wie Sie. Jedoch soll Ihr Kassandraruf nicht ungehört an meinem Ohr vorübergegangen sein und Ihre Warnungen will ich beherzigen. Sie können, wenn Sie heute hingehen und das Geld holen, zum ersten September noch eine halbe Million mehr kündigen. Römer wird kein Mißtrauen meinerseits darin erblicken, was ich gern vermeiden möchte; daß wir die Gelder flüssig haben, die wir zur wöchentlichen Auszahlung des Lohnes für die vielen Arbeiter brauchen, ist nicht nöthig zu erwähnen. Für Oktober können wir dann noch eine größere Summe kündigen.

„Wollen Sie mir nicht gestatten, Herr Geheimrath, den Termin für Auszahlung der zweiten halben Million auf den fünfzehnten August festzusetzen?"

„Nun, meinetwegen, wenn es Sie beruhigt."

„Dann will ich sogleich gehen."

„Noch Eins! In der nächsten Woche werde ich nach der Schlangenburg übersiedeln, um die Oberaufsicht des Baues selbst zu führen. Die Comtoiristen und Buchhalter bleiben hier, die Korrespondenten nehme ich mit. Sie werden sich dann bequemen müssen, lieber Bärmann, jeden Morgen mit dem Zuge, der um acht Uhr abfährt, zu mir herauszukommen, um mir Bericht zu erstatten, damit ich über den Gang der Geschäfte auf dem Laufenden erhalten werde und mit Ihnen gemeinschaftlich die nöthigen Dispositionen treffen kann. Anderthalb Stunden werden hierfür genügen, Sie können dann mit dem Zehnuhrzuge hierher wieder zurückkehren."

„Sehr wohl. Wird Fräulein Brandt auch mit dahingehen?"

„Vorläufig nicht, ich habe ihr einen unbestimmten Urlaub ertheilt, damit sie ihre kranke Schwester gründlich pflegen könne, bis dahin werde ich die auswärtige Korrespondenz selbst besorgen. Sobald meine Anwesenheit hier erforderlich, telegraphiren Sie, ab und zu komme ich auch zur Stadt und gehe auf die Börse."

Bärmann entfernte sich, um sich ungesäumt zu Römer zu begeben.

Der Geheimrath Wolter, der sich durch die Hartnäckig-

keit, mit der sein Procurist immer wieder aufs Neue die Prophezeihung ausgesprochen, Römer würde sich nicht halten können, in den letzten Tagen mehr Sorge gemacht, als er sich selber eingestehen mochte, war durch den Brief seines Bankiers und die wirklich eine Stunde später erfolgte Auszahlung der fünfmalhunderttausend Mark um ein Bedeutendes ruhiger geworden. War auch die Möglichkeit nicht ausgeschlossen, daß Römer durch den Falkenstein'schen Concurs beträchtliche Verluste erleiden würde, so hielt er ihn doch für so wohl situirt, daß er annahm, er könne sie ertragen, ohne daß eine Geschäftsstockung die Folge sein würde. In diesem Glauben wurde er noch bestärkt, als Bärmann die Nachricht mit zurückbrachte, daß Wolter die gekündigte zweite halbe Million erhalten könne, sobald er sie brauche, wenn es auch noch vor dem fünfzehnten August wäre.

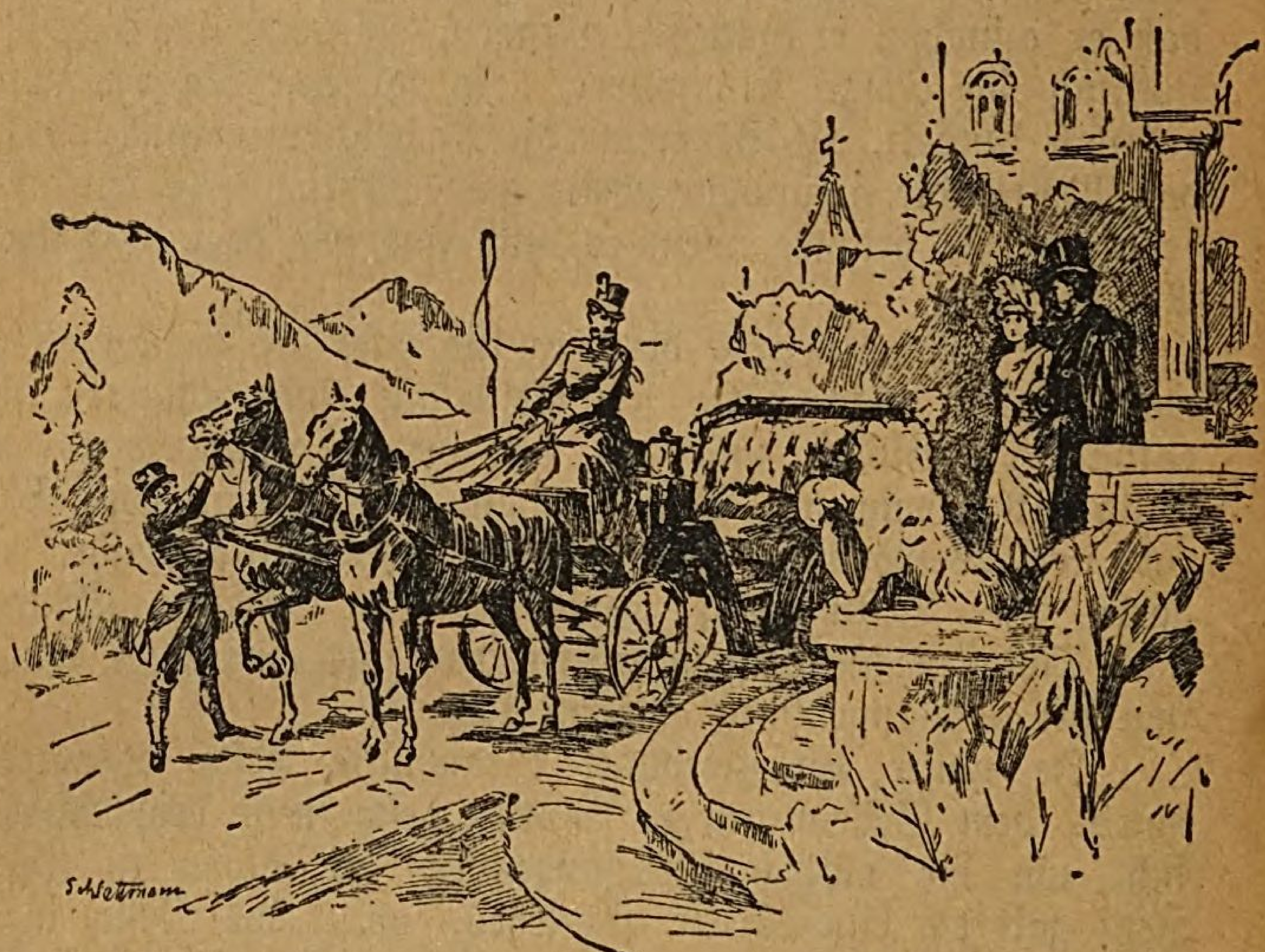
Die Uebersiedelung der Familie nach der Schlangenburg war erfolgt, man hatte sich gleich auf einen längeren Aufenthalt eingerichtet und fast das ganze Hauspersonal der Villa mitgenommen. Von hier aus wollte man dem General von Weißenburg eine offizielle Gegenvisite machen und hatte die Bestimmung getroffen, am nächsten Sonntag nach Schloß Fichtenberg zu fahren, das nur eine halbe Stunde von der Schlangenburg entfernt lag.

Je näher der Zeitpunkt heranrückte, desto eigenartiger wurde dem Geheimrath zu Muthe, desto mehr beobachtete er sich, um die nöthige Unbefangenheit zur Schau zu tragen. Jetzt galt es, eine Probe abzulegen, ob er die Rolle, die er seit seiner Rückkehr von Afrika gespielt, bis in die feinsten Consequenzen durchzuführen im Stande sei. Wohl fühlte er sich sicher, dazu die ausreichende Gewandheit zu besitzen, aber es war ihm peinlich, eine solche Probe überhaupt ablegen zu müssen und immerhin war sie doch auch nicht ohne Gefahr.

Der Sonntag war gekommen. Um die Mittagsstunde hielt ein offener, mit blauer Seide ausgeschlagener, eleganter Landauer vor dem großen Hauptportale der Schlangenburg, Kutscher und Diener waren in großer Livrée, und vor dem Wagen stampften ungeduldig zwei prächtige Trakehner den Kies. Wolter und Frau stiegen in Gesellschaftstoilette ein und die Pferde zogen an. Nur langsam ging es den verhältnißmäßig steilen Schlangenberg, auf dem im Zickzack an-

gelegten Weg hinunter, und erst, nachdem das Thal erreicht war, fuhren sie auf der Chaussee im scharfen Trab weiter.

Obgleich dem Geheimrath innerlich vor dem ersten Begegnen mit Menschen bangte, die ihn früher gekannt, war er äußerlich durchaus unbefangen, sprach über Verschiedenes, was in geselliger Beziehung für die nächste Zeit geplant war und namentlich erklärte er eingehend, wie der Bau, an dessen



Ein eleganter Landauer hielt vor dem Hausportal der Schlangenburg.

Anfängen sie vorbeifuhren, sich späterhin gestalten würde. Es kam, wie leicht erklärlich, auch die Rede auf die Bewohner von Schloß Fichtenberg; Alexandra plauderte dabei durchaus harmlos und unbefangen auch über Herrn von Stolzenberg und sagte unter Anderem: „Ich möchte wohl auf dessen Vorleben einen Blick werfen dürfen, ein solcher Mann, der jahrelang in Rußland und Paris gelebt hat, wird Dinge erlebt haben, — doch nein, nein — ich würde doch verzichten, sie kennen zu lernen!"

Wolter wußte, wie keusch und rein das ganze Denken seiner Gemahlin war, wie sie vor jedem Zweifelhaften in einem Charakter, namentlich in moralischer Beziehung sich scheu verschloß und zu einem solchen nie Vertrauen fassen

konnte. Ein kleines Mißtrauen schien also vorhanden zu sein.

Fichtenberg war bald erreicht. Von der Chaussee bog man in eine lange Platanenallee, die auf einen großen freien Platz führte, auf dessen Mitte sich ein mit einem hochaufsteigenden Springbrunnen versehener Rasen von beträchtlicher Ausdehnung befand. Der freie Platz wurde durch die Frontseite des Schlosses begrenzt.

Der Wagen fuhr auf dem breiten Kieswege um die eine Seite des Rasens herum und hielt vor dem Portal. Der Diener sprang vom Bock und überreichte einem Diener des Generals, der sogleich auf der Freitreppe erschienen war und sich tief verbeugt hatte, eine Karte; nach wenigen Sekunden kam er mit der Meldung zurück, daß die Herrschaften willkommen seien.

Ein tiefer Athemzug entquoll Wolter's Brust und nachdem er mit Alexandra den Wagen verlassen, betrat er festen Schrittes das Schloß.

Der Diener des Generals öffnete am Ende eines lang gestreckten Vestibüls eine Thür mit den Worten:

„Seine Excellenz und die gnädige Frau lassen bitten, hier eintreten zu wollen.“

Ein lautes „Ah!“ entfuhr Alexandra, nachdem sie die Schwelle überschritten hatte.

Sie traten nämlich nicht, wie sie erwartet hatte, in ein Empfangszimmer, sondern in einen mit Geschmack und Luxus ausgestatteten Pavillon, dessen gegenüberliegende Wand fehlte und so einen überraschenden Blick auf einen oval geformten See gewährte, welcher von hohen hundertjährigen Bäumen dicht umstanden war, deren herabhängende Zweige die Oberfläche des tief dunkeln, fast schwarz erscheinenden Wassers berührten. Das Schloß lag mit seiner Rückfront hart an diesem See und die eine Hälfte des Pavillons ruhte auf Balken und Bollwerk, die aus dem Wasser hervorragten.

Beim Eintritt des Besuches erhoben sich der General und seine Nichte von ihren Sitzen und gingen demselben einige Schritte entgegen.

Herr von Weißenburg war ein hochgewachsener, kräftig gebauter Mann von reichlich sechzig Jahren, den man, selbst wenn er nicht den militärischen Interimsrock getragen, auf

den ersten Blick den Soldaten ansah. Das noch nicht gelichtete Haar war schneeweiß, ebenso der mächtige Schnurrbart, dessen umgebogene Spitzen zornig emporstrebten. Aus den kleinen dunkelbraunen Augen blickte es scharf und strenge hervor und der Ausdruck seines Gesichtes würde der eines Rhadamanthys gewesen sein, starr und unerbitterlich, wenn nicht die Unterlippe denselben bedeutend gemildert, ja, bei gesenkten Augen, sobald der scharfe Blick zurücktrat, fast gänzlich aufgehoben hätte. Der linke amputirte Arm war durch einen künstlichen ersetzt, und diesen hatte er zwischen zwei Knöpfe seines Waffenrockes geschoben, so daß Jeder denselben für einen natürlichen halten mußte.

Frau von Barsen trug ein Kleid von hellgrauem, durchsichtigem Stoff und sollte diese Farbe die Halbtrauer bedeuten, die sie auf Wunsch des Onkels um den verstorbenen Vetter für kurze Zeit angelegt hatte.

Nachdem die erste Begrüßung stattgefunden, Alexandra ihren Gemahl vorgestellt und man in einem Halbkreis mit der Aussicht auf den See Platz genommen, sagte der General:

„Ich bitte um Entschuldigung, daß wir Sie nicht in einem der Staatszimmer, sondern hier in meinem kleinen Tusculum empfangen, und hoffe ich, daß Sie die Vernachlässigung einer strengen Etikette verzeihen werden und sich entschädigt fühlen mögen durch den Anblick auf diesen eigenartigen, malerischen See. Ist es nicht ein herrliches Bild, das sich Ihnen so plötzlich darbot?“

„Ich kann Ihnen nur, Excellenz,“ erwiderte Alexandra, „für diese köstliche Ueberraschung meinen Dank sagen. Ich glaubte in einen Salon zu treten und statt dessen breitet sich vor mir ein entzückendes Panorama aus. Es ist eine wirkliche Ueberraschung!“

„Ich sah sie Ihnen an, gnädige Frau, und es ist mir immer eine Genugthuung, wenn ich sie gewahre; war ich doch selbst in hohem Maße überrascht, als ich zum ersten Male diesen Pavillon betrat. Und außerdem haben wir einem Fremden nichts Besonderes, nichts Interessanteres zu bieten, als eben nur dieses Bild.“

„Das aber zehn andere Bilder aufwiegt,“ bemerkte Wolter. „Ist dies vielleicht,“ fuhr er fort, „der sogenannte Schwarze See, von dem ich schon mehrfach gehört habe?“

„Er wird allgemein so genannt," antwortete der General.

„Und sieht aus," sagte Franziska, „namentlich, wenn die Sonne Abends sich hinter die Bäume senkt, wie ein großer Behälter mit schwarzer Tinte."

„Und zu einer anderen Zeit, bei einer gewissen Beleuchtung," setzte Herr von Weißenburg hinzu, „wo ein röthlicher Schimmer über die Oberfläche fährt, wie ein Riesenkessel mit Blut."

„Entsetzlicher Vergleich!" rief Frau von Barsen aus.

„Es ist hier — eine sagenreiche — Gegend," fuhr der General in seiner kurzen abgebrochenen Weise zu sprechen fort, wobei er hinter einzelne Worte, auch da, wo es garnicht paßte, ein hörbares Komma setzte, „und das abergläubische Volk hier glaubt daran, wie an das Evangelium. Sowie man sich von Ihrer Schlangenburg, Herr Geheimrath, allerlei Grausiges erzählt, so weiß man auch von dem Schwarzen See eine Menge Schauermärchen."

„Man sagt," bemerkte Wolter, „daß er von unergründlicher Tiefe sei."

„Na, wie unergründlich er ist, wollen wir nächstens schon einmal durch ein Lothblei untersuchen lassen. Sicher ist es, daß er sehr tief ist und daß eine gewisse Tiefe schon gleich hier am Ufer beginnt, denn die dicken Balken, die man in den Grund getrieben, um darauf den Pavillon zu bauen, sollen so lang sein, wie die höchsten Mastbäume."

„Und was erzählt man sich sonst noch von dem See?" fragte Alexandra und fügte hinzu: „Es interessirt mich, zu hören, denn ich kann es mir sehr wohl erklären, daß diese düstere Romantik Veranlassung zu verschiedenen Sagen gegeben hat."

„Das hat sie auch redlich gethan," versetzte der General. „Natürlich haben mich meine beiden alten Militärburschen schon in den ersten Tagen mit den Geschichten, die sie im Dorf gehört, regalirt."

„Auch mir hat meine Jungfer sie vorgetragen," sagte Franziska, „und mag Felix mich noch so sehr verspotten, ich kann mir nicht helfen, — die meisten Menschen sind etwas abergläubisch, ich bin es auch, und Niemand würde mich

dazu zwingen können, Abends allein um den See herumzugehen.

„Thorheit!“ rief der General. „Aber wo bleibt denn Felix?“ fuhr er fort. „Er ist schon um neun Uhr fortgeritten.“

„Er wird wohl in Holzendorf die Kirche besuchen,“ sagte Franziska mit etwas spöttisch aufgeworfenen Lippen.

„Kind,“ — erwiderte der Onkel, „daran glaubst Du ja selbst nicht! Mein Neffe wollte in Holzendorf verschiedene Handwerker bestellen. Felix befindet sich jetzt in seinem Element, er mag gerne arangiren und glänzend arrangiren, er findet hier nichts elegant genug, — das wird noch eine Unruhe werden, aber ich lasse ihn gewähren und habe ihm plein pouvoir ertheilt. Hat er Dir etwas gesagt, Franziska, wann er zurückkehren würde?“

„Ja, er rief mir zu, als er fortritt, wir sollten ihn vor dem Diner nicht erwarten.“

„Er hat bereits mit Offizieren der Garnison Bekanntschaft gemacht und wird wohl in deren Casino das Frühstück einnehmen. Aber wie wird er es bedauern, nicht zur Stelle gewesen zu sein, während wir einen so angenehmen Besuch erhalten.“

Wolter hatte auf den ersten Blick in dem General von Weißenburg den früheren Obristen Tramm erkannt. Er hatte sich bis auf das gebleichte Haar äußerlich nur wenig verändert und doch schien er ein Anderer geworden zu sein. Noch lag in seinem Gesicht das Strenge, Gebietende, den unbedingten Gehorsam Verlangende und in einzelnen Momenten war es noch dasselbe Bild, was seinem Gedächtniß für alle Zeiten unvergeßlich eingegraben war.

Daneben sah Wolter jetzt in des Generals Gesicht einen anderen Zug, einen milderen, menschlicheren, und dieser Zug hatte für ihn etwas eigenthümlich Anziehendes. Hatte er in früheren Jahren eine gewisse Scheu vor ihm gehabt, so war der frühere Obrist ihm jetzt sympathisch und der Wunsch, häufiger mit ihm zu verkehren, ward in ihm reger, vorausgesetzt, daß die unvermeidliche Anwesenheit des Neffen ihm nicht drückend und besorgnißerregend werden würde. So gern er nun auch sein erstes Begegnen mit Letzterem hinter sich gehabt hätte, so fühlte er sich doch etwas erleichtert, als

er hörte, daß Felix erst zum Diner zurückerwartet würde und er in diesem Augenblick vor dessen forschenden Augen gesichert war. Von Seiten des Generals schien er nichts zu befürchten zu haben, er hatte noch bis jetzt nicht bemerkt, daß er ihn besonders angesehen habe.

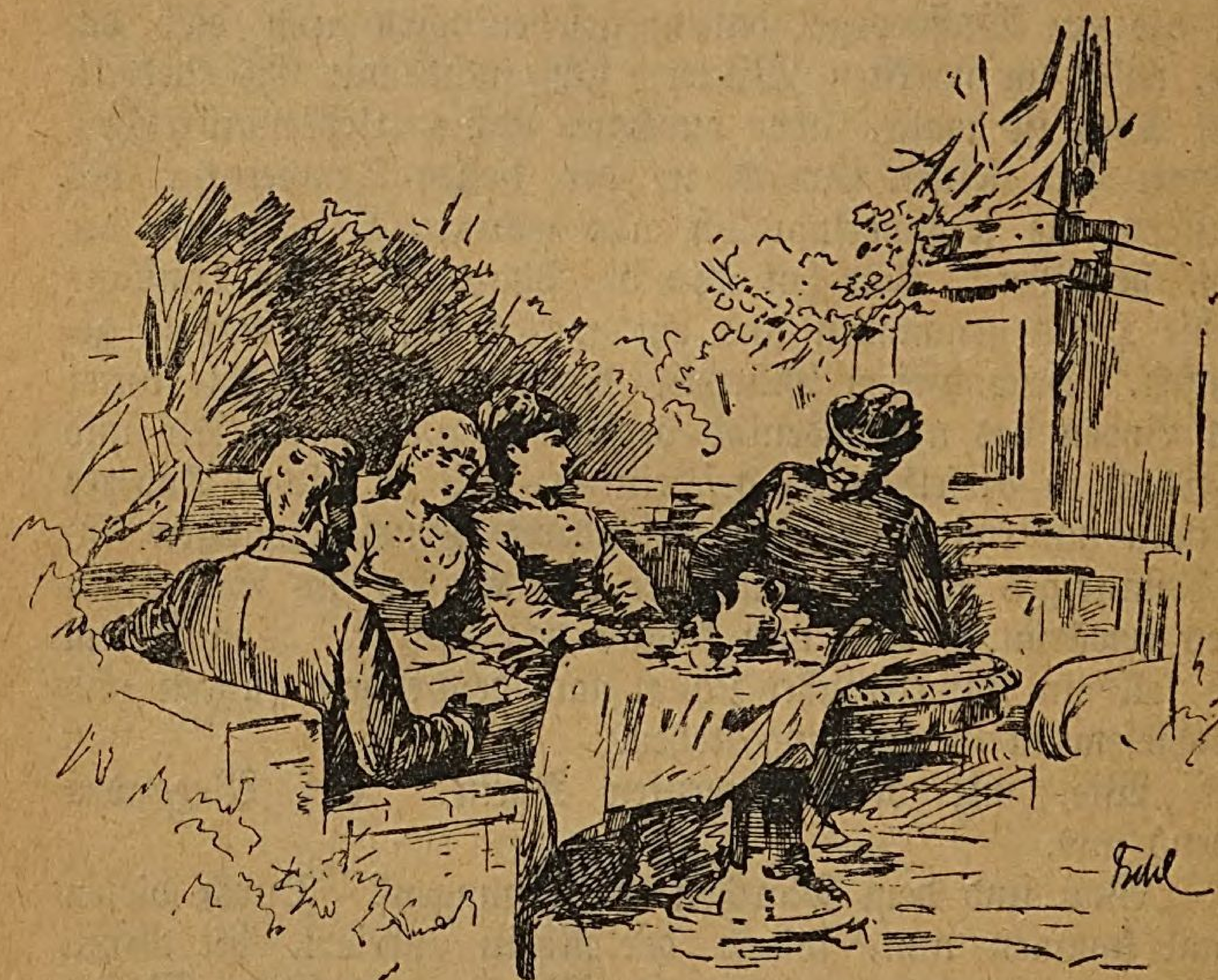
„Excellenz," nahm Alexandra das Wort, „verzeihen Sie, wenn ich Sie bitte, uns einige von den Fabeln zu erzählen, die sich um den Schwarzen See breiten."

„Sehr gern. Zunächst sieht das ungebildete Volk etwas Unnatürliches darin, daß kein Fisch in dem Wasser existirt, daß nie ein Wasservogel darauf gesehen wird und daß der See, selbst im stärksten Winter, sich nicht mit Eis bedeckt. Das Alles ist wahr, aber durchaus nichts Uebernatürliches, sondern hat seinen Grund in der hohen Temperatur des Wassers, die selbstverständlich aus warmen Quellen in der Tiefe herrührt. Nun hat aber die Phantasie diesen Umstand in die Hand genommen und ein ganzes Märchen daraus geschaffen. Nach diesem Märchen haust in einer Höhle unter dem Boden des als bodenlos verschrieenen Sees ein Nix und unterhält in derselben, wahrscheinlich, weil er nichts Anderes zu thun hat und dies sein besonderes Privatvergnügen ist, ein beständiges Feuer, wodurch er das Wasser des Schwarzen Sees erwärmt. Und nun kommt das Tollste. Von diesem See soll ein unterirdischer Kanal nach dem Rhein führen und mit diesem in Verbindung stehen."

„Wie, mit dem entfernten Rhein?" rief Alexandra lachend aus.

„Was sind dem Märchen Entfernungen? Durch diesen Kanal kommen nun, sobald der Rhein zufriert, die Nixen desselben geschwommen, tummeln sich in dem lauen Wasser so lange, bis der Rhein von Eis wieder frei ist und kehren dann wieder zurück. Die ganze Oberfläche des Sees will man bisweilen von diesen auf- und abtauchenden Nixen bedeckt gesehen haben. Der Pastor Brink in unserm Dorf übersetzt nun diese Nixen in wilde Gänse, die sich oft in Schaaren auf das bisweilen in weiter Runde einzige eisfreie Wasser stürzen, ohne eine Ahnung zu haben von dessen Nahrungslosigkeit. Thatsache soll nun sein, und das hat Pastor Brink bestätigt," fuhr der General fort, „daß Leute aus der Umgegend, die ihres Lebens überdrüssig sind,

sich mit Vorliebe in den Schwarzen See stürzen, und ebenfalls soll es Thatsache sein, was ich indeß noch bezweifle, daß die Leichen von denen, die hier einen freiwilligen Tod gesucht oder durch Unglück einen unfreiwilligen gefunden, niemals je wieder znm Vorschein gekommen sind. Und welche Erklärung giebt nun die Fabel für diesen Umstand? Der Nix dort unten hat eine Aversion gegen Leichen und sowie er in dem See eine bemerkt, schickt er dieselbe in den unterirdischen Kanal und spült sie hindurch bis in den Rhein hinein. Und steif und



„Eine wilde Phantasie!" bemerkte Franziska.

fest behaupten die Leute, daß Jeder, der hier seinen Tod fände, als Leiche an die Ufer des Rheins getrieben würde."

„Eine wilde Phantasie!" bemerkte Franziska.

„Es spricht immer für den Gegenstand," sagte Alexandra, „der es versteht, derartige Sagen hervorzurufen, mag auch noch soviel Nonsens darin enthalten sein. Und ich muß gestehen, ich habe nie etwas Schöneres, etwas Romantischeres gesehen, als diesen See. Ich kann auch begreifen, daß man

sich, wenn man überhaupt gesonnen ist, das Leben sich zu nehmen, gerade in dieses Wasser stürzen möchte, wo man sogleich in die Tiefe sinkt. Ist denn dieser poetische See noch nie gemalt, noch nie photographirt worden?"

„So viel ich weiß, bis jetzt nicht," antwortete der General.

„Das ist ja geradezu eine Unterlassungssünde," fuhr Alexandra fort, „und ich selbst hätte die größte Lust, was bisher versäumt ist, nachzuholen. Das Sujet reizt mich, Pinsel und Palette haben bei mir lange geruht, aber dieser pittoreske Anblick erzeugt in mir das Verlangen, sie wieder hervorzuholen."

„Sollten Sie, gnädige Frau," sagte der General, „dies Verlangen befriedigen wollen, so steht Ihnen dieser Pavillon zu jeder Zeit zur Disposition."

„Ich danke Ihnen, Excellenz, für dies Anerbieten und werde mir erlauben, davon Gebrauch zu machen. Vielleicht schon allernächstens werde ich beginnen und dann wohl kurze Zeit eine Stunde Ihnen täglich lästig fallen müssen."

„Lästig?" rief der General aus. „O, Sie können mir nichts Angenehmeres erweisen! Und wenn Sie mir gestatten möchten, gnädige Frau, vorausgesetzt, daß es Sie nicht stört, Ihrer Arbeit ein wenig zuzuschauen, so würden Sie mich sehr verbinden. Ich habe noch nie gesehen, wie ein Bild entsteht, es würde für mich sehr interessant sein, von den ersten Anfängen an sein Werden beobachten zu können."

„Es stört mich durchaus nicht, wenn mir Jemand zusieht."

„Aber Eins müssen Sie mir versprechen, Frau Geheimrath, dann und wann Ihr liebliches Töchterchen mitzubringen, in das ich alter Knabe mich förmlich verliebt habe. Natürlich väterlich!" fügte er lächelnd hinzu.

„Ich bringe sie gerne mit, verlasse ich doch kaum je ohne Frieda das Haus. Sie hätte uns auch heute begleitet, wenn sie sich nicht ein wenig den Fuß verstaucht hätte, es ist jedoch garnicht gefährlich."

Nach einer kleinen Pause sagte der General:

„Wie ich von Ihrer Frau Gemahlin bei unserem Besuch in der Stadt vernommen, so waren Sie, Herr Geheimrath, längere Zeit in Afrika. Wo waren Sie dort?"

„In der Kapkolonie.“

„Sie waren wohl noch sehr jung, als Sie Deutschland verließen?“

„Ich war erst siebenzehn Jahre alt.“

„So, so! — Sie sind — wo nur noch geboren?“

„In Hamburg.“

„Wie kamen Sie denn nach Afrika?“

„Ein Onkel, der sich nach Hilfe sehnte, rief mich zu sich.“

„Ach so. — Ich interessire mich sehr für das Ausland; Sie, Herr Geheimrath, waren dort, Sie sind außerdem Hamburger von Geburt, in Hamburg ist man mit überseeischen Verhältnissen weit vertrauter, als in Berlin, wo ich Vieles, was ich gerne wissen möchte, nicht erfahren konnte, — dürfte ich nun bei Gelegenheit S i e in dieser Richtung mit einigen Fragen belästigen?“

„Ich stehe mit Allem, was ich an Kenntnissen und Erfahrungen gesammelt, jederzeit zu Ihren Diensten bereit.“

„So danke ich Ihnen schon im Voraus.“

Alexandra erhob sich. Für einen ersten formellen Gegenbesuch waren sie jetzt lange genug geblieben.

„Sie wohnen ja jetzt auf der Schlangenburg, Frau Geheimrath,“ sagte Franziska, da hat wohl Ihr kaum ins Leben getretener Gesangverein sogleich eine Unterbrechung erleiden müssen, oder wird derselbe in Ihrer Stadt fortgesetzt?“

„Fortgesetzt wird er, aber nicht in der Stadt, sondern bei uns auf der Schlangenburg. An jedem Mittwoch werden die Mitglieder zu uns herausfahren und mit dem Zwölf-Uhrzuge wieder zurückkehren.“

„Wie amüsant das sein muß! Ueben Sie an einem größeren Werk?“

„Noch nicht. Wir haben mit kleineren Sachen begonnen, damit die Stimmen sich erst aneinander gewöhnen und der Direktor sieht, was er für Kräfte hat. Aber ich kann Sie versichern, gnädige Frau, daß schon prächtig gesungen wird. Wir haben für die Leitung in der Person des Herrn Direktor Rohdenberg, eines ganz jungen Mannes von zweiundzwanzig Jahren, eine Acquisition gemacht, worauf ich nicht wenig stolz bin, da ich ihn entdeckt habe. Er dirigirt ausgezeichnet und weiß es spielend zu erreichen, daß mit Vortrag gesungen wird.“

„Wie beneide ich die Mitglieder, einem solchen Verein anzugehören.“

„Wenn Sie Lust hätten, gnädige Frau, einzutreten, so wird uns das eine Ehre sein. Sie und Herr von Stolzenberg ließen Beide neulich durchblicken, daß Sie geschulte Stimmen besäßen und prima vista zu singen im Stande wären. Auf diese Fähigkeiten legen wir einiges Gewicht und sollte es mich sehr freuen, für den Verein zwei Mitglieder gewonnen zu haben, die ihm noch gerade fehlten, wir hatten bis dahin eine Alt- und eine Baßstimme zu wenig.“

„Ich möchte nicht aufdringlich erscheinen.“

„Durchaus nicht! Es fragt sich aber noch, ob Ihr Herr Vetter ebenfalls geneigt wäre.“

„Felix hat mir selbst gesagt, wie gern er dem Gesangverein angehören möchte.“

„O, dann ist ja Alles in Ordnung! Ja, denken Sie sich, Frau von Barsen, wir haben die kühne Absicht, uns am nächsten Mittwoch schon vor einem kleinen Publikum, das wir eigens dazu einladen werden, hören zu lassen. Doch darüber erlaube ich mir, Ihnen noch Näheres zu berichten.“

Noch einige kurze Worte wurden über den Bau der Fabriken gesprochen, worauf der Geheimrath und Alexandra, von dem General und Franziska bis an den Wagen geleitet, Fichtenberg verließen.

Unterwegs fragte Wolter:

„Bist Du in Deinen psychologischen Studien in Bezug auf Frau von Barsen etwas weiter gerückt?“

„Nur wenig,“ antwortete Alexandra.

„Sie betheiligte sich an dem allgemeinen Gespräch nur gering. Hältst Du sie für bedeutend?“

„Sie ist sicher nicht ohne Geist, aber ich glaube, auf einem anderen Felde der Unterhaltung würde sie lebhafter gewesen sein.“

„Du meinst —“

„Sie machte heute den Eindruck, als wenn sie mit ihrer Jugendlichkeit ein wenig kokettirte, vielleicht ist sie überhaupt kokett. Zu einer vollendet feinen Dame fehlt ihr — ich finde dafür keine Bezeichnung, es liegt mehr in meinem Gefühl — sie hat ein wenig von einer Schauspielerin; wenn man

nicht wüßte, daß sie die Nichte des Generals wäre, könnte man annehmen, daß sie schon einmal der Bühne angehört."

„Ich habe mich darüber gewundert, daß Du, die Du so manche Dame, so manchen Herrn für Deinen Verein refüsirtest, Frau von Barsen und deren Cousin sogleich zum Beitritt aufforderteſt."

„Konnte ich in diesem Fall denn anders, lieber Mann? Der Wink war deutlich genug, ja nach meinem Geschmack zu deutlich. Ich hätte mich sonst auch bedacht, aber es sind ganz neue Bekannte, dazu unsere nächsten Gutsnachbarn, mit denen wir häufiger verkehren werden, ich mochte nicht gleich die Unhöflichkeit begehen, diesen Wink zu ignoriren. Die musikalischen Qualitäten werden Beide wohl haben. Wäre Frau von Barsen von Frieda's Alter, würde ich vielleicht Bedenken getragen haben; es ist ja auch möglich, daß das eigenartige Mißtrauen gegen diese Frau, von dem ich mich nicht ganz frei zu machen weiß, gänzlich unberechtigt ist."

War der Geheimrath am Mittage einem ersten Begegnen mit Herrn von Stolzenberg entgangen, so sollte dasselbe doch noch im Laufe des Tages stattfinden. Die Familie Wolter nahm nach dem Diner den Kaffee im Garten ein. Es war etwa sechs Uhr, als der Diener in die Laube trat und auf einem silbernen Teller eine Karte präsentirte, auf welcher der Name: Felix von Stolzenberg stand.

Zehntes Kapitel.

Alexandra hatte dem Diener die Karte abgenommen und las laut den Namen, der in feinen Buchstaben darauf gedruckt war. Wolter hatte für heute ein solches Zusammentreffen nicht mehr erwartet, daher war die Ueberraschung eine um so größere und für einen Moment fühlte er, wie sein Herz stille stand, um gleich darauf durch stürmisches Klopfen sich um so bemerkbarer zu machen.

„Was meinst Du," fragte die Geheimräthin ihren Gatten, „soll Johann Herrn von Stolzenberg in das gelbe Zimmer führen oder sollen wir ihn bitten, hierher zu kommen?"

„Ich denke, wir empfangen ihn hier," erwiderte der Gefragte.

„So ersuchen Sie den gnädigen Herrn, Ihnen hierher zu folgen."

Johann verbeugte sich und kehrte ins Schloß zurück.

Frieda erhob sich und es hatte den Anschein, als ob sie sich entfernen wollte.

„Wohin, ma chére?" fragte die Mutter.

„Muß ich dabei sein, Mama?"

„Warum wolltest Du es nicht, mein Kind?"

Das junge Mädchen setzte sich ohne weitere Bemerkung wieder nieder.

Der Schlangenberg, auf dem die Schlangenburg lag, war von einer waldbewachsenen, mit Felsen durchsetzten Hügelkette, die sich längs dem nicht sehr breiten, aber verhältnißmäßig tiefen Flusse, der Binge, hinzog, der höchste Hügel, dessen baumfreie Spitze meilenweit sichtbar war. Die Burg mit ihrem hohen Thurme und ihren vielen

kleinen Thürmchen lag in der Mitte eines breiten Plateaus, hart an den aus letzterem aufsteigenden nackten Felsenkegel hinan, ja theilweise in ihn hineingebaut.

Die Schlangenburg, deren Wirthschaftsräume alle auf dem innern Hofraum mündeten, war ringsherum von einem im Rococostyl erhaltenen großen Garten umgeben, der in einen prächtigen, bis an den Fuß des Berges hinabsteigenden Park überging. Der beschnittene Taxus spielte hier selbstverständlich die größte Rolle, außerdem waren Park und Garten parnaßartig von einer Menge steinerner Figuren belebt und alle Götter und Halbgötter des Olymps waren hier, einzelne stehend oder in Gruppen vereinigt, vertreten. Mochten nun auch diese Anlagen durch die Menge all der Grotten, Lauben, Bassins, Pavillons, der dunkeln, heimlichen Laubgänge ꝛc. überladen erscheinen, das Ganze machte dennoch einen höchst romantischen Eindruck und unwillkürlich fühlte man sich in das Mittelalter versetzt.

In einer Taxuslaube, welche die Form einer Muschel hatte, von der man durch einen künstlich hergestellten Ausschnitt im Walde eine hübsche Aussicht auf die Stadt Holzendorf und einen Theil des Schlangenthals mit dem Flusse hatte, saßen auf mit Plüschdecken von rothem Sammet belegten Sandsteinbänken um einen steinernen Tisch herum Wolter, dessen Gemahlin und Tochter, sowie eine ältere Frau, Frau Behrens, Friedas Pflegemutter. Sie war in Afrika schon deren Wärterin gewesen, sowie sie auch die Wärterin von Frieda's Mutter gewesen war. Vor mehr als vierzig Jahren war Frieda's Großvater von Afrika nach Hamburg herübergekommen, um sich eine Frau zu suchen. Er hatte bald ein junges Mädchen gefunden, mit der er sich verlobte und die junge Braut überredete die jetzige Frau Behrens, die damals als einfache Magd bei ihr diente, mit ihr in den fremden Welttheil zu ziehen, wozu diese sich, die Lust und Muth dazu hatte, auch entschloß. Einige Jahre später verheirathete sie sich mit einem im Geschäft angestellten Deutschen, Namens Behrens, den sie bald wieder durch den Tod verlor, worauf sie zu ihrer Herrschaft zurückkehrte.

Frau Behrens hatte ein hübsches Gesicht mit einem anziehend wohlwollenden Ausdruck, mit lustigen, vergnügten Augen und einem humorvollem Zug um den Mund. Ihre

Korpulenz, ihre Bewegungen, ihre Sprache hatten etwas Gemüthliches, trotzdem machte sie in ihrem schwarzseidenen Kleide, das sie beständig trug, und in ihrer weißen Spitzenhaube einen beinahe vornehmen Eindruck. Sie war eine sehr kluge Frau, hatte ein gutes Gedächtniß, Sinn für Bildung, stets die Augen und Ohren offen für Alles, was sie sah und hörte, und hatte sich im Lauf der Zeit manche Kenntnisse angeeignet. Sie war beständig in der Familie, aß und trank mit ihr gemeinschaftlich, so wie keine fremde Person zugegen, und wußte sich, was die äußere Form betraf, sehr geschickt zu benehmen; sobald aber Besuch kam, stand sie sofort auf und entfernte sich. So innig und herzlich das Verhältniß zwischen Alexandra und ihrer Tochter auch war, in einzelnen Dingen hatte Frieda doch noch ein größeres Vertrauen zu ihrer „Mutter Behrens", wie sie sie nannte, als zu ihrer Mama

Frau Behrens erhob sich auch jetzt sogleich, als der Diener die Karte gebracht hatte und entfernte sich. Wenige Sekunden später sah man Letzteren sich nahen mit einem Herrn in einem kurzen, eleganten Jagdrock, auf dem Haupte einen kleinen Hut mit kurzer Feder, und hörte man ihn die Worte sagen: „Die gnädigen Herrschaften sind dort in jener Laube", worauf Johann wieder ins Schloß zurückschritt.

Herr von Stolzenberg lüftete den Hut und mit den Worten: „Meine Damen!" verbeugte er sich tief vor Alexandra und Frieda, und nun sich ebenfalls vor Wolter verbeugend, sagte er:

„Ich habe sicher das Vergnügen, Herrn Geheimrath—"

„Der Angeredete erwiderte, gleichfalls sich verbeugend:

„Mein Name ist Wolter."

„So habe ich doch endlich einmal das Glück, Ihre werthe Bekanntschaft zu machen!" fuhr Felix fort. „Sie glauben nicht, wie schmerzlich ich es bedauert habe, Sie abermals verfehlt zu haben. Daß ich auch gerade heute Mittag, als Sie uns die Ehre schenkten, von Fichtenberg abwesend sein mußte! Ich konnte indessen dem Drange nicht widerstehen, Sie, Herr Geheimrath, kennen zu lernen, und theils aus diesem Grunde erlaube ich mir, Ihnen gleich heute sans gêne einen nachbarlichen Besuch zu machen, theils aber auch wollte ich Ihnen, gnädige Frau, meinen Dank dafür aussprechen, daß Sie die Güte gehabt, meine Cousine und

mich aufzufordern, Ihrem Gesangverein beizutreten, wodurch Sie uns Beiden eine große Freude bereitet haben."

Wolter wies auf die Bank und sagte in einem Tone, in welchem man gewöhnlich Citate anwendet:

„Auf diese Bank von Stein bitte ich, Herr von Stolzenberg, sich zu setzen — leider kann ich Ihnen hier keinen Lehnsessel anbieten."

„Sobald Sie mir nur nicht damit haben andeuten wollen, daß sie dem Wanderer zur kurzen Ruh bereitet sei ziehe ich einen solchen archäologischen Sitz, auf dem nicht allein Gott weiß welche historischen Fürsten und Perrücken, sondern auch mein Urahne gesessen haben mögen, allem Anderen vor."

„Ihr Urahne?" fragte Alexandra.

„Ja, Frau Geheimrath," erwiderte Felix, sich auf dem äußersten Ende der halbmondförmigen Bank niederlassend, „es ist leider kein Geheimniß, sonst würde meine Eitelkeit es gewiß gern verschweigen, mein Adel stammt erst aus dem vorigen Jahrhundert, ich bin der fünfte derer von Stolzenberg Dieser Urahne, von dem ich, zu meiner Schande sei es gestanden, nicht einmal weiß, wegen welcher Verdienste er geadelt ist, war dereinst Besitzer dieser Schlangenburg."

„So ist es auch das Bild dieses Ihres Urahnen, das im Rittersaal hängt," sagte Alexandra.

„Wie?" rief Felix erstaunt aus, „ein Bild von ihm existirt hier? Ah, da bitte ich um die Erlaubniß, mir dasselbe einmal ansehen zu dürfen, das interessirt mich doch zu sehr."

„Ich werde mir gestatten," sagte Wolter, „Sie nachher in den Rittersaal zu führen."

„Sie sind sehr gütig, Herr Geheimrath."

„Waren Sie früher noch nie auf dem ehemaligen Besitz Ihrer Vorfahren?" frug Alexandra.

„Ich war überhaupt noch nie in dieser Gegend. Wohl hörte ich von meinem Onkel, einem Bruder meines früh verstorbenen Vaters, bei dem ich erzogen, daß sein Urgroßvater, der Begründer unseres Namens, ein sehr reicher Mann gewesen, daß ihm unter anderen Gütern auch das Gut Holzendorf und die Schlangenburg gehörten, aber wo Beides gelegen, habe ich nie genau erfahren. Sie können sich meine Ueberraschung denken, als ich, kaum auf Fichtenberg ange-

langt, sogleich diese Namen hörte und von meinem Fenster aus die Thürme der stolzen Schlangenburg erblickte. Wohin sich der Reichthum des ersten Stolzenberg verflüchtigt, warum der Grundbesitz nicht seinen Nachkommen verblieben, das habe ich nicht erfahren und wußte auch mein Onkel nicht, auf den, gleichwie auf meinen Vater, von dem ursprünglichen Vermögen nichts mehr gekommen ist, denn mein Papa war nichts weniger als reich, und was der Onkel mir, seinem Erben, hinterließ, war nur geringfügig und nicht der Rede werth. So wandern alle irdischen Güter von einer Hand in die andere, kein scheinbar noch so fest begründeter Familienbesitz ist von dieser gezwungenen Wanderung ausgeschlossen und nur selten kehrt er auf den zurück, der ihn ehemals besessen, oder auf dessen Urenkel gleichen Namens."

Herr von Stolzenberg, der den letzten Theil seiner Rede mit seinem so tiefen und wohltönenden Organ in einem elegischen Tone gesprochen hatte, warf am Schluß einen kurzen, raschen Blick auf Frieda, die kaum noch die Augen erhoben hatte und beständig auf eine feine Stickerei niedersah, an der sie unausgesetzt arbeitete.

„Und nun," fuhr Felix mit erhöhter Stimme fort, „höre ich plötzlich, daß hier auf der Schlangenburg das Portrait meines seligen Ahnherrn existirt, von dem ich selbst weder ein Bild noch irgend etwas Anderes besitze, keine Handschrift, keinen Brief — wir wissen so gut wie nichts von ihm, denn eine Familienchronik war nicht vorhanden und von all der Herrlichkeit kam auf seine Enkel nichts Weiteres, als ein paar magere, kümmerliche, unbewiesene Traditionen und ein altes, nutzloses Buch, das auch dem letzten Besitzer längst wieder verloren gegangen ist. Sic transit gloria mundi! Sie werden meine Neugierde und den Wunsch begreifen, dieses Bild, das das Original jedenfalls selbst hat anfertigen lassen und das ganz gewiß auch Aehnlichkeit besitzt, mir einmal betrachten zu dürfen, um mich, den letzten Sproß, in seinen Zügen vielleicht wiederzufinden. Gottlob kann ich vor dasselbe hintreten nicht mehr als ein armseliger Paria unter den Eupatriden des Landes, sondern als der nächstberechtigte Erbe eines Millionärs, dem es hoffentlich gelingen wird, den von dem Rost der Ungunst und

der Zeiten Mißgeschick angelaufenen Namen hellglänzend wieder herzustellen!“

Alexandra und Frieda saßen dicht nebeneinander in der Mitte der halbmondförmigen Bank, Wolter hatte sich auf das andere Ende derselben niedergelassen, so daß er sich Herrn von Stolzenberg direct vis-à-vis befand. Wohl wandte Letzterer, während er sprach, sich meistens an die Damen, aber bisweilen sah er auch dabei den Geheimrath an und dann schien es diesem jedesmal, als wenn in dem Blick etwas Forschendes, Suchendes läge.

Für Wolter galt es jetzt, die erste Probe gut zu bestehen; war er auch nicht frei von innerer Unruhe, so wurde es ihm doch nicht schwer, äußerlich ruhig zu erscheinen und Felix' Blicke zu ertragen, ohne auch nur mit den Wimpern zu zucken.

Er erhob sich jetzt und sagte:

„Ich kann Ihre Neugierde vollkommen begreifen, Herr von Stolzenberg, und ich glaube mich nicht zu täuschen, wenn ich annehme, daß Sie den Wunsch, Ihren Ahnherrn kennen zu lernen, so bald wie möglich erfüllt sehen möchten. Sehen Sie dort jene kirchenartigen Fenster, sie gehören zum Rittersaal. Derselbe beschließt eine lange Reihe großer Gesellschaftsräume, die nur bei außergewöhnlichen Festen benutzt werden. Unsere Wohnzimmer und die Räume für kleinere Gesellschaften liegen dort im ersten Stock jenes villenartigen Anbaues, von dessen Balkon wir das ganze Schlangenthal übersehen können. Wenn es Ihnen also gefällig ist, bitte ich mir zu folgen.“

„Ich bin sogleich bereit,“ erwiderte Felix, sich erhebend.

„Ich denke mir,“ sagte Alexandra, „es wird Sie interessiren,noch ein wenig mehr von der Schlangenburg zu sehen, hierzu bedarf es aber eines Führers, der auch zugleich die nöthigen Erklärungen abgiebt. Der alte Gedelmann, seit Generationen der Kastellan des Schlosses und mit diesem gleichsam verwachsen, betrachtet es als sein absolutes Vorrecht, jedem Fremden die Burg zu zeigen, was ihm auch nicht bestritten wird; es kommen im Sommer sehr Viele hierher, Leute aus der Stadt, Touristen und so weiter, aber er verlangt es auch unseren Gästen gegenüber und ist jedes Mal

empört, wenn wir bei denen die Führerschaft selbst übernehmen, weil wir die seine ihnen nicht zumuthen mögen. Nicht allein, daß er uns unsere Gäste stundenlang entzieht, sondern es ist auch nicht Jeder aufgelegt, seine unsinnigen Geschichten so lange mit anzuhören. Der alte Mann hat noch seine Eitelkeit und mag mit seinen Erzählungen gern Verwunderung erregen. Ich bin so frei, Sie auf Ihrer Wanderung durch das Schloß zu begleiten."

„Dafür würde ich Ihnen sehr dankbar sein, Frau Geheimrath," sagte Felix, und nun sich an Frieda wendend, fuhr er fort: „Werden auch Sie sich uns anschließen, gnädiges Fräulein?"

Das junge Mädchen hob für einen Moment die Augen und sagte in ungezwungenem Tone:

„Ich bedauere sehr, aber die Eltern werden es nicht gestatten. Ich hatte heute Morgen das kleine Malheur, mir den Fuß zu verstauchen, und da ich hinterher einen geringen Schmerz verspürte, bin ich für den ganzen Tag zu absoluter Ruhe verurtheilt. Nur mit Mühe erlangte ich die Erlaubniß, in den Garten zu gehen."

„Man muß eine Verrenkung vorsichtig behandeln," versetzte Alexandra.

„Ich spreche Ihnen mein herzliches Mitgefühl aus," sagte Felix, „zumal wegen der aufgedrungenen Ruhe."

Er hatte seine Augen unverwandt auf Frieda geheftet, von der er zum ersten Male mehr als zwei Worte hörte, wobei ihm nur der Umstand peinlich war, daß sie so unausgesetzt die Augen niedergeschlagen hielt. Mit einem: „Ich wünsche recht rasche Besserung!" und nach einer leichten Verbeugung wandte er sich zum Gehen.

„Wir kehren bald zurück!" rief die Geheimräthin der Tochter zu, worauf die Drei durch die Anlagen langsam dem großen Hauptportale des Schlosses zuschritten.

Während des Gehens sagte Felix:

„Also am Mittwoch ist die nächste Probe?"

„Eine eigentliche Probe ist es diesmal nicht," erwiderte Alexandra, „sondern vielmehr ein erster Probe-Vortrag. Es hebt den Eifer, wenn die Sänger sich dann und wann schon einmal vor Anderen hören lassen können. Wir haben nur Angehörige der Mitglieder dazu geladen, nehmen um sechs

Uhr ein kleines Diner ein, wonach das improvisirte Concert beginnt. Die von uns eingeübten Lieder alterniren mit einem vierhändigen Musikstück und einem Violin-Solo von unserm Direktor, Herrn Siegfried Rhodenberg. Sie werden einen jugendlichen Künstler hören, Herr von Stolzenberg, der eine große Zukunft hat. Wir werden uns die Ehre geben, auch Ihren Herrn Onkel, Seine Excellenz, einzuladen, vorausgesetzt, daß er sich für Musik und Gesang interessirt."

„Mein Onkel hört leidenschaftlich gern Musik und Gesang, obgleich er selbst gar nicht musikalisch ist. Aber, da meine Cousine und ich bis jetzt noch nicht an den Proben Theil genommen, wird der Herr Direktor es auch gestatten, daß wir schon mitsingen?"

„Warum sollte er nicht, da Sie Beide vom Blatt singen? Es sind nur einfache Sachen, zwei Lieder von Mendelssohn, eins von Beethoven und ein Chor von Schumann."

Nach einer kurzen Pause sagte Felix:

„Ich darf Ihnen wohl verrathen, daß mein Onkel von der Familie Wolter ganz entzückt ist. Er hat Ihr Fräulein Tochter nach nur einmaligem Sehen bereits förmlich in sein Herz geschlossen und er ist sehr erfreut über Ihren Entschluß, Frau Geheimrath, den schwarzen See zu malen und über die Aussicht, bei der Gelegenheit ab und zu das gnädige Fräulein sehen zu können. Sie würden dem alten Manne eine große Freude bereiten, wenn Sie recht bald beginnen möchten."

„Das ist auch meine Absicht, ich bin selbst so sehr für das Sujet begeistert, daß ich kaum den Zeitpunkt erwarten kann, wo ich die Farben mische."

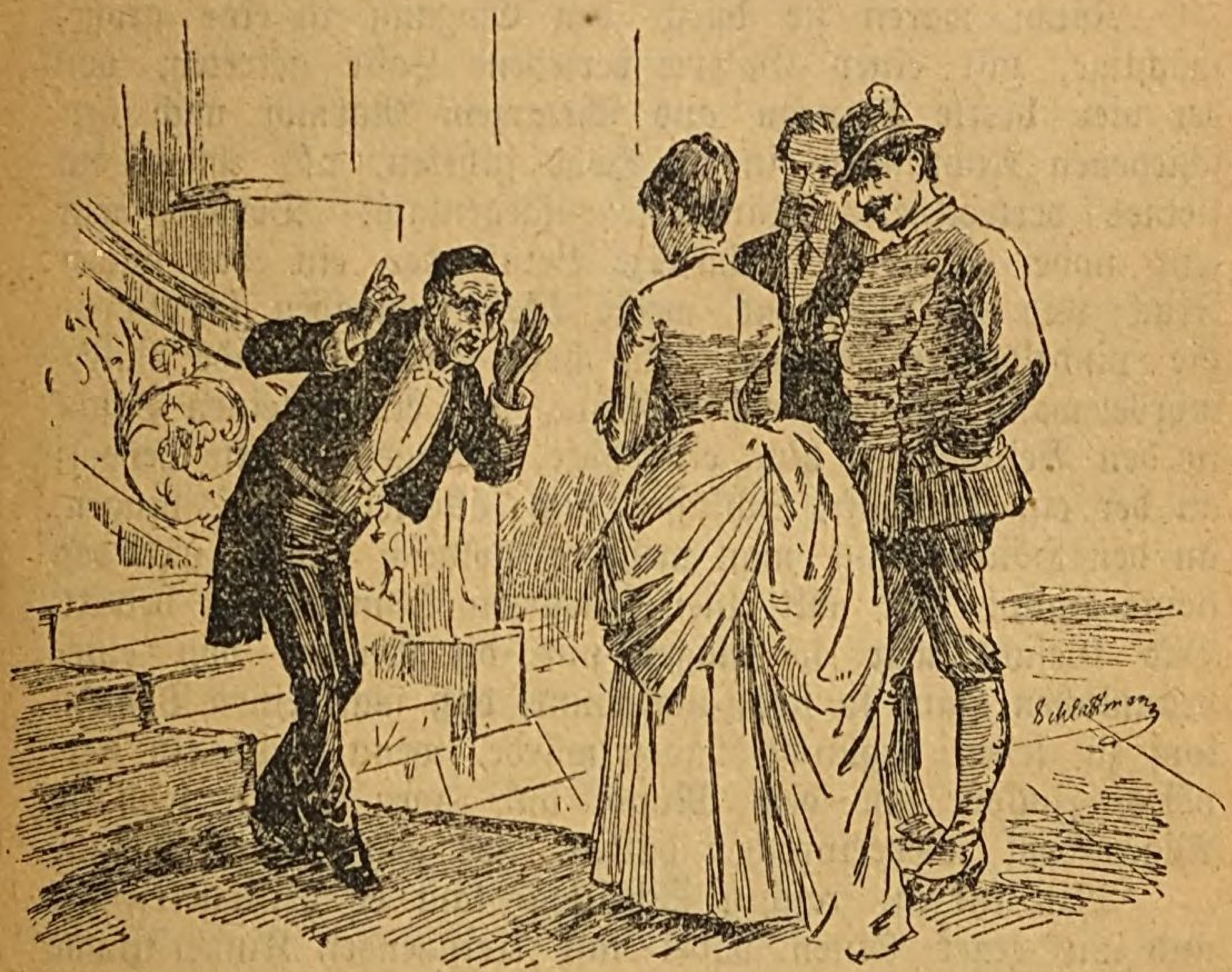
„Der See macht einen eigenthümlichen Eindruck," bemerkte der Geheimrath.

„Ein Unglücklicher, dem alle Hoffnungen verloren sind, namentlich ein unglücklich Liebender darf ihm nicht zu nahe kommen, er könnte eine zu große Anziehungskraft ausüben. Ich denke mir aber doch, für einen solchen muß es eine Beruhigung sein, daß der See nie wieder herausgiebt, was sich in seine Arme wirft."

„Sie scheinen, Herr von Stolzenberg," rief Alexandra lachend aus, „sich mit solchen Gedanken schon getragen zu haben!"

„Wer hätte es wohl nicht, wenn auch nicht ernstlich, so doch in der Phantasie? Gestehen Sie, gnädige Frau, haben Sie sich nicht selbst schon einmal in solche Lage hineingedacht, wo Ihnen als ultimum refugium nichts Anderes übrig bliebe, als —"

„Der Selbstmord? Nein, wahrhaftig nicht! Auf solche grauenhafte Gebiete verirrt sich meine Phantasie nicht!"



„Gehen Sie heut nicht in die gräflichen Zimmer!"

„In pessimistischen Stimmungen kann es mir begegnen, daß ich gern mit gedanklichen Ungeheuerlichkeiten spiele. Jetzt lacht mich das Leben heiter an, aber es war nicht immer so, sondern recht sehr anders; dann habe ich wohl schon mit Schopenhauer ausgerufen: Das Leben ist doch nichts weiter, als ein Geschäft, dessen Ertrag nicht die Kosten deckt, man thäte am besten, das Geschäft aufzugeben und sich fallit zu erklären."

„Ich kann mir wirklich nicht denken,“ sagte Alexandra, „daß Sie je solche Concursgedanken gehabt haben sollten.“

„Ich hoffe, ich bin für alle Zeiten davon geheilt.“

Sie waren jetzt durch die Windungen der Taxusanlagen hindurch bis an das Portal des Schlosses gelangt, doch ehe sie Letzteres betraten, wandte Felix sich um und sah nach der Laube zurück.

„Seltsam!“ sprach er vor sich hin. „Dieses chronische Niederschlagen der Augen, und sie sind so schön, diese Augen! Das muß noch anders werden!“

Kaum waren sie durch den Eingang in eine große, mächtige, mit einer Galerie versehene Halle getreten, von der vier breite Treppen aus schwarzem Marmor nach verschiedenen Richtungen in die Höhe führten, als ihnen ein kleines vertrocknetes Männchen entgegenkam. Derselbe war sehr nobel gekleidet. Schwarze Beinkleider, ein eben solcher Frack und eine blendend weiße Weste umgaben schlotternd die spindeldürren Glieder. Um hohe, emporstrebende Vatermörder wand sich ein weißer Shlips, aus einer kleinen Tasche in den Beinkleidern hing eine dicke, goldene Uhrkette hervor, an der ein Petschaft, Schlüssel und allerlei Berloks hingen, an den Händen sah man mehrere goldene Ringe und das kleine Haupt war mit einer schwarzen Sammtkappe bedeckt. Das Gesicht war so mager und die Knochen von einer bräunlichen Haut so straff umspannt, daß man einen Todtenkopf zu sehen geglaubt haben würde, wenn nicht ein nervöses Zucken um den Mund und zwei kleine lebhafte Augen dem wiedersprochen hätten. Es war der Kastellan.

Mit kurzen, raschen Schritten kam er herangetrippelt und mit einer feinen, dabei fast kreischenden Kinderstimme sagte er, sich an den Geheimrath wendend:

„Wünscht dieser fremde Herr vielleicht die Schlangenburg zu besichtigen, Euer Gnaden?“

„Heute wollen wir diesem Herrn“, erwiderte Wolter, „nur die Fürstenzimmer und den Rittersaal zeigen, ein ander Mal wird er Sie, lieber Gedelmann, um die Gefälligkeit bitten, ihn durch die ganze Burg zu führen.“

„Ich stehe jeder Zeit zu Diensten.“

Gedelmann faßte plötzlich mit seiner Hand an seine

lange, spitze Nase und sagte in einem eigenthümlich gedehnten Tone: „Euer Gnaden —"

„Was wünschen Sie noch, Gedelmann?"

„Mit ist heute etwas Eigenthümliches passirt."

„Haben Sie wieder einen Geist gesehen, Gedelmann?" fragte Alexandra.

„Nehmen Sie es nicht zu leicht, Euer Gnaden," erwiderte der Kastellan. „Ich weiß, Sie glauben nicht daran und werden auch wohl nicht eher daran glauben, als bis Sie es selbst gesehen. Aber was gestern und heute geschehen, geschah noch nie, so lange ich im Schlosse bin."

„Nun, was war es denn?" fragte die Geheimräthin weiter, und leise flüsterte sie Felix zu: „Ich bin überzeugt, Sie werden sogleich eine Probe von seiner Gespensterseherei erleben."

„Gehen Sie heute nicht in die gräflichen Zimmer," sagte Gedelmann wie mahnend.

„Das war auch nicht unsere Absicht, aber sagen Sie uns, warum Sie es nicht wünschen."

„Es ist dort nicht geheuer! Der Herr Geheimrath befahl mir doch vor einigen Tagen, die Balkonzimmer im ersten Stock des Drachenbaues für zwei Damen in Stand setzen zu lassen, die demnächst eintreffen werden."

„Zwei Damen?" fragte Alexandra. „Haben wir Besuch zu erwarten?"

„Es sind das Fräulein Brand und die Frau Schmidt," erwiderte Wolter.

„Es ist wahr, ich dachte nicht daran."

„Nun ist es ja mein Amt," fuhr Gedelmann fort, „von Zeit zu Zeit alle Zimmer zu betreten, nachzusehen, ob sich nicht Staub angesammelt, sie lüften und reinigen zu lassen und was sonst nothwendig ist. Als ich nun heute die Balkonzimmer verließ, da fiel mir ein, die an der anderen Seite des Korridors gelegenen gräflichen Zimmer einmal einer Inspektion zu unterwerfen. Abends und während der Nacht würde ich nicht hineingegangen sein und wenn man mir eine Million geboten, aber bei hellem, lichten Tage glaubte ich doch nichts befürchten zu müssen, so unheimlich mir die Gemächer auch dann sind. In dem letzten der Zimmer steht, wie Sie wissen, in einer dunklen Nische das große Himmel-

bett der Gräfin Fichtenberg, in welchem sie gestorben ist. Als ich nun das Schlafzimmer betrete, sehe ich sogleich, daß die grünen Gardinen von schwerem Atlas sich bewegen. Ich erschrak, kein Fenster war offen, also von einem Luftzug konnte die Bewegung nicht herrühren. Da plötzlich theilten sich die Gardinen und ebenso deutlich, wie ich Euer Gnaden sehe, erblicke ich einen Kopf mit einer Nachthaube und einem durchsichtigen Schleier vor dem Gesicht. Ich war starr vor Schrecken und konnte im ersten Augenblick kein Glied bewegen. Da stieß die Gräfin drei Mal nacheinander einen schweren Seufzer aus. Und als ich nun wieder zu mir selber kam und von Angst gepackt davonlief, da rief mir das Gespenst noch etwas nach, was ich leider nicht verstanden habe. Das ist aber sicher und ist immer so gewesen, wenn sich ein abgeschiedener Geist am hellen Tage sehen läßt, giebt es allemal ein Unglück! In diese Zimmer setze ich aber niemals wieder einen Fuß, ohne daß mich Jemand begleitet."

„Da haben wir's!" sagte Alexandra und blickte lächelnd auf Felix.

„Erinnern Sie sich, Gedelmann," wandte sie sich an den Kastellan, „daß Sie vorher in der Gesindestube die Aeußerung gethan, die gräflichen Zimmer besichtigen zu wollen?"

„Das mag wohl sein."

„Dann fürchte ich, hat sich irgend Jemand einen schlechten Scherz mit Ihnen erlaubt."

„Halten zu Gnaden, aber die Frau Geheimräthin glauben nun einmal nicht daran, und suchen Alles aus natürlichen Ursachen zu erklären. Könnte das denn auch ein schlechter Scherz gewesen sein, was ich gestern gegen Abend gesehen?"

„Was war denn das? Hat der wilde Herzog sich vielleicht auch blicken lassen?"

„Gott sei gedankt, nein! Aber gestern Abend, die Sonne war soeben untergangen, da trete ich in den Rittersaal, um nachzusehen, ob auch aller Schutt, den die Bau-Handwerker zurückgelassen, hinweggeräumt ist. Durch die bemalten Glasscheiben der großen Bogenfenster fiel ein sonderbares, zweifelhaftes Licht, sodaß es in diesem bunten Geflimmer aussah, als wenn die Ahnenbilder an den Wänden sich bewegten und mit den Augen zwinkerten. Ich bin es so gewohnt, wenn ich den Saal beschreite und den wilden Herzog

mit dem spitzen Knebelbart und den schrecklichen Augen erblicke, ein Kreuz zu machen, als Schutz gegen finstere Mächte, und gleich darauf mich vor dem Herrn von Stolzenberg tief zu verneigen."

„Warum denn das?" fragte Felix.

„Das ist — das ist — mein Geheimniß!" erwiderte Gedelmann, sich abermals mit der dürren, beringten Hand an die Nasenspitze fahrend.

„Ein Geheimniß," dachte Herr von Stolzenberg, „das mit meinem Vorfahr in Verbindung steht, müssen wir doch gelegentlich zu ergründen suchen."

„Als ich nun gerade im Begriff war, mich vor dem Bilde des Herrn von Stolzenberg zu verbeugen und nun zu demselben meine Blicke hinaufrichtete, was sahen meine Augen? Die Figur mit dem rothen Rock, der hellblauen Weste und den weißseidenen Hosen fehlte in dem Bilde und statt ihrer bemerkte ich ein großes schwarzes Loch. Wo aber war die Figur geblieben? Da, o, Entsetzen! höre ich etwas die Treppe herunter kommen, die von der Gallerie des Saales nach unten führt, tapp, tapp, tapp, tapp — und als ich hinschaute, stand Herr von Stolzenberg in höchsteigener Person am Fuß der Treppe und zeigte mit der Hand nach dem Bilde, das er verlassen hatte. Ich zitterte wie im Fieber und schloß vor Angst die Augen, und als ich sie wieder öffnete, war die Gestalt verschwunden und das Bild sah aus, wie es immer ausgesehen hatte. Was kann nur diese Erscheinung zu bedeuten haben?"

„Das will ich Ihnen sagen, lieber Gedelmann," erwiderte Alexandra, „der Herr von Stolzenberg des Bildes hat wahrscheinlich gehört, daß ein Urenkel von ihm augenblicklich in dieser Gegend weilt und in dem Glauben, daß dieser Urenkel es sei, der in den Saal trat, ist er aus seinem Bilde herausgestiegen, um ihn zu begrüßen. Und daß er mit der Hand nach seinem eigenen Gemälde gezeigt, kann nur die Bedeutung haben, daß er andeuten wollte, es sei hier im Rittersaal durchaus nicht an seinem Platz, sondern es gehöre dahin, wo das Heim seines Urenkels ist."

„Gnädige Frau," rief Felix aus, „verstehe ich Sie recht? Wollten Sie sich wirklich des Bildes entäußern?"

„Es gehört Ihnen doch wohl mit größerem Rechte als

uns, und ein wenig Egoismus ist auch dabei, es verdeckt mir zu sehr das wirklich gute Wandgemälde. Da Sie nicht ein einziges Bild von Ihrem Ahnherrn besitzen, ist es ja Menschenpflicht, es Ihnen zu überliefern. Mein Gemahl wird nichts dagegen haben."

„Wie soll ich Ihnen danken, gnädige Frau, Herr Geheimrath! Ich würde sicher die Bitte an Sie gerichtet haben, es mir copiren lassen zu dürfen, aber welchen unendlich höheren Werth hat für mich das Original!"

„Es sollte uns freuen," sagte Wolter, „wenn wir Ihnen einen wirklichen Dienst erweisen können."

„Den allergrößten, den ich Ihnen nie vergessen werde!"

„Für heute nun, Herr Gedelmann," sagte Alexandra, „danken wir Ihnen für die Mittheilungen Ihrer Visionen, sollten wir mehr davon hören wollen, werden wir Sie darum bitten. Vielleicht passirt uns im Rittersaal Aehnliches wie Ihnen, jedenfalls hat dieser Herr noch mehr Anspruch auf das, was Ihnen geschehen, als irgend ein Anderer, denn er ist der Urenkel, oder richtiger Ur-urenkel des Herrn von Stolzenberg, der Ihnen gestern leibhaftig erschienen!"

„Wie? Was?" rief Gedelmann mit kreischender Stimme. „So sind Sie ein Nachkomme von ihm? O, nun ist meine Aufgabe bald gelöst und ich kann ruhig heimgehen!"

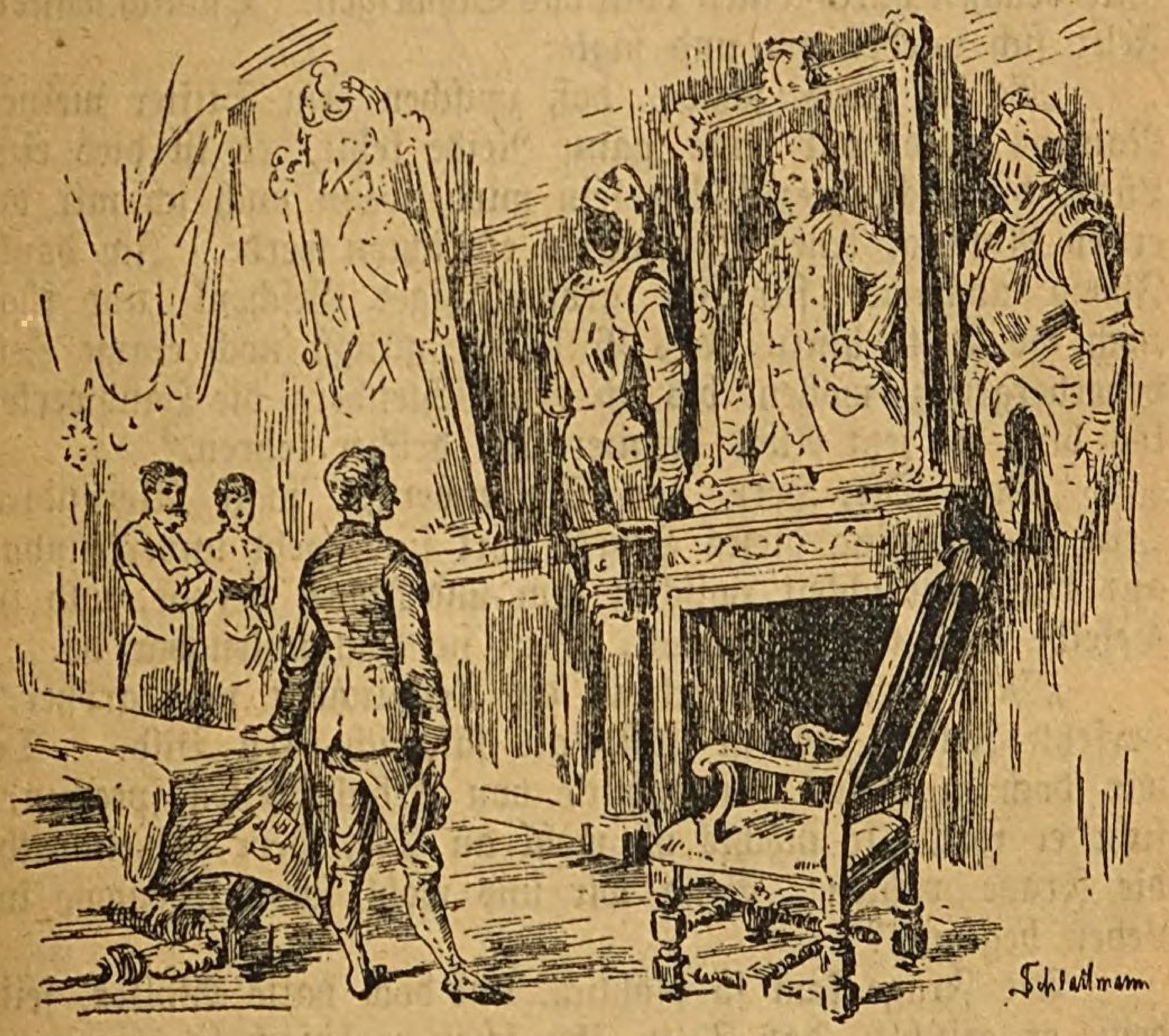
Felix blickte ihm mit eigenthümlichen Gefühlen nach. Es hatte ja fast den Anschein, als wenn er ein Geheimniß wisse, welches sich auf seine Vorfahren bezog, das er bisher gehütet und nur einem Nachkommen verrathen zu wollen schien. Was konnte es sein? Sollte er von dem sagenhaften Schatz etwas wissen, sollte er das Geheimniß der Bibel kennen? Aber wo war die Bibel jetzt? Jedenfalls wollte er den Kastellan, so bald es sich mit Anstand würde thun lassen, auszuhorchen suchen.

„Ein seltsamer alter Mann," sagte er laut. „Wäre es denkbar, daß er meinen Urgroßvater oder wohl gar meinen Ahnherrn selbst persönlich gekannt?"

„Obgleich ich überzeugt bin," erwiderte Alexandra, „daß er sich einige Decennien zulegt, so mag er doch immerhin so alt sein, daß das Erstere nicht unmöglich ist. Wenn es Ihnen gefällig ist, gehen wir jetzt weiter."

Alexandra schritt voran. Nachdem die sogenannten

Fürstenzimmer, die sich alle durch prachtvolle Malereien und herrliche Stukkaturen auszeichneten, durchschritten waren, betrat man den Rittersaal. Derselbe hatte eine kolossale Länge und Höhe. Hohe Bogenfenster mit werthvollen Glasmalereien, Scenen aus der biblischen Geschichte darstellend, erhellten ihn genügend, aber doch mit einem eigenthümlichen Licht. Er bildete ein längliches Viereck und hatte an den Schmalseiten eine breite orchesterartige Gallerie, von der zwei Treppen in den unteren



Felix starrte minutenlang schweigend auf das Bild.

Raum hinabführten. Ueber der der großen Eingangsthür gegen überliegenden befand sich das Frescogemälde, das theilweis von dem Bilde des Herrn von Stolzenberg verdeckt wurde Neben dem Ersteren sah man zwei kleine Thüren, die auf das Chor der Kapelle führten. Auf die Gallerie oberhalb der Eingangsthür führten drei Thüren, zwei kleine und eine größere. Die Wände bestanden aus weißem Marmor mit Verzierungen von schwarzem, röthlichem und geadertem. An der den Fenstern gegenüberliegenden Wand befanden sich in zwei langen Reihen übereinander die Ahnenbilder.

„Sehen Sie,“ sagte Alexandra, nachdem der Rittersaal betreten war, „dort ist Ihr Ahnherr!“

Felix trat einige Schritte vor und starrte minutenlang schweigend auf das Bild. Eigenthümliche Gedanken mochten bei diesem Anblick in seinem Gehirn keimen. Langsam strich er sich mit der behandschuhten Rechten mechanisch über die lang herabhängenden dunkelblonden Favoris und schien die Gegenwart vergessen zu haben. Wolter und seine Frau unterbrachen durch keinen Laut das Schweigen. Endlich wandte Felix sich wieder um und sagte:

„Es ist doch schade, daß zwischen dem Stifter meines Namens und mir eine ganze Reihe fehlt, es ist dies eine Lücke, die nicht auszufüllen sein wird, wenn auch ich mir die ersten Anfänge eines Ahnensaals einrichten werde. Ich danke Ihnen nochmals für Ihr großmüthiges Geschenk und füge noch die Bitte hinzu, das Bild hier gütigst noch einige Zeit beherbergen zu wollen, bis ich auf Fichtenberg die Handwerker los bin, die jetzt Alles drunter und drüber kehren.“

„Daß Sie, Herr von Stolzenberg,“ sagte Alexandra, „ein Abkömmling dieses Herrn dort sind, geht unverkennbar aus der Aehnlichkeit zwischen ihm und Ihnen hervor, und ist dieselbe auch nicht frappant, so ist sie doch unleugbar da.

„Mit meinem Onkel ist die Aehnlichkeit noch größer,“ versetzte Felix, „es ist fast, als sähe ich sein Bild. Da wir doch in diesem Augenblicke von Aehnlichkeiten sprechen,“ fuhr er fort, „so möchte ich wohl an Sie, Herr Geheimrath, die Frage richten: Sind wir uns wohl schon irgendwo im Leben begegnet?“

Die Frage kam so plötzlich, und doch hatte Wolter, seitdem er gefühlt, daß Felix ihn schon mehrfach so eigenartig forschend angeschaut, sich darauf gerüstet, eine solche oder ihr ähnliche zu hören. Obgleich bei diesen verhängnißvollen Worten seine Seele innerlich bebte, so war er doch im Stande, ohne daß ein Zug seines Gesichtes sich veränderte, gelassen und in natürlichem Tone zu sagen:

„Sie meinen, ob wir uns schon einmal gesehen haben könnten? Ich entsinne mich wirklich nicht. Es ist indeß nicht unmöglich. Waren Sie kürzlich in unserer Stadt?“

„Ich war noch nie früher dort.“

„Dann müßte es ja schon in Hamburg gewesen sein. Waren Sie schon dort?"

„Nein — doch ja, einmal zwei Tage, vor etwa vierzehn, fünfzehn Jahren."

„Da kann es nicht gewesen sein, denn vor zweiundzwanzig Jahren wanderte ich schon nach Afrika aus und bin erst vor zehn Jahren nach Europa zurückgekehrt. Aber seitdem ich die Fabrik habe, habe ich oftmals reisen müssen, namentlich habe ich fachwissenschaftliche Versammlungen und Industrieausstellungen besucht, da könnte es ja sein, daß wir zufällig in irgend einer der größeren Städte, Berlin, Wien und so weiter, an der table d'hôte oder sonstwo zusammengetroffen wären. Eine gegenseitige Vorstellung hat wohl kaum stattgefunden, denn ein Name wie der Ihrige bleibt sehr leicht im Gedächtniß haften und ich hätte ihn nicht vergessen; dagegen könnte Ihnen mein Gesicht mit den vielen Blatternarben irgendwo aufgefallen sein und Sie erinnern sich jetzt nur nicht der näheren Umstände."

„Es sind nicht die Blatternarben," entgegnete Felix sinnend, „es ist ein anderer Zug in Ihrem Gesicht, der mir bekannt vorkommt, der mir schon aufgestoßen sein muß, und doch kann ich mich nicht entsinnen, wann und wo es gewesen sein könnte."

„Es ergeht Vielen so und mir ist es schon oft passirt, daß mir aus einem ganz fremden Gesicht, welches ich nie zuvor gesehen, etwas ungemein Bekanntes entgegentritt, man glaubt, demselben schon begegnet zu sein, zerbricht sich den Kopf darüber und schließlich hat man sich doch getäuscht!"

„Es muß wohl so sein," sagte Felix, noch immer in seinen Erinnerungen suchend, „denn daß wir uns, wenn auch vor langer Zeit schon, vorgestellt wären oder uns auch nur gesehen hätten, glaube ich selbst nicht; aber ich finde auch den nicht in meinem Gedächtniß, in dessen Gesicht ein ganz gleicher Ausdruck war, wie in dem Ihrigen. Doch auch ich will mir darüber den Kopf nicht weiter nutzlos zerbrechen, vielleicht fällt es mir später noch ein!"

Man wanderte jetzt um den ganzen Saal herum, Alexandra gab einige Erklärungen über verschiedene fürstliche Persönlichkeiten, deren Gemälde hier als Ahnen eines untergegangenen Geschlechts die Wand zierten und deren

Geschichte sie zufällig kannte, so auch über den wilden Herzog, worauf man langsam durch die Prunkgemächer in den Garten und die Muschellaube wieder zurückkehrte. Gedelmann hatte sich auf diesem Wege nicht wieder blicken lassen, dem Diener Johann, der auf der großen Vorhalle die Herrschaften erwartete, hatte Wolter einige Worte zugeflüstert, worauf dieser sich sogleich durch eine Thür entfernte.

„Nun, mein Kind,“ sagte Alexandra, sich neben die Tochter setzend, die noch immer eifrig an ihrer Stickerei arbeitete und nur einmal flüchtig die Augen erhoben hatte, als die Zurückkehrenden schon ganz in ihrer Nähe waren, „nun, Frieda, bist Du auch ganz folgsam gewesen?“

„Ja, Mama, ich habe mich nicht von der Stelle gerührt.“

Felix hatte seinen alten Platz wieder eingenommen und wandte sich fragend an Frieda:

„Haben Sie, gnädiges Fräulein, keine Furcht vor all den Gespenstern, die in diesem alten Ritterschloß umgehen sollen?“

„Ich glaube nicht daran,“ erwiderte das junge Mädchen, „da fällt die Furcht von selbst fort.“

„Dächten doch alle Frauen so, aber die meisten neigen mit Vorliebe zum Aberglauben und Allen voran meine Cousine. Sie haben keinen Begriff, von welcher fast kindischen Furcht vor Geistern und dergleichen Unholden sie erfüllt ist. Müßte sie in einem Hause, von dem es hieße, daß es darin spuke, eine Nacht zubringen, sie würde kein Auge schließen und sich halb zu Tode ängstigen.“

„Das begreife ich nicht,“ sagte Frida.

Der Diener brachte jetzt auf einem silbernen Tablet Wein und Gläser.

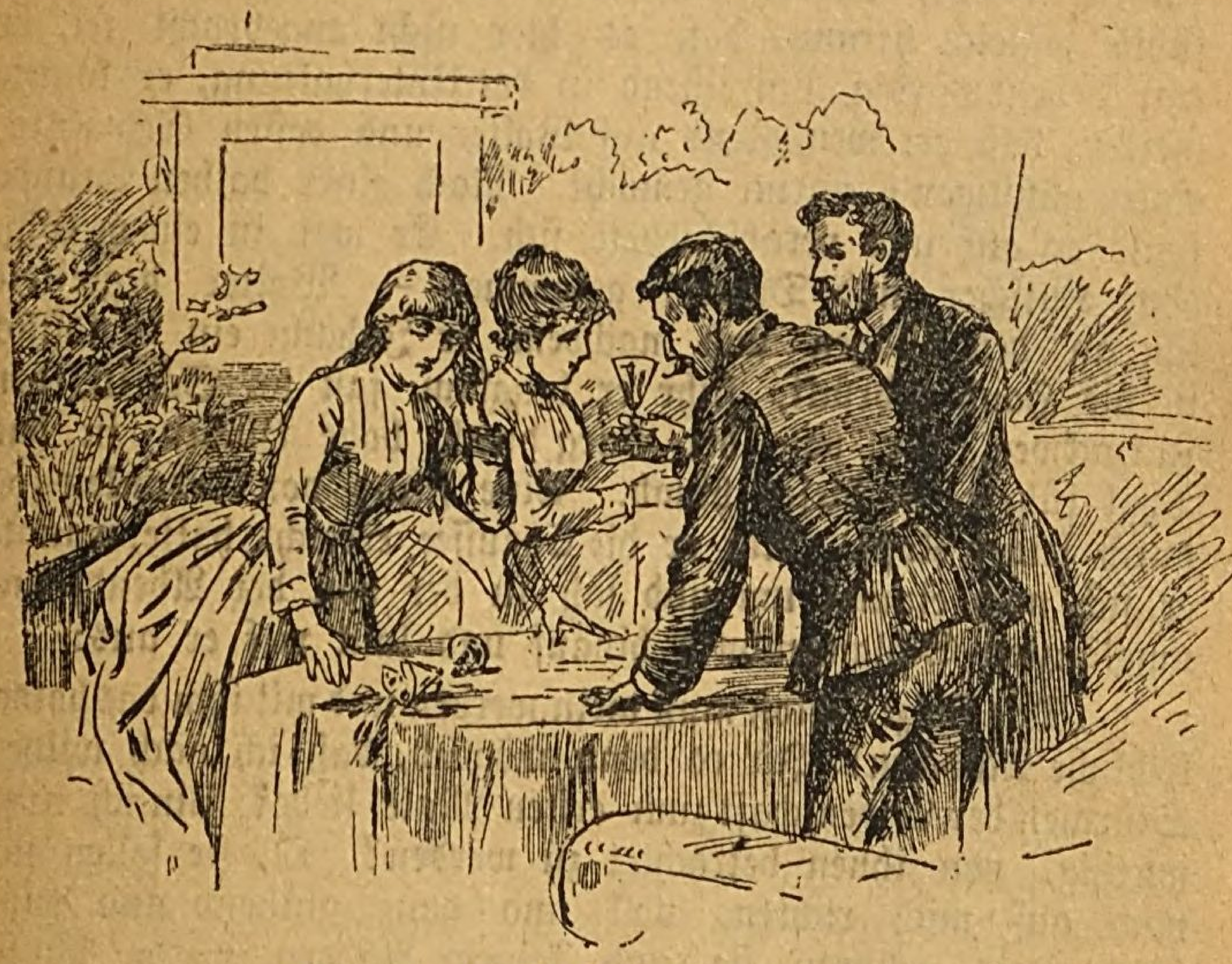
„Einen kühlen Trunk, Herr von Stolzenberg,“ sagte Wolter, „dürfen Sie bei dieser Hitze nicht verschmähen. Wir haben Keller unter der Burg, so tief und kalt, daß sie mit jedem Eiskeller concurriren können; in einem derselben lagern meine Weine!“

Er gab dem Diener einen Wink, sich zu entfernen, und füllte selbst die Gläser.

„Ich heiße Sie hier willkommen, Herr von Stolzenberg,“ sagte er und hielt Felix das Glas zum Anstoßen hin.

„Lassen Sie uns gemeinschaftlich anstoßen auf eine gute Nachbarschaft, hoffen wir, daß sie für uns Alle recht fruchtbringend werden möge.“

Er sah hierbei auf Frieda, die den Arm ausstreckte, um mit ihm anzustoßen, aber der Zufall wollte es, daß es nicht dazu kommen sollte, auf halbem Wege entsank das Glas ihrer Hand, es fiel zu Boden und zersprang.



„Wie ungeschickt ich bin!“ rief Frieda.

„Wie ungeschickt ich bin!“ rief sie aus.

„Ich will ein neues Glas besorgen,“ sagte Wolter.

„Ich danke, Papa, bitte, laß es, Du weißt ja, ich trinke nicht gerne Wein.“

„Wenn ich abergläubisch wäre,“ sagte Felix, „so würde ich dieses kleine Malheur als keine gute Vorbedeutung für unsere nachbarliche Freundschaft ansehen — aber ich bin nicht abergläubisch.“

„Ein Zufall,“ erwiderte Frieda, „kann keine Vorbedeutung haben.“

„Ich danke Ihnen für diese Bemerkung!"

Frieda sah ihn eine Secunde wie fragend an, dann senkte sie wieder die Augen.

Eine Weile saß man noch zusammen, die Conversation lenkte sich auf verschiedene Gegenstände, Felix war sehr aufgeräumt, witzig, aber niemals ironisch und boshaft, wenn auf Einwohner von Holzendorf die Rede kam, die er bereits kennen gelernt, wie es sonst wohl seine Gewohnheit war; er fühlte sogleich heraus, daß es hier nicht angebracht sei, er war liebenswürdig, hinreißend in der Unterhaltung, er konnte merken, daß er, wenigstens auf Wolter und dessen Gemahlin, einen günstigen Eindruck gemacht. Nach einer halben Stunde stand er auf und verabschiedete sich. Er war in einem Gig, ohne Kutscher und Diener, gekommen — Wolter begleitete ihn an den Wagen und nachdem er Johann ein Goldstück in die Hand gedrückt, fuhr er langsam, fast im Schritt, den Zickzackweg, der von der Burg durch hohe Buchen in das Thal führte, in dieses hinab. Eine Fluth von Gedanken zog durch seinen Kopf. Als er die Chaussee erreicht hatte, wandte er sich noch einmal um und sah zu der von der Abendsonne umglänzten Schlangenburg hinauf und laut rief er aus:

„Das stolze Schloß muß mein werden und mit ihm das holde, liebliche Mädchen! Ist es denn möglich, daß ich nach wilden Stürmen der Leidenschaft zum ersten Male liebe? Bin ich nicht würdig, von ihnen betrachtet zu werden? O, sie sollen sich noch auf mich richten, voll und ganz, glühend und heiß! Denn mir gehören sie und keinem Andern werde ich sie lassen! An wen erinnert mich nur der Vater?" sprach er nach einer Pause weiter. „Dieser tiefe dunkle Blick aus seinen Augen, er muß schon auf mir geruht haben! Wo nur, wann nur? Wohl Dir, Geheimrath Wolter, daß Du eine so hübsche Tochter hast, sonst würde ich ringen mit Dir um die Liebe Deines schönen Weibes! Da ist verborgene Gluth! Jetzt endlich steige ich den Berg hinan, dessen Gipfel zu erreichen zeitlebens mein unablässiges, stetes Streben war. Verschwunden sind alle Schatten der Vergangenheit, was mir den Weg nach aufwärts verlegen könnte, ist fort, verschollen, todt, und den Gipfel will und werde ich erreichen!"

Elftes Kapitel.

Am Mittwoch darauf war ein reges Leben auf der Schlangenburg. Es hatte sich eine ziemlich zahlreiche Gesellschaft zusammengefunden; die meisten der Gäste, unter ihnen die Mitglieder des Gesangvereins, waren aus der entfernter gelegenen größeren Stadt auf der Bahn gekommen, die Uebrigen bestanden aus Honoratioren der nahe gelegenen Fabrikstadt Holzendorf und außerdem hatte man einige Familien von den umliegenden Gütern geladen.

Frau Geheimrath Walter hatte es erreicht, ihr Haus zu einem sehr exclusiven und theilweise aus diesem Grunde zu einem sehr gesuchten zu machen. Selbst diejenigen, die bei Weitem höher im Range standen als der Geheimrath, rechneten es sich zur Ehre an, in dessen Hause zu verkehren, denn es war allgemein bekannt, daß seine Frau, die Seele und Leiterin des Ganzen, nur solchen ihre Salons öffnete, die eine geistige Bedeutung hatten, sei es in wissenschaftlicher oder in künstlerischer Hinsicht, und zu diesen zu zählen war für Manchen eine angenehme Befriedigung seines Ehrgeizes.

Alexandra war in gewisser Beziehung eine ausgebildete Aristokratin, und wie sie es selbst nannte: eine Geschmacksaristokratin. Verletzte Jemand durch unfeine Manieren, durch Aufgeblasenheit, Arroganz oder andere unangenehme Eigenschaften ihr Gefühl, war er nicht nach ihrem Geschmack, so konnte er daneben noch so sehr durch geistige Vollkommenheit sich auszeichnen, sie blieb ihm gegenüber die unnahbare Aristokratin, welche nie geradezu unfreundlich wurde, aber auch nie solche Elemente an sich herankommen ließ. Daß sie bei solchem Auswahlsystem Unzufriedene

machte und Manchen erzürnte, war erklärlich, ebenso daß von diesen der Eine und Andere sich zu rächen und ihr etwas anzuhängen suchte, doch wagte Niemand bei der großen Zahl ihrer Verehrer und Vertheidiger ihr etwas Anderes nachzusagen, als daß sie sehr kokett sei, was aber von allen denen, die sie kannten, energisch bestritten wurde.

So hatte es sich gemacht, daß diejenigen, die beim Geheimrath Wolter in kleineren und größeren Gesellschaften zusammen kamen, nicht allein durch Geist und Talent hervorragten, sondern auch fast durchweg Menschen waren von angenehmem und liebenswürdigen Wesen.

Daß zu dem heutigen Feste eine größere Zahl Gäste geladen war, als es bei kleinen Gesellschaften zu geschehen pflegte, hatte seinen Grund darin, daß außer den Eingeladenen aus der nächsten Umgebung der Schlangenburg auch die Verwandten der Mitglieder des Gesangsvereins gebeten waren.

Gegen sechs Uhr Nachmittags waren bereits Alle außer dem General, Felix und Franziska in einem Salon des italienischen Anbaues versammelt. Nur Wenige hatten sich gesetzt, die Meisten standen in Gruppen von Zweien, Dreien oder auch mehreren beisammen, in lebhafter Unterhaltung begriffen. Alexandra ging von einer Gruppe zur andern und hatte für jeden Gast ein paar freundliche Worte. Dabei warf sie von Zeit zu Zeit einen Blick auf ihren Gemahl, der mit einigen Herren anscheinend unbefangen sprach. Sie hatte, was sonst wohl Niemand gewahr werden konnte, auf seiner Stirn eine kleine Wolke und eine Vertiefung der Falten zwischen den Brauen bemerkt. Sie hatte ihn schon gefragt, ob er sich unwohl fühle oder im Geschäft etwas Unangenehmes gehabt, worauf seine Stirn sich sofort entwölkt und er ihr mit freundlichem Gesicht erwidert hatte, daß er wie immer auf ihren Festen sich außerordentlich wohl fühle und sehr heiter gestimmt sei. Aber die Wolke war zurückgekehrt, nachdem sie ihn verlassen, und da sie an ihrem Manne noch niemals die geringste Verstimmung gesehen, so war es ihr um so auffälliger, daß sie es, wenn auch nur leise angedeutet, gerade heute inmitten einer großen Gesellschaft gewahren mußte. Eben dieser Umstand, daß Wolter in dieser lauten, plaudernden Umgebung die Wolke nicht

gänzlich verscheuchen zu können schien, sagte ihr, daß ihm etwas Besonderes passirt sein müsse, von dem seine Gedanken so nachhaltig auch noch in diesem Augenblick in Anspruch genommen wurden und eine unbestimmte Sorge keimte in ihrer Seele auf.

In dieser Sorge dachte sie gar nicht daran, sich auch einmal nach Frieda umzusehen, sonst würde sie bemerkt haben, daß ihre Tochter ein wenig zu entfernt, zu abgesondert von der übrigen Gesellschaft in einer Epheulaube neben einem jungen Manne stand. Es war Siegfried Rohdenberg.

Nicht weit von dieser Laube entfernt unterhielten sich in einer Fensternische der Professor Marquardt und Siegfrieds Großmutter.

„Es freut mich doch sehr, liebe Frau Rohdenberg," sagte der Erstere, „daß Sie sich nach langer Berathung endlich entschlossen haben, der Einladung Folge zu leisten, es wird Ihnen jetzt die Gelegenheit geboten, unsere herrliche und liebenswürdige Frau Wirthin etwas näher kennen zu lernen und sicherlich wird Ihr Scharfblick noch heute Abend Ihr Urtheil von früher rectificiren."

„Ich habe die Frau Geheimrath," erwiderte Frau Rohdenberg, „schon längst wegen meines vorschnellen Urtheils von damals in meinem Herzen um Verzeihung gebeten, ich habe später auch noch andere Urtheile über sie vernommen, die dem Ihrigen, Herr Professor, ziemlich gleich kamen. Also von dieser Seite fürchte ich keine Gefahr mehr, wohl aber von einer andern."

„Nun, von welcher denn?"

„Wenden Sie einmal den Kopf, was sehen Sie dort in der epheuumrankten Ecke?"

„Dort sehe ich Siegfried neben der Tochter des Hauses."

„Betrachten Sie seine Augen! Wenn sie in dieser Weise sprühen, so ist Alles in ihm Feuer und Flamme."

„Dann sprechen die beiden jungen Leute wahrscheinlich über Musik. Kommt Ihr Enkel auf dies Thema, namentlich auf Bach, Händel oder Beethoven, dann leuchten seine Augen immer vor Begeisterung."

„Oder ihn begeistert etwas Anderes."

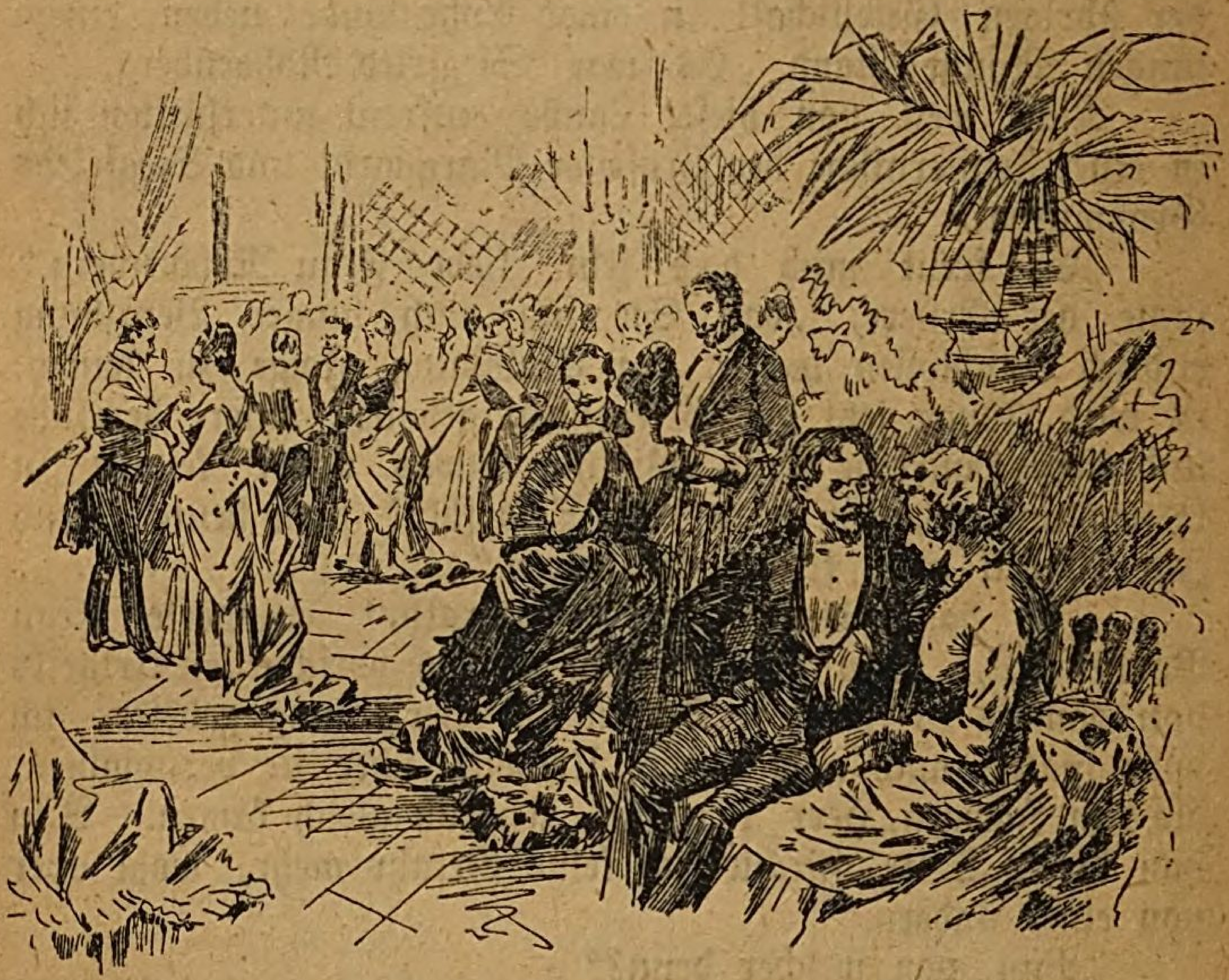
„Auch möglich, Frau Rohdenberg."

„Ach, ich weiß es nur zu gewiß! Er hat sich in den

letzten Wochen sehr verändert. Zwar giebt er sich Mühe, mir gegenüber den alten, fröhlichen Ton anzuschlagen, aber ich sehe den Zwang und der sagt mir Alles. Und mehr noch sagt mir sein Gesicht, wenn er sich unbeobachtet glaubt, und sein Gesicht ist noch immer der Spiegel seiner Seele gewesen."

„Sie meinen also, daß der Junge regelrecht verliebt ist?"

„Wenn er noch verliebt wäre! Aber es ist mehr, weit mehr, er iebt, und das ist sein Unglück."



So meinen Sie, daß der Junge regelrecht verliebt ist?

„Warum denn sein Ungück?"

„Weil er an dieser Liebe zu Grunde gehen kann. Glauben Sie, daß der reiche Herr Geheimrath und seine schöne Gemahlin ihr einziges Klnd einem jungen Manne zur Frau geben werden, der nichts hat und nichts ist?"

„Warum soll ein junger Mann nicht einmal ein junges Mädchen lieben," entgegnete der Professor.

„Sie sprechen von der Liebe, Herr Professor, wie der Blinde von der Farbe. Sie haben ihre Mhcht nicht kennen gelernt, und können daher nicht ermessen, welches Unglück sie im Gefolge haben kann."

„Wissen Sie das so gewiß, Frau Rohdenberg? Wenn Sie das glauben, so will ich Ihnen doch eine kleine Geschichte erzählen, und daß ich darüber ruhig sprechen kann, mag Ihnen beweisen, daß ich in meinem Herzen Alles überwunden habe. Als ich noch Lehrer am Konservatorium in L. war, da hatte ich ein junges hübsches Mädchen, die sich für die Oper ausbilden wollte, im Gesang zu unterrichten. Ich war ein junger Mensch, was Wunder, daß ich mich bis über die Ohren in sie verliebte. Lange zögerte ich, ihr meine Liebe zu gestehen, denn ich war mir bewußt, kein anziehendes Aeußere zu haben. Erst, als die junge Sängerin sich rüstete, das Konservatorium zu verlassen, gestand ich ihr meine Liebe, und stellen Sie sich meinen Jubel vor, sie erwiderte mir, daß sie mich schon lange wiedergeliebt habe. Acht Tage lang genoß ich das reinste Liebesglück. Von L. reiste sie nach Berlin, wo ihr Debut stattfinden sollte. Schon nach ihrem ersten Auftreten war ihre Zukunft entschieden, sie errang einen kolossalen Erfolg, nach wenigen Wochen nannte man sie den ersten Stern am Himmel der Kunst. In der ersten Zeit schrieben wir uns sehr fleißig, — ich besuchte sie einmal in der Stadt, wo sie gerade gastirte — da war noch Alles beim Alten, dann wurde die Korrespondenz etwas spärlicher, nach einem Jahr etwa erhielt ich einen Brief, worin sie mir schrieb, daß sie sich übereilt, daß sie ihr Herz nicht gekannt, daß sie für Liebe gehalten, was nur Dankbarkeit und Freundschaft gewesen. Ja, Frau Rohdenberg, damals hat mein Herz geblutet und um meinen Schmerz zu betäuben stürzte ich mich in die Arbeit; ich componirte und was in dieser Zeit entstand, der große Cyclus von Liedern, die noch heute in jedem Concert, an jedem Klavier gesungen werden, die meinen Namen, meinen Ruhm begründet, entstand in dieser Zeit. Was aus dem jungen Mädchen, das mich verlassen, geworden ist — ich weiß es nicht, später erfuhr ich, daß sie sich verheirathet habe und noch etwas später drang das dunkle Gerücht zu mir, daß sie in einer Krankheit ihre Stimme gänzlich verloren habe."

Frau Rohdenberg und Marquardt konnten ihr Zwiegespräch nicht weiter fortsetzen, da in diesem Augenblick die Geheimräthin sich ihnen näherte und eine Unterhaltung anknüpfte, worin sie namentlich betonte, wie überraschend

zufrieden alle Mitglieder des Gesangvereins mit den Leistungen ihres Direktors seien und wie stolz sie sich fühle, eine solche Kraft entdeckt zu haben.

In der Epheulaube war die Unterhaltung zwar eine lebhafte, aber Frau Rohdenberg würde sich gewundert haben, wenn sie gehört hätte, wie alltäglich in diesem Augenblicke der Gegenstand, und daß von nichts Wichtigerem die Rede war, als vom Wetter.

Siegfried hatte noch nie in seinem Leben mit solcher Freude und Sehnsucht etwas erwartet, als den heutigen Tag. Er liebte Frieda mit der ganzen Macht einer ersten Liebe. Schon am ersten Uebungsabend, an dem er dirigirt hatte, war es ihm zum klaren Bewußtsein gekommen; und während der letzten Probe hatte er zu sehen geglaubt, daß er dem jungen hübschen Mädchen nicht gleichgültig sei. Es war ihm gelungen, Frieda mehrere Mal abgesondert und ungestört, von den Anderen allein zu sprechen. Anfangs hatte er nur wenig Worte mit ihr wechseln können, später während einer größeren Pause, als alle Sänger und Sängerinnen sich im Garten der Villa ergingen, fand sich Gelegenheit zu einem längeren Gespräch. Er hatte sich ihr, die zuletzt aus dem Gartensalon trat, angeschlossen; Frieda war nicht im Mindesten erstaunt gewesen, als er so ohne Weiteres an ihre Seite trat und auf dem Kieswege mit ihr dahinschritt. Sie hatte sogleich begonnen, unbefangen zu plaudern.

„Sie kennen den Park noch nicht, Herr Rohdenberg," sagte sie, „wenn es Ihnen recht ist, so gehen wir dahin, ich möchte Ihnen denselben so gern einmal zeigen.

„O, wie gern, gnädiges Fräulein!"

„Er ist freilich lange nicht so groß," fuhr Frieda fort, „als der Park auf dem Schlangenberge, dafür besteht er aber aus lauter prachtvollen, hohen Buchen, und Buchen sind meine Lieblingsbäume."

„Meine auch."

„Wirklich? Dann werden Sie Ihre Freude an den unsern haben. Ich kenne nun nicht Schöneres, als in einem kleinen Walde ganz allein umher zu wandern und zu träumen."

„Sie können auch träumen?"

„Sie betonen so besonders das Auch?"

„Weil ich ebenfalls seit einiger Zeit, was ich früher

nie gekannt habe, beständig träume, nicht allein im Schlafe, sondern auch im Wachen, wo ich gehe und stehe.

„Seltsam!“ sagte Frieda. — „Ich kann mir,“ hub sie wieder an, „lebhaft den Inhalt Ihrer Träume denken; es



Sie können auch träumen?

sind schöne, herrliche Melodien, die Sie nächstens auf das Papier setzen werden.“

„Kompositionen meinen Sie? O nein, gewiß nicht.“

„Sie haben doch schon etwas componirt, Herr Direktor?“

„Nur das, was ich für den Unterricht im Generalbaß componiren mußte; aus eigener innerer Intention noch nichts. Aber jetzt plötzlich kommt mir die Lust, den Versuch zu wagen.“

„Und was würden Sie zuerst componiren? Eine Sonate, ein Lied oder —?

„Natürlich ein Lied.

„Von welchem Dichter? Vielleicht von Lenau oder Heine?“

„Ich würde mir wohl selbst eins machen.“

„So können Sie auch dichten?“

„Das kann Jeder, dem das Herz voll ist.“

„Wäre es unbescheiden von mir, wenn ich Sie bäte, auf Ihre erste Komposition gelegentlich einen Blick werfen zu dürfen?“

„Doch, gnädiges Fräulein, müßte ich eine Bedingung daran knüpfen.“

„Eine Bedingung?“

„Die Bedingung nämlich, das Lied Niemandem zu zeigen.“

„Wenn das Lied mir nun gefällt, dann ist die Bedingung sehr hart, aber trotzdem gebe ich Ihnen das Versprechen. Doch weshalb soll ich es Keinem zeigen? Fürchten Sie vielleicht Mama's Kritik?“

„Ja, ich fürchte diese Kritik in — doppelter Beziehung!“

Hatte Frieda den Sinn der letzten Worte sofort verstanden? Eine dunkle Gluth bedeckte plötzlich ihr Gesicht, und obgleich die Sonne bereits untergegangen war und Beide soeben den Park betraten, zwischen dessen Bäumen die Dämmerung schon Platz gegriffen, konnte Siegfried den Farbenwechsel doch noch bemerken und nun fühlte er, wie auch ihm das Blut ins Gesicht stieg.

Eine Strecke Weges gingen die beiden jungen Leute schweigend nebeneinander hin.

Siegfried brach zuerst das Schweigen und sagte:

„Wie schön ist es unter diesen Bäumen, ein herrlicher natürlicher Dom; die prächtigen geraden Stämme der Buchen sind die Säulen, die das Gewölbe tragen; hier möchte ich zu einem ganz bestimmten Gotte beten, daß er meine stillen Wünsche erhören möge. O, blicken Sie hinauf zu diesem Gewölbe, gnädiges Fräulein; die Spitzen der Bäume sind noch vom Abendroth vergoldet; das ist die glückverheißende Farbe der Hoffnung, dem das Morgenroth des Glückes un-

fehlbar folgen muß! Ist es verwegen, das Glück so sicher und fest zu erwarten?"

Bei diesen mit erhöhter Stimme gesprochenen Worten wurde Frieda plötzlich von einer eigenthümlichen Angst befallen; sie drehte sich kurz um und es klang so ganz anders, als wie sie bisher gesprochen, fast schroff und kalt, als sie nun sagte:

„Wir müssen umkehren, die Pause wird vorüber sein."

Wie ein Wasserstrahl fiel dieser kühle Ton auf seine emporwallenden Empfindungen, denen er keinen Damm entgegengesetzt hatte. War er zu kühn, zu vermessen gewesen?

Nun gingen die Beiden wiederum eine Strecke nebeneinander hin, aber diesmal war das Schweigen peinlich. Siegfried hätte gern irgend etwas gesagt, um dies drückende Schweigen zu unterbrechen, aber er fand kein Wort.

Sie hatten den Ausgang des Parkes erreicht und betraten den Garten. Auf der anderen Seite desselben kehrten auch die übrigen Mitglieder des Gesangvereins lachend und plaudernd bereits von ihrer Promenade zurück. Da endlich sagte Siegfried in einem weichen, fast schmerzlichen Tone:

„Zürnen Sie mir, gnädiges Fräulein?"

„Nein," erwiderte Frieda leise, die Augen noch gesenkt.

„O Dank, tausend Dank!" rief Siegfried freudig aus. „So darf ich Ihnen das nächste Mal meine Composition überreichen?"

„Ja," kam es ebenso leise über ihre Lippen, aber sie begleitete das Wort doch mit einem kurzen Blick.

Mit dem Zwiegespräch war es jetzt vorbei, einige Damen, die in einen musikalischen Streit begriffen waren, kamen ihnen entgegen und forderten den Herren Direktor zum Schiedsrichter auf.

Für den Rest des Abends fand sich keine Gelegenheit wieder, Frieda auch nur eine Secunde lang allein zu sprechen. Als er sich am Schluß von Alexandra und Frieda, die neben einander standen, zugleich verabschiedete, traf ihn ein voller Blick der Letzteren. Mit diesem Blick vor Augen ging er trunken nach Hause und setzte sich sofort hin und machte das Gedicht. Am andern Tage componirte er dasselbe. Aber nie waren ihm die Tage so endlos lang geworden, als diejenigen, die noch durchlebt werden mußten, bis er Frieda

wiedersah. Doch auch diese Zeit verging, der ersehnte Mittwoch und mit ihm die Fahrt nach der Schlangenburg war endlich da.

Frieda begrüßte ihn mit demselben Blick, mit dem sie ihn vor acht Tagen entlassen, das war ihm vorläufig genug. Er sah bald ein, daß es schwierig sein würde, in dieser zahlreichen Gesellschaft ihr auch nur ein Wort ohne Zeugen zuflüstern zu können, wenigstens vor dem Diner nicht. Dennoch beobachtete er sie unausgesetzt und aufmerksam, um doch noch einen günstigen Augenblick zu erspähen.

Frieda hatte sich während der Musikproben rasch mit der Baroneß Schleiden befreundet, die beiden jungen Mädchen fanden sich auch heute sogleich, wanderte einige Male im Salon Arm in Arm auf und ab und setzten sich darauf in die Epheulaube. Kaum hatten die Freundinnen dort Platz genommen, als Siegfried zu seiner Freude bemerkte, daß die Mutter der Baroneß Letztere zu sich heranwinkte.

Rasch eilte er nun nach der Laube und im nächsten Moment standen sie sich gegenüber.

Frieda begrüßte ihn in herzlichster Weise und nach einem kurzen Gespräch sagte Siegfried:

„Erlauben Sie die Frage, gnädiges Fräulein, ob Sie schon zu Tische engagirt sind?"

„Nein."

„Würden Sie dann mir die Ehre schenken?"

„Gern."

„Ich danke Ihnen."

„Und haben Sie mir weiter nichts zu sagen, nicht, daß Sie Ihr Versprechen erfüllt, mir heute Ihre erste Composition mitzubringen?"

„Sie werden dieselbe später in Ihrem Notenbuche finden."

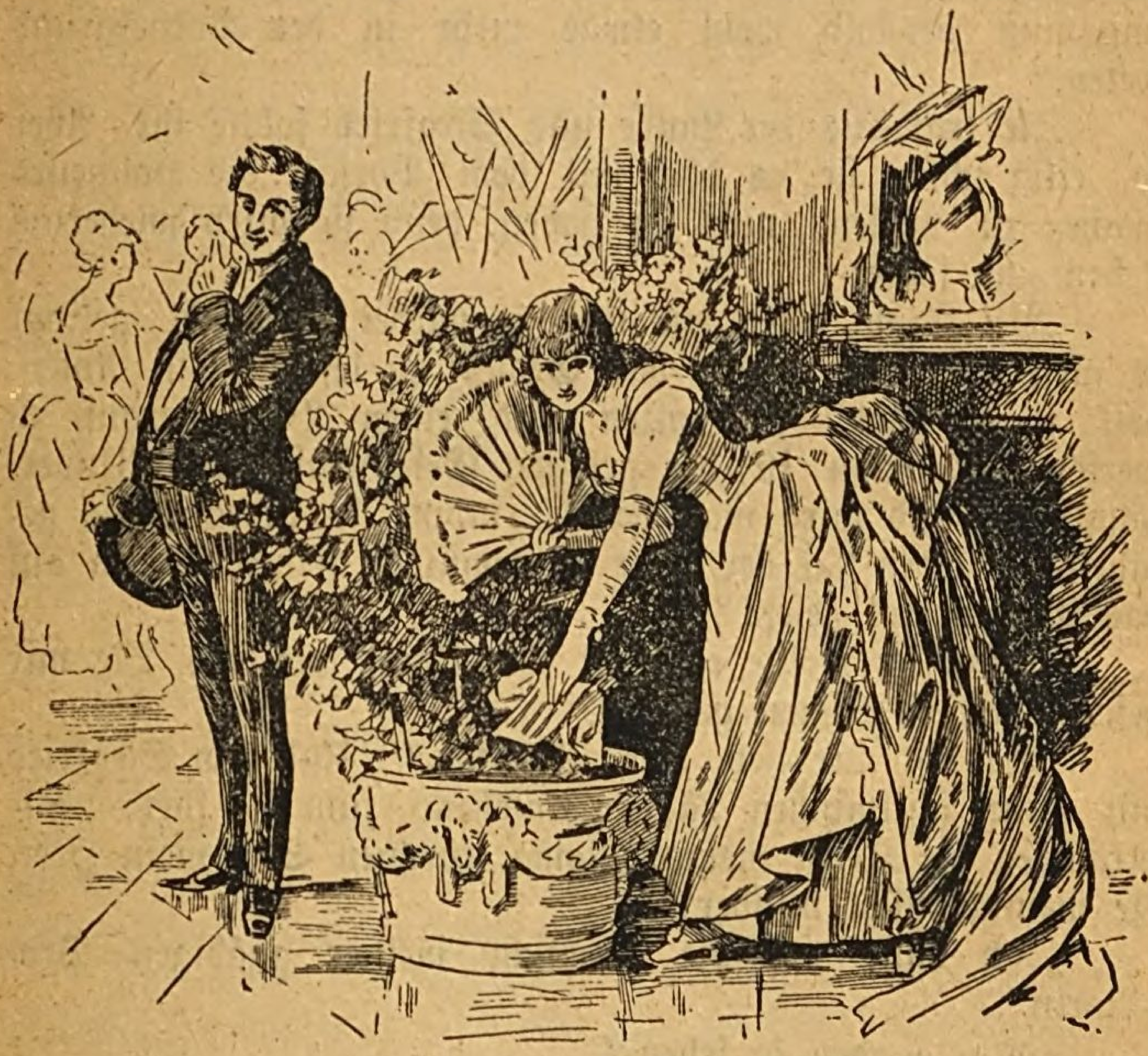
„Geben Sie mir dieselbe bitte jetzt schon!"

„Würde es nicht auffällig erscheinen, wenn ich Ihnen hier vor Aller Augen etwas überreichte?"

„Da haben Sie wohl Recht. Dann müssen wir uns in anderer Weise helfen. Wenn Sie leise Ihr Heft hervorzögen, Ihr Taschentuch, das Sie ja noch in der Hand halten, zur Erde fallen ließen und dabei die Noten hinter den Porzellankübel mit den Epheupflanzen dirigirten? Dann lasse

auch ich mein Taschentuch fallen und suche sie mit Letzterem zugleich in meine Hand zu bekommen."

„Das geht! Welche Erfindungsgabe Sie besitzen, gnädiges Fräulein," rief Siegfried. Wenige Sekunden später lag das Notenheft an der bezeichneten Stelle und mit einer geschickten Bewegung ließ Frieda die Composition in der Tasche des Kleides verschwinden.



O dieses reizende Intriguenspiel!

Siegfried sah glückselig mit seinen offenen, lustigen Augen auf das liebliche junge Mädchen und rief begeistert aus:

„O, dies reizende Intriguenspiel der — —"

Bald hätte er gesagt „der Liebe", aber noch zur rechten Zeit fiel ihm ein, daß er dies Wort noch nicht aussprechen dürfe.

Dies reizende Intriguenspiel war aber doch von Jemandem beobachtet worden, nämlich von Frau Rohdenberg; sie behielt aber still für sich, was sie gesehen und nahm sich vor, sobald sie mit ihrem Enkel allein sein würde, diesem die ernsthaftesten Vorstellungen zu machen.

Frieda hatte kaum das Notenheft in ihrer Tasche verborgen, als der Diener in der Eingangsthür mit lauter Stimme Seine Excellenz, den Herrn General von Tramm-Weißenburg, die Frau von Barsen und den Herrn von Stolzenberg anmeldete.

„Als Tochter des Hauses," sagte Frieda, „habe ich die Verpflichtung, ebenfalls ein wenig die Honneurs zu machen, und muß deshalb wohl etwas mehr in den Vordergrund treten."

Sie trat aus der Laube und Siegfried folgte ihr. Aber so eilig schien sie es doch mit dem Vorsatz, die Honneurs machen zu wollen, nicht zu haben, denn sie blieb wiederum stehen und sagte:

„Bei Tisch sehen wir uns ja wieder, vielleicht gelingt es mir, noch bis dahin das Gedicht zu lesen. Ein Notenheft in der Hand zu halten und einen Blick darauf zu werfen, hat selbst in der größten Gesellschaft etwas Unverfängliches und wird man dabei ertappt, so ist es nicht gefährlich! Oder hat der Herr Compositeur seinen Namen auf das Manuscript gesetzt?"

„Nein, ich wollte es nicht eher thun, als bis Sie mir gesagt, daß es Ihnen gefallen."

„Das ist mir lieb, Herr Direktor." Und nun Siegfried mit einem schelmischen Lächeln ansehend, fuhr sie fort: „Sie fürchteten die Kritik meiner Mama, fürchten Sie, mein Herr, die meinige nicht minder!"

„Ich baue auf die Nachsicht meiner gnädigen Protectorin."

„Wir werden ja sehen."

Dann trat sie etwas weiter in den Saal hinein. Siegfried folgte langsam nach.

Von der Gesellschaft hatte Niemand, selbst Frau Rohdenberg nicht, die glücklichen Gesichter und die glücklichen Blicke bemerkt, womit die Beiden ihr letztes Gespräch begleitet hatten, da Aller Augen nach dem Ende des Saals gerichtet waren, den soeben Seine Exeellenz in großer Generalsuniform, die Brust bedeckt mit unzähligen Orden, sowie dessen Nichte und Neffe betreten hatten.

Der Geheimrath und seine Gemahlin näherten sich sofort den neu Angekommenen, um sie zu begrüßen, worauf

sie mit Letzteren einen Gang durch den Saal machten, um sie der Gesellschaft, von der kaum Einer sie kannte, vorzustellen.

Felix von Stolzenberg hatte, sowie er die Schwelle überschritten, seine Blicke durch den ganzen Raum streifen lassen, um diejenige zu finden, für die er, was ihm bis dahin noch nie widerfahren war, und worüber er, sich selbst verspottend, hatte lachen müssen, in Liebe erglüht war. Aber was war denn das? Da stand ja das Mädchen, das er bis jetzt nur in scheuer Zurückhaltung und mit stets gesenkten Lidern gesehen, jetzt die Augen weit geöffnet, und neben ihr ein junger Mann, den sie lächelnd und vertraulich, fast zu vertraulich anblickte, und der in gleicher Weise, ja, noch mehr, wie ein Verzückter die Blicke erwiderte! Wie? War ihm Jemand zuvorgekommen? Hatte sich ein Anderer schon dort warm gebettet, wo er ruhen, ausruhen wollte nach den wilden, leidenschaftlichen Stürmen des Lebens? Wer war der unleugbar hübsche, junge Mann, der nach dem wahrscheinlichen Geschmack eines so jungen Mädchens etwas Wesentliches vor ihm voraus hatte, nämlich die Jugend? Seines Wissens hatte die Familie Wolter keinen nahen Verwandten, dem gegenüber eine solche Vertraulichkeit gerechtfertigt und erklärlich erschienen wäre. Wer konnte es also sein? Sollte er den Plan wieder aufgeben müssen, den er wohldurchdacht sich zurecht gelegt und zu dessen Ausführung er heute schon die einleitenden Vorbereitungen treffen wollte?

Das waren die Gedanken, die ihn bestürmten und beunruhigten, während er von den vorstellenden Gastgebern umhergeführt wurde und sich unaufhörlich verbeugen mußte.

Es kam auch die Reihe an Siegfried. Mit Spannung erwartete Felix die Nennung von dessen Namen. Als er hörte, daß derjenige, der so plötzlich seine Eifersucht erregt hatte, nur der Director des Gesangvereins sei, also ein Mann von einer Lebensstellung, die ihn nicht berechtigte, um die Tochter eines Millionärs zu werben, schien ihm die Sache weniger bedenklich, aber gleich hinterher fiel ihm ein, daß er ein Künstler sei, der nach Frau Alexandras Neigung eine große Zukunft habe, und daß bei der allgemein verbreiteten Schwärmerei der jungen Mädchen für Künstler, zumal wenn

diese hübsch sind, nichts so große Schwierigkeiten bereite, als einen solchen aus einem Herzen, in welches sein eitles Bild eingezogen, wieder zu verdrängen. Nur einen kurzen Moment ruhten seine Blicke durchbohrend auf Siegfried, dann sprach er freundlich und liebenswürdig zu ihm, bat ihn, seinen künftigen Director, beim Singen etwas Nachsicht mit ihm zu haben und sagte, daß er sich freue, heute noch einen Vortrag von ihm zu hören, der, wie man ihm allseitig versichert, ein wirklicher Kunstgenuß sein würde.

Seine Worte klangen natürlich und fast herzlich, sodaß er auf Siegfried einen sympathischen Eindruck machte.

Felix hatte mit der festen Absicht den Saal betreten, Frieda als Tischdame zu gewinnen. Nach der gemachten Beobachtung änderte er jedoch seinen Plan, näherte sich der Baroneß Schleiden und bat dieselbe um die Ehre, sie zu Tisch führen zu dürfen. In diesem Augenblick machte der Diener die Meldung, daß servirt sei. Die Paare traten zusammen, der General mit Alexandra voran, dem der Geheimrath mit der Baronin von Schleiden folgte. Siegfried bot Frieda den Arm. Je mehr der genossene Wein den Geist anregte, desto animirter wurde die Unterhaltung, Toast folgte auf Toast und in der angeregten Conversation hatte Frieda Gelegenheit, das Gedicht von Siegfried unbemerkt zu lesen:

Als ich zum ersten Mal gesehen
Dein liebes, holdes Angesicht,
Da war es gleich um mich geschehen,
Doch wie's geschah, das weiß ich nicht.

Ich fühlte nur, wie eine Welle
So rasch, so heiß zum Herzen drang,
Und wie darin so rein, so helle,
Ein ganzer Jubelchor erklang.

Ist Dir es ähnlich so geschehen?
Pulst rascher auch bei Dir das Blut
Als mich Dein Aug' zuerst gesehen?
O sage Ja — und dann ist's gut!

Dies eine Ja bedeutet Liebe,
Dies kleine Wort ist Schwur und Eid,
Es heißt, ich fühl' die gleichen Triebe,
Sei mein, sei mein in Ewigkeit!

Siegfried zitterte ein wenig, als er sah, daß Frieda mit dem Lesen seines Gedichtes begann. War er nicht wiederum zu kühn gewesen? Der Inhalt war ein unverblümter Liebesantrag, wie würde sie ihn aufnehmen? Plötzlich gewahrte er, daß sich ihr Gesicht wie mit Blut übergoß, und ihre Hände leise bebten. Langsam legte sie, nachdem sie das Gedicht zu Ende gelesen, das Notenheft wieder zusammen und blickte starr und wie abwesend vor sich nieder.

„Hat das Gedicht Ihren Beifall nicht gefunden, gnädiges Fräulein?“ fragte Siegfried.



„Der Papa will reden,“ flüsterte Frieda Siegfried zu.

„Ich kann Ihnen heute noch nicht darauf antworten, ich habe es zu — flüchtig gelesen, nach einiger Zeit sollen Sie meine Meinung darüber hören, ich muß es auch erst einmal durchsingen.

„O, gnädiges Fräulein, sagen Sie mir nur das Eine: Fühlen Sie sich durch das Gedicht verletzt?“

„Verletzt?“ rief Frieda aus, wobei wieder ein schelmisches Lächeln um ihre Lippen spielte. „Wie könnte ich das, da Sie es doch nur zu dem Zweck gemacht haben, um es zu componiren?“

„Und wenn es noch einen andern Zweck gehabt hätte?"

„Der Papa will reden, er sieht zu uns herüber, ich wette, der Toast gilt Ihnen."

Und dem war so, der Geheimrath ließ den Director des Gesangvereins leben, der in so kurzer Zeit sich allseitig die Anerkennung seiner Fähigkeiten erworben.

Frieda stieß zuerst mit Siegfried an, wobei sie ihm zuflüsterte: „Jetzt keine Frage mehr, Herr Direktor, wenn ich das Gedicht geprüft habe, werde ich Ihnen sagen, ob ich es für würdig halte, in einem Journal gedruckt zu werden."

„O, Sie sind grausam mit Ihrer Ironie."

„Vielleicht verbiete ich Ihnen auch die Veröffentlichung und behalte es für mich, und wenn ich mir erst die Noten eingeübt, singe ich es Ihnen vor, wenn wir einmal ganz — allein sind."

Felix hatte, trotzdem er sich mit seiner Tischdame und Alexandra abwechselnd sehr lebhaft unterhalten, unausgesetzt Frieda und Siegfried scharf beobachtet, er hatte auch gesehen, daß Erstere irgend etwas gelesen, vermuthlich ein Gedicht, daß sie dabei glühend roth geworden, und war er bisher noch nicht gerade völlig überzeugt gewesen, daß zwischen den Beiden sich ein Liebesverhältniß entwickelt, so glaubte er jetzt es als unzweifelhaft annehmen zu können. Aehnliches dachte auch Frau Rohdenberg, die ebenfalls ihren Enkel nicht aus den Augen gelassen.

Das Diner war zu Ende, die Tafel wurde aufgehoben, und man ging in den ersten Saal zurück, wo der Kaffee servirt wurde.

Felix näherte sich Franziska und sagte leise zu ihr:

„Tritt etwas weiter in den Saal hinein, ich habe mit Dir zu sprechen."

Frau von Barsen sah ihn erstaunt an und während sie von seiner Seite trat, erwiderte sie:

„Was wünschest Du?"

„Du weißt, unter welchen Bedingungen ich Dich aus einer drückenden, ausgespielten Situation befreit und Dich hierhergerufen habe, unter der Bedingung, mir zu jeder Zeit, wenn ich es verlange, hilfreiche Hand zu leihen."

„Was willst Du damit in diesem Augenblick?"

„Ich habe einen Auftrag für Dich."

„Was habe ich dabei zu thun?“

„Ich kenne Dein Talent, junge Männer in Deine Netze zu locken.“

„Felix!“ rief Franziska fast laut, wobei sie den Körper stolz aufrichtete und ein Blick der Entrüstung auf ihren Vetter niederfiel.

„Unterlaß' mir gegenüber diese theatralischen Posen; sie imponiren mir nicht im Mindesten und ich verbiete sie Dir geradezu, zumal hier, wo auf uns Fremdlinge die Augen Aller in jedem Augenblick gerichtet sind. Wozu also der Aufwand von Empfindlichkeit?“

„Was willst Du von mir?“

Der Auftrag, den Du erfüllen sollst, ist ein leichter; er besteht in nichts Anderem, als den Director des Gesangvereins, zu dem wir jetzt gehören, Herrn Rohdenberg, in Dich verliebt zu machen.“

„Ach, ich glaube zu verstehen — er steht Dir im Wege. Er macht der Tochter des Hauses etwas auffallend den Hof und Du vermuthest schon eine entente cordiale?“

„Spare Deine Schlußfolgerungen und befolge genau, was ich Dir vorschreibe! Die Hauptsache ist, daß Du die Sache mit Geschick und Feinheit durchführst. Wie furchtbar ernst es mir damit ist, mag Dir meine Erklärung beweisen, daß ich Dir befehle, Dein ganzes Talent zu entfalten, und daß ich, falls ich sehe, das Du die Angelegenheit nachlässig betreibst, dem Onkel, der in Bezug auf Ehre und Sitte keinen Spaß versteht, über gewisse Dinge die Augen öffnen werde. Was dann geschieht, wird Dir klar sein!“

„Du bist ein Dämon!“

„Halte mich dafür und fürchte mich! Du kennst jetzt meine Meinung!“

Felix drehte sich kurz um und trat an eine Gruppe heran, in der sich Alexander befand.

Einen Augenblick blieb Frau von Barsen regungslos mitten im Saal stehen, dann krampften sich ihre kleinen Hände zusammen und ihre zitternden Lippen sprachen leise die Worte:

„Ihr Götter, leiht mir Eure Macht, damit ich mich an ihm rächen kann!“

Zwölftes Kapitel.

Um halb zehn Uhr sollte das Concert beginnen, bis dahin konnten die Gäste sich nach Belieben zerstreuen; der größte Theil der Gesellschaft wanderte im Garten oder im Park umher, ein anderer Theil, der die Schlangenburg noch nicht kannte, ließ sich von dem Kastellan in dieser umherführen.

Auch Marquardt und Frau Rohdenberg schlossen sich diesen an; wurde die alte Dame doch von eigenartigen Empfindungen ergriffen, als sie durch die Räume schritt, in denen ihre Urgroßmutter gelebt.

Als die Gesellschaft den Rittersaal betrat, machte der alte Gedelmann zum Ergötzen der Anwesenden seine drei tiefen Verbeugungen vor dem Bilde des Herrn von Stolzenberg, begann mit der Erklärung desselben und fügte hinzu, daß ein Ur- Urenkel des Herrn von Stolzenberg unter den heute geladenen Gästen sich befinde und daß er hoffe, derselbe werde wieder einziehen in die stolze Schlangenburg, die ihm von Gottes- und Rechtswegen gehöre."

„Wie?" sagte der Professor zu Frau Rohdenberg, „der hier anwesende Herr von Stolzenberg ist ein Abkömmling dieses Mannes da? Ja, ja, die Aehnlichkeit ist ja eine nuverkennbare!"

„Das ist der Mann," erwiderte sie „der die Gräfin Fichtenberg bei ihren verbrecherischen Bestrebungen unterstützt hat! O, es ist mir hier, als wenn ich plötzlich um hundert Jahre in die Vergangenheit zurückversetzt wäre!"

Unter Gedelmanns Führung ging es jetzt die Treppe hinauf bis auf die Galerie und von dort durch einen schmalen Gang auf das Chor der Kapelle und vom Chor

wieder die Treppe hinunter bis in das Schiff der kleinen Kirche. An der rechten Seite, in der Nähe des Altars, erblickte man eine große mächtige, mit Kupfer beschlagene, grün angelaufene Thür, an der nirgends ein Schloß zu entdecken war. Dieselbe führe, so erklärte Gedelmann, in eine kleine Seitenkapelle, in der der Sarg der Gräfin Fichtenberg stände. Und nun gab er eine Lebensbeschreibung der Letzteren, die mit der historischen wenig Aehnlichkeit hatte, wonach die hier Ruhende während ihres Lebens ein Engel an Güte und Mildthätigkeit gewesen sein mußte.

Gedelmann schloß seinen Bericht über diesen Gegenstand mit den Worten:

„Die Gräfin Fichtenberg hatte ihrem getreuen und braven Geheimsecretair, dem Herrn von Stolzenberg, für seine langjährigen Dienste die Schlangenburg und die Güter Holzendorf, Rönnwald und Fichtenberg testamentarisch vermacht, aber der regierende Herzog des Landes stieß das Testament um und den armen unschuldigen Herrn von Stolzenberg setzte er gefangen. Er ist vor Gram im Gefängniß gestorben."

„Ei, ei," sagte Marquard, „so hat der Geheimsecretär, dieser Bösewicht, schon hienieden seine Strafe erhalten, das ist ja sehr interessant zu hören."

„Und daß die Gräfin Fichtenberg," bemerkte Frau Rohdenberg, „hier ihre Ruhestätte gefunden, ist ein Beweis, daß ihr stolzer Wunsch, der alle Schritte ihrer letzten Tage leitete, in der herzoglichen Gruft beigesetzt zu werden, nicht erfüllt worden ist."

Nachdem die Burg besichtigt worden war, wanderten Frau Rohdenberg und der Professor langsam in den Garten zurück, woselbst die ganze Gesellschaft sich jetzt versammelt hatte.

Die Sonne war soeben untergegangen und die ersten Schatten der Dämmerung senkten sich auf die Erde nieder. Der Himmel war wolkenlos, die Luft hatte sich etwas abgekühlt, es war noch warm, aber nicht mehr drückend. Diener reichten Eislimonaden und andere kühlende Getränke umher.

Felix war fast unausgesetzt neben Alexandra. Er erzählte interessante, fesselnde Geschichten aus Rußland, wobei er abwechselnd witzig, fein ironisch und auch Gemüth verrathend sich zeigte, sodaß seine Zuhörerin bald herzlich darüber lachen mußte, bald davon ergriffen war. Was er da=

durch erreichen wollte, gelang ihm, das frühere unbestimmte Vorurtheil, das Alexandra gegen ihn gehegt, verschwand und die Ansicht, daß Herr von Stolzenberg in jeder Beziehung ein ausgezeichneter Mensch sei, gewann die Oberhand. Felix merkte auch sehr wohl den guten Eindruck, den er hervorgerufen.

Frieda wanderte mit mehreren jungen Mädchen auf und ab. Als sie zufällig der Stelle etwas nahe gekommen war, wo Felix und Alexandra sich befanden, rief Letztere die Tochter herbei.

„Du bist in Deinem weißen Spitzenkleid so leicht gekleidet, liebes Kind," sagte sie zu ihr, „und siehst etwas erhitzt aus — soll ich nicht Johann beauftragen, daß er Dir von Frau Behrens ein Tuch holt?"

„Ich danke Dir, Mama," erwiderte Frieda, „ich bin wirklich gar nicht warm."

Frieda wandte sich zum Gehen, als ihre Augen Siegfried im eifrigen Gespräch mit Frau von Barsen erblickte. Franziska hatte ihn in der That ganz plötzlich angeredet.

„Haben Sie die Absicht, Herr Director," fragte sie ihn, „nachdem Sie das Konservatorium absolvirt, Klavierunterricht zu ertheilen?"

„Es ist allerdings meine Absicht," erwiderte Siegfried, „aber bei der großen Zahl von Musiklehrern ist es fraglich, ob ich Schüler bekommen würde."

„Eine Schülerin könnte ich Ihnen sofort nachweisen. Wir werden für den Winter nicht nach Berlin zurückkehren; mein Kousin Felix hat eine Aversion gegen die Residenz und meinen Onkel überredet, in Ihrer Stadt eine Villa zu erwerben und zum Herbst dahin überzusiedeln. Ich habe mir nun vorgenommen, mich einer besonderen Beschäftigung mit aller Energie hinzugeben, damit ich durch irgend etwas, was mich ganz und voll in Anspruch nimmt, die Langeweile tödten kann. Ich spiele wohl Klavier, aber nicht fertig genug, und möchte es darin so weit bringen, wie es einer Dilettantin möglich ist. Würden Sie mir Unterricht ertheilen wollen, Herr Rohdenberg?"

„Mit dem größten Vergnügen, gnädige Frau."

„Gut, abgemacht! Sie werden an mir eine fleißige Schülerin bekommen, ich habe dann doch eine Aufgabe, ein Ziel, dem ich nachstreben kann."

Das Gespräch lenkte sich jetzt auf einige klassische Compositionen. Das war Siegfrieds Fahrwasser, er wurde warm und lebendig dabei und als die Unterhaltung durch den Aufbruch ins Schloß unterbrochen wurde, da war er nicht allein darüber sehr erfreut, eine Schülerin aus der vornehmen Gesellschaft in Aussicht zu haben, sondern auch darüber, daß ihm dadurch noch häufiger Gelegenheit geboten werden würde, sich mit dieser hübschen und interessanten Dame zu unterhalten.

Eine Viertelstunde später erklangen in dem hellerleuchteten, prachtvoll decorirten Musiksaal die ersten Klänge der Ouvertüre. Nach einigen musikalischen Deklamationen trug Siegfried Rohdenberg sein Violinconcert von Max Bruch vor und erntete einen ungeheuren Beifall. Man war von dem wundervollen Spiel so überrascht, so ergriffen, daß man sich rückhaltslos dem ersten Impuls hingab, für eine vollendete Kunstleistung Dank und Anerkennung zu bezeugen.

Siegfried verbeugte sich tief erröthend. Mit glänzenden Augen sah Frieda auf den, der soeben sich so viel Ehre und Ruhm erworben, Felix aber runzelte für einen Augenblick leicht die Stirn.

Nach dem Concert blieb die Gesellschaft noch in zwangloser Unterhaltung beisammen und rüstete sich gegen Mitternacht, die Schlangenburg zu verlassen.

Dreizehntes Kapitel.

Auch nach dem heutigen Concert saß wie stets, so lange Frieda denken konnte, eine halbe Stunde später Frau Behrens neben ihrem Bett; was aber nach einem so ereignißreichen Tage noch nie vorgekommen war, wo Frieda sonst nicht eher gute Nacht sagte, als bis sie jede Kleinigkeit, die ihr passirt war, erzählt hatte — es wollte kein Gespräch in Fluß kommen und immer nach ein paar Sätzen trat eine längere Pause ein.

„Ich lasse es mir nicht abstreiten," sagte endlich Frau Behrens, „mit Dir ist irgend eine Veränderung eingetreten, es ist etwas nicht in Ordnung — ist es denn etwas so Schreckliches, daß Du es nicht über die Lippen bringen kannst?"

„Ach nein, Mutter Behrens, etwas Schreckliches ist es nicht, im Gegentheil —"

„Wenn mich nicht Alles täuscht, Friedchen, so spielt Dein Herzchen dabei eine Rolle."

„Du meinst, daß ich —?"

„Nun ja, was denn sonst?"

„Ich möchte es Dir schon sagen, Mutter Behrens, denn es preßt mir das Herz ab, mit keiner Seele darüber sprechen zu können, aber ich genire mich und ich kann den Anfang nicht finden."

„Dann machen wir es, wie wir es früher schon oft gethan, wenn Du mir etwas anzuvertrauen hattest und die Worte nicht finden konntest: Ich frage und Du antwortest! Also, wann und wo hast Du ihn zum ersten Male gesehen?"

„Vor etwa vier Wochen in einem Concert."

„Und wo darauf?"

„Bei seiner Großmutter.“

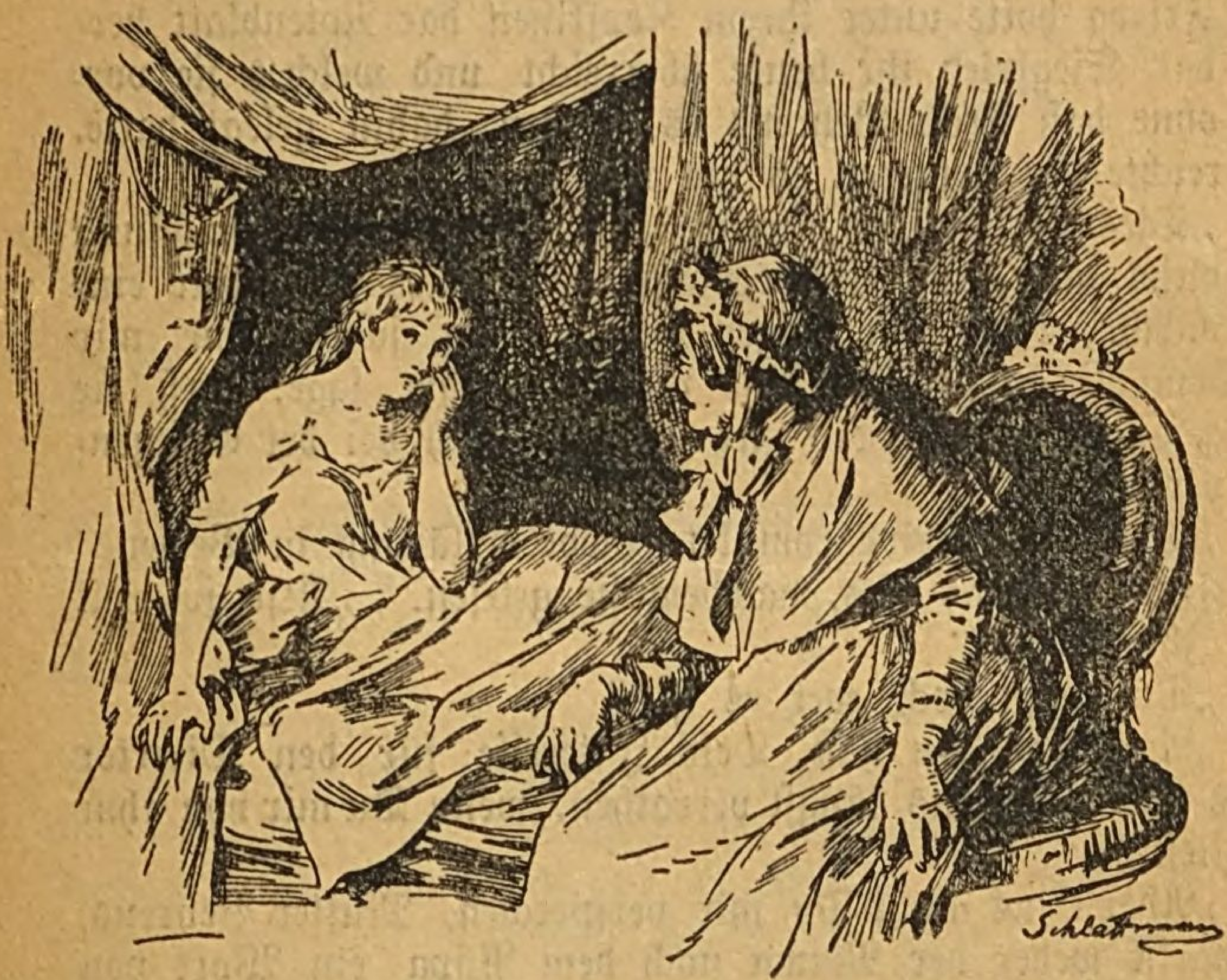
„Und wo dann?“

„Vor acht Tagen in der Villa.“

„Dann gehört er wohl zum Gesangverein?“

„Ja, er ist ein Künstler.“

„Ein Künstler? Ach Du lieber Gott!“ Frau Behrens machte ein erschrockenes Gesicht und ihre Hände falteten sich.



Ich möchte es Dir schon sagen, Mutter Behrens, denn es preßt mir das Herz ab.

„Du machst ja ein ganz eigenthümliches Gesicht, Mutter Behrens,“ sagte Frieda, „wäre Dir ein Künstler nicht recht?“

„Ach Gott, wenn das die Eltern erfahren.“

„Die Eltern kennen ihn und schätzen ihn hoch. Aber sage mir doch, was hast Du nur gegen einen Künstler einzuwenden?“

„Sehr Vieles, liebes Kind. Die Künstler sind alle ein leichtlebiges, leichtfüßiges Volk, sie haben keine Stetigkeit und müssen immer wandern, nirgends halten sie es lange aus. Und dieser Wandertrieb wird bei ihnen so sehr zur zweiten Natur, daß er sich auch auf andere Dinge erstreckt.“

Es mag wohl unter den Künstlern solche geben, aber der, den ich liebe, ist wohl schon Künstler, doch kein wandernder Künstler, und außerdem liegt in seinem Gesicht, in seinen blauen Augen der Ausdruck der absoluten Wahrheit, daß von einer Treue, die nicht alle Anfechtungen überdauert, gar nicht die Rede sein kann."

„Habt Ihr Euch denn schon wirklich verlobt, Friedchen?"

„Verlobt gerade noch nicht, aber wir wissen Beide, daß wir uns lieben."

Frieda holte unter ihrem Kopfkissen das Notenblatt hervor, das Siegfried ihr heute überreicht und welches sie vorhin, ohne daß Frau Behrens es gesehen, dahin gelegt hatte. Sie reichte der Letzteren es hin und sagte:

„Dies ist ein Lied, welches er auf meine Veranlassung componirt und auch selbst gedichtet hat. Lies die Worte einmal durch. Nach acht Tagen soll ich ihm sagen, wie mir die Composition gefallen, und wenn ich ihm sage, daß sie mir gefallen, werden wir uns wahrscheinlich bei der Gelegenheit verloben."

„Das ist ja eine complete Liebeserklärung in Versen," rief Frau Behrens aus, nachdem sie gelesen. „Also so weit seid Ihr schon?"

„Du weißt doch, wer es ist?"

„Natürlich, Du hast Dein Interesse für den Director Eures Gesangvereins längst verrathen, wenn Du mir von ihm erzähltest."

„Aber Eins mußt Du mir versprechen, Mutter Behrens, Du darfst weder der Mama noch dem Papa ein Wort von dem mittheilen, was ich Dir heute anvertraut."

„Habe ich je Dein Vertrauen getäuscht, Friedchen?"

„Nein, das hast Du nie und weil ich überzeugt war, daß Du es auch in diesem Falle nicht thun würdest, so habe ich mein volles Herz vor Dir ausgeschüttet. Und Deine Bedenken, Mutter Behrens, theile ich nicht. Von nun an denkst Du besser über den, den ich liebe, nicht wahr? Glaube mir, wenn auch Alle so sind, er macht eine Ausnahme!"

„Nun ja, ich will es ja auch gerne glauben, Kindchen, und wünsche von ganzem Herzen, daß er eine solche Ausnahme bildet."

„Hast Du Siegfried heute gesehen, Mutter Behrens?"

„Also Siegfried heißt er? Ich habe einen Augenblick während des Concertes durch die Portieren in den Musiksaal geblickt, da sah ich ihn den letzten Chor dirigiren.“

„Ist er nicht ein hübscher Mann?“

„Das ist er, aber, weißt Du, Friedchen, da war noch ein anderer Mann, den ich noch hübscher fand, und wenn ich ein junges Mädchen wäre wie Du, in den würde ich mich weit eher noch verlieben können.“

„Du meinst Herrn von Stolzenberg?“

„Das wäre eine Partie für Dich! Er ist von Adel, Erbe eines Millionärs und ein schöner Kavalier.“

„Der ist viel zu alt für mich.“

„Ein hübscher Mann ist nie zu alt.“

„Ich könnte mich nicht in ihn verlieben.“

„Selbstverständlich, weil ein anderes Bild in Deinem Herzen ist, aber könntest Du es auch nicht, wenn das nicht der Fall wäre?“

„Darauf bin ich noch mit keinem Gedanken gekommen.“

„Nun haben wir genug geplaudert, mein Kind, und jetzt wollen wir schlafen.“

Frau Behrens reichte Frieda die Hand und sagte ihr Gute Nacht.

Frieda war viel zu munter, um schon schlafen zu können. Es war doch nicht ganz ohne Eindruck auf sie geblieben, was sie heute über den Charakter der Künstler gehört, und sie legte sich die Frage vor, ob es möglich sei, daß Siegfried auch so sein oder so werden könne, und wenn sie auch jedes Mal die Frage energisch verneinte, so kehrten doch immer und immer die Gedanken wieder auf diesen Gegenstand zurück. Erst gegen Morgen schlief sie ein.

* * *

Nachdem der General, Franziska und Felix in Fichtenberg angelangt waren, entfernte sich Ersterer sogleich, um sich zur Ruhe zu legen.

„Was glaubst Du,“ sagte Felix, als er mit seiner Kousine allein war, „Du hast Dich ja mit Rohdenberg unterhalten, hast Du Aussicht, daß Du reussirst?“

„Nein!“ erwiderte Franziska kurz.

„Und weshalb nicht?“

„Weil er, so lange ich mit ihm sprach, kein Auge von

der Tochter des Geheimraths verwandt hat. Hier wird alle Mühe vergebens sein, Frieda ist seine erste Liebe.

„Ich bin leider auch zu dieser Ansicht gelangt. Nun, können wir keine Wirklichkeit schaffen, müssen wir den Schein hervorzaubern.“

„Und dabei habe ich auch wieder eine Rolle zu spielen?“

„Natürlich, die Hauptrolle.“

„Erlasse sie mir, ich habe keine Lust dazu.“

„Ob Lust oder nicht, Du wirst sie dennoch übernehmen.“

„Und wenn ich mich weigere?“

„Das wirst Du nicht wagen, denn Du kennst mich.“

„Ja, ich kenne Dich!“ rief Franziska schmerzlich aus und bedeckte mit beiden Händen das Gesicht.

„Da Du mich kennst, so weißt Du auch, daß ich meine Drohungen ausführen werde, wenn Du mir nicht gehorchst.“

„Ich bin in Deiner Hand, ja, noch bin ich es, aber sieh Dich vor, daß ich die Bande nicht zerreiße!“

„Du wirst Dich hüten.“

„Daß ich Schauspielerin war, wird den Onkel wohl nicht allzusehr verstimmen, zumal wenn er erfährt, daß ich eine Künstlerin war, in deren Salons Männer der höchsten Aristokratie verkehrten. Würdest Du ihm aber ein Geheimniß erzählen, das Du, Gott mag wissen, durch welche Mittel entdeckt hast, dann würde ich wohl nicht länger Gnade vor seinen Augen finden. O, dies unglückselige Geheimniß, das mich willenlos in Deine Gewalt giebt! Alles Elend, was über mich hereinbrach, Dir habe ich es zu verdanken. Du hast mich gewissermaßen an den Fürsten, trotzdem Du wußtest, daß ich den Grafen Tonjef liebte, verkauft für die Auslieferung eines politischen Geheimnisses an Dich!“

„Bist Du wahnsinnig!“ rief Felix mit lauter Stimme.

„O, ich weiß mehr als Du glaubst, und könnte ich nur Beweise erbringen für das, was ich weiß, so solltest Du so sicher Dich zu meinen Füßen winden, wie ich es jetzt vor Dir muß!“

„Ich wiederhole, Du bist von Sinnen!“

„Und solltest Du nicht auch Deine Hand dabei im Spiel gehabt haben, als man plötzlich den Grafen Tonjef verhaftete, weil man ihn beschuldigte, mit Nihilisten in Kontact zu stehen? Ich lasse es mir nicht ausreden, daß es das

Werk des Fürsten war, und dann warst Du sein Helfershelfer!"

„Franziska! Wage das nicht noch einmal zu behaupten!"

„Der Fürst war bis zur Leidenschaft in mich verliebt und eifersüchtig wie ein Othello. Der Graf war ihm im Wege. Aber wenn ich an etwas mit teuflischer Freude zurückdenke, so ist es der Triumph, daß Euch Beide schon in kurzer Zeit die Nemesis ereilte. Der Fürst starb innerhalb weniger Tage und als man unter seinen hinterlassenen Papieren Briefe fand, die Dich compromittirten, da wurde Dir der Boden unter den Füßen plötzlich zu heiß, Du mußtest St. Petersburg schleunigst verlassen und gingst nach Paris."

„Das ist erlogen," rief Felix heftig aus. „Aus ganz anderen Gründen verließ ich Rußland, um nach Frankreich überzusiedeln."

„Ich habe ja keine Beweise, aber wahr ist es doch! Und hüte Dich," fuhr sie mit erhobener Stimme fort, „noch schwebt der Prozeß gegen den Grafen Tonjef, aber alle Aussichten sind vorhanden, daß schon bald seine Freisprechung erfolgt. Ich habe unter der Hand Nachricht von ihm, er liebt mich mit der gleichen Gluth wie früher, seine Ehescheidung ist während seiner Haft perfect geworden, und ist er erst frei, so wird er kommen, um mich zu holen. Ich habe früher gezittert, daß er das Geheimniß meiner Jugend erfahren könnte, aber jetzt werde ich es ihm selbst sagen, und weil er mich liebt, wird er nicht den Stab über mich brechen, daß ich, fast noch ein Kind, in einer schwachen Stunde dem Schicksal erlag. Und dann, dann ist Deine Macht, die Du über mich hast und die Du so schonungslos gebrauchst, für immer gebrochen!"

„Meinst Du?" erwiderte Felix mit einem spöttischen, sardonischen Lächeln. „Glaubst Du, wenn ich seiner stolzen Schwester es unterbreite, daß die ehemalige Schauspielerin weder eine adelig Geborene, noch eine adelig Vermählte ist, daß sie überhaupt gar nicht vermählt ist, sondern daß sie den Namen Frau von Barsen nur willkürlich angenommen hat, um sich in der Eigenschaft einer jungen Wittwe mit einem interessanten Lüstre zu umgeben, und wenn ich dann noch die Mittheilung von dem bewußten Geheimniß hinzu-

füge — glaubst Du, daß dann die Gräfin Romanof und mit ihr die ganze übrige hocharistokratische Verwandtschaft nicht alle Hebel in Bewegung setzen werden, den Grafen Tonjef von seiner Absicht, Dich zu heirathen, zurückzubringen? Und sei versichert, ich kenne den Grafen so gut wie Du ihn kennst, er ist viel zu haltlos und unselbstständig, um sich nicht überreden zu lassen und um nicht, nachdem er erst soeben in der Gesellschaft rehabilitirt ist, einen Sturm der Mißachtung heraufzubeschwören und sich an der Seite einer Frau mit Antecedenzien unmöglich zu machen."

„Und Du könntest, Du würdest seiner Schwester verrathen, daß —"

„Ich kann und werde es, wenn Du Dich weigerst, mir beizustehen in dem, was ich unter allen Umständen erreichen will."

Franziska sank wie gebrochen auf einen Stuhl nieder, sie fing an zu schluchzen und Thränen rannen über ihre Wangen.

„Du machst ein Aufhebens," sagte Felix in ärgerlichem Tone, „als wenn ich an Dich das Verlangen gestellt, mir bei einem Morde oder Diebstahl zu helfen. Die Sache ist doch so einfach und was Du dabei zu thun hast, so leicht und geringfügig. Ich liebe Frieda Wolter und sie muß die Meine werden. Was sagt denn diese Backfischschwärmerei für den Musiker? Eine solche macht ihr Herz nur empfänglicher für die darauf folgende wirkliche Liebe. Mag der Herr Rohdenberg noch so gut seine Geige spielen, das berechtigt ihn noch nicht, um die Tochter eines Millionärs zu freien, und niemals werden Friedas Eltern ihr einziges Kind einem Manne geben, der nichts ist und nichts besitzt als sein bischen Talent. Die Tändelei muß also so wie so über kurz oder lang aufhören. Das Ende derselben zu beschleunigen, den Riß des Probepfeils so bald wie möglich zur Heilung zu bringen, um das Herz für meine Liebe zu präpariren, das ist die Aufgabe, die ich mir gestellt und die hoffentlich nicht schwer zu erfüllen ist. Das, was Du dabei zu thun hast, ist kinderleicht."

„Bevor wir Fichtenberg verlassen," fuhr er fort, „werden wir noch eine große Soiree veranstalten. Am nächsten Mittwoch theilst Du dem Herrn Direktor Rohdenberg unter dem Siegel der Verschwiegenheit mit, daß wir beabsichtigen,

die Gesellschaft durch lebende Bilder zu überraschen und bittest ihn, ob er Dir nicht bei dem Arrangement derselben behilflich sein wolle. Du wirst Dich des mitten im Garten der Schlangenburg liegenden Felsblocks erinnern. Eine in den Stein gehauene Treppe führt auf die Höhe desselben, wo eine Bank steht. Daneben befindet sich eine runde Taxus-laube, die nach oben hin offen ist. Hierher dirigirst Du Herrn Rohdenberg. In den Pausen oder vor



Ich kann und werde es, wenn Du Dich weigerst.

der Probe betreten die Sänger jedenfalls den Garten. Da die lebenden Bilder eine Ueberraschung bilden sollen, so ersuchst Du den Direktor, die Sache geheim zu halten, und aus diesem Grund führt Ihr die Verhandlungen darüber in einem leisen Flüsterton. Du besprichst mit ihm einige Sujets und fragst ihn dabei um seinen Rath. So könntest Du ihm zum Beispiel sagen, Du beabsichtigst das Bild „Hektors Abschied“ zu stellen, Du selbst wollest die Andromache vorstellen, und nun berathet Ihr die Situation, wobei schon ein Händereichen und Armauflegen stattfinden kann. Dann mußt Du ein anderes Bild ersinnen, wo er vor Dir zu knieen hat. Ich denke an

die Scene, wo Don Karlos sich leidenschaftlich vor seiner Stiefmutter auf die Knie wirft und diese sich zürnend abwendet, das macht Ihr gleich zur Probe durch, und da man auf dem Felsen das Geflüster nicht versteht, die Bewegungen aber deutlich sieht, so verspreche ich mir hiervon den Erfolg, den ich erwarte. Und nun frage ich Dich noch einmal, Franziska, willst Du mir hierbei Deine Hülfe leihen?"

„Du befiehlst," sprach sie fast tonlos, und ich, ich muß gehorchen!"

Gleich darauf verfiel sie in ein krampfhaftes Weinen, wobei ihr ganzer Körper convulsivisch erbebte.

„So unterdrücke doch diese hysterischen Ausbrüche," rief Felix mit scharfer Stimme, „Du weißt ja, wie widerwärtig sie mir sind!" Und während er der Thür zuschritt, fuhr er fort: „Wir sprechen über die betreffende Angelegenheit noch eingehender, Gute Nacht!"

Franziska drückte rasch, nachdem ihr Vetter sich entfernt, das Taschentuch fest auf beide Augen, sie sprang empor und es war ein Blick tödtlichen Hasses, den sie auf die Thür warf, die sich soeben hinter Felix geschlossen.

* *
*

„Ich bin noch so munter und wach," sagte Siegfried, nachdem er sich seines Paletots entledigt, „daß ich unmöglich schon zur Ruhe gehen kann, ist es Dir recht, Großmama, wenn wir noch ein halbes Stündchen plaudern?"

„Es geht mir wie Dir und ich war gerade im Begriff, Dir denselben Vorschlag zu machen."

„Du siehst prächtig aus in Deinem neuen grauseidenen Kleide und der hübschen Spitzenhaube, Großmütterchen, ganz so vornehm wie eine Gräfin- oder Fürstin-Mutter."

Aber Dein Gesicht paßt mir heute gar nicht recht zu dem festlichen Anzug, jedes Mal, wenn meine Augen heute Abend Dich suchten, fand ich einen so erregten Ausdruck darin. —"

„Mir war auch ernst zu Sinn."

„Warst Du mit meinem Dirigiren nicht zufrieden oder hat Dir mein Spiel nicht gefallen?"

„Gewiß, die Chöre wurden vortrefflich gesungen und noch nie habe ich Dich so — begeistert spielen hören."

„Ein Lob aus Deinem Munde macht mich immer glück-

lich, weil ich weiß, daß Du auch nicht mit dem Gegentheil zurückhältst, wenn Dir etwas nicht recht erscheint."

„Ich habe stets getadelt und gewarnt, wo ich es für nothwendig gehalten, und Du wirst es mir nicht übel nehmen, wenn ich es auch jetzt noch thue."

„So ist doch wohl etwas vorhanden, was Deine Unzufriedenheit erregt hat."

„Wir wollen uns setzen, Siegfried, und einmal in aller Ruhe eine Sache besprechen, die, ich kann's nicht leugnen, mein Herz mit Sorge erfüllt."

Nachdem Frau Rohdenberg in der Ecke des Sophas und Siegfried auf einem Sessel Platz genommen, sagte der Letztere, während ein schelmisches Lächeln seine Lippen umspielte:

„Großmama, Du hast doch nicht etwa bemerkt, daß sich zwischen der Frau Geheimräthin und mir etwas entwickelt?"

„Gott sei Dank, nein, und ich wiederhole Dir, was ich heute schon dem Professor Marquardt gesagt, daß ich der ausgezeichneten Frau in meinem Innern längst abgebeten habe, was ich damals über sie gesagt und wie ich über sie gedacht habe. Aber trotzdem, mein guter Siegfried, bedaure ich die Stunde, wo Du zum ersten Male das Haus des Geheimraths Wolter betreten hast."

„Warum denn, Großmama?"

„Weil Dir dort, wenn auch nicht von Seiten der Frau Geheimräthin, so doch von einer anderen Seite eine Gefahr droht, durch die Du Deinen ganzen Frohsinn, Dein ganzes Lebensglück verlieren kannst."

„Ich verstehe Dich nicht, Großmama."

„Du verstehst mich wohl, Siegfried, und ich kann es auch begreifen, daß Du mich noch nicht in Dein Vertrauen gezogen; aber nichtsdestoweniger muß ich es zur Sprache bringen, und ich werde Dich anflehen, auf dem Wege, den Du betreten, wieder umzukehren, ehe es zu spät ist, ehe Du dabei Deine innere Ruhe verloren."

„Großmama, ich bitte Dich —" kam es betroffen über Siegfrieds Lippen, dessen Wangen sich mit dunkler Röthe gefärbt hatten.

„Siegfried," fuhr sie fort, „was hast Du Dich unterfangen! Ist Dir jede Ueberlegung verloren gegangen? In einem Hause, das Dich freundlich herangezogen, fängst Du mit

der unerfahrenen Tochter ein Liebesverhältniß an? Ich habe Euch scharf beobachtet, so unangenehm es mir auch war, eine Aufsichtsrolle zu spielen. Wie kannst Du es wagen, Deine Augen zu der einzigen Tochter eines Mannes zu erheben, der, wenn auch nicht selbst von Adel, doch durch seinen immensen Reichthum eine dem Adel fast gleiche glänzende Stellung einnimmt? Hast Du Dich nie gefragt, welche Stellung Du einem solchen, auf der Höhe der menschlichen Gesellschaft Stehenden gegenüber einnimmst? Du hast nichts zu bieten, als einen ehrlichen Charakter und Dein Talent, Eigenschaften, die vielleicht der Tochter genügen können, die aber für den Vater noch lange nicht ausreichen, dem sein liebstes Kleinod zu übergeben, der sich im Sturmschritt als sein Schwiegersohn ihm aufzudrängen sucht. Der Geheimrath Wolter und seine Gemahlin werden sich nur einen solchen Eidam wählen, der dieselben Vorzüge hat, deren Du Dich rühmen kannst, der aber außerdem noch sich auszeichnen muß entweder durch Reichthum, der dem ihren entspricht, oder auch durch einen Rang, der den ihrigen wenn möglich noch überragt."

Siegfried war in seiner unschuldigen Liebe, die ihn so plötzlich ergriffen und die in der kurzen Zeit ihres Bestehens so mächtig angewachsen war, noch mit keinem Gedanken darauf gekommen, daß er für die Liebe, die er sich zu erringen hoffte, etwas Anderes als Liebe wiederzugeben brauche. Es war also nicht genug, daß er sein ganzes Ich, seine ganze Seele hingab, er mußte den Eltern auch noch entweder Reichthum oder einen hohen Rang bieten können, wenn sie ihre Einwilligung geben sollten. Aber war dem so?

„Ich weiß, Großmama, daß Frieda von ihren Eltern abgöttisch geliebt wird, sollten diese nun, wenn die Tochter mich wirklich liebt, es über sich gewinnen können, das Band zu trennen, wodurch das Lebensglück ihres Kindes für immer zerstört würde?"

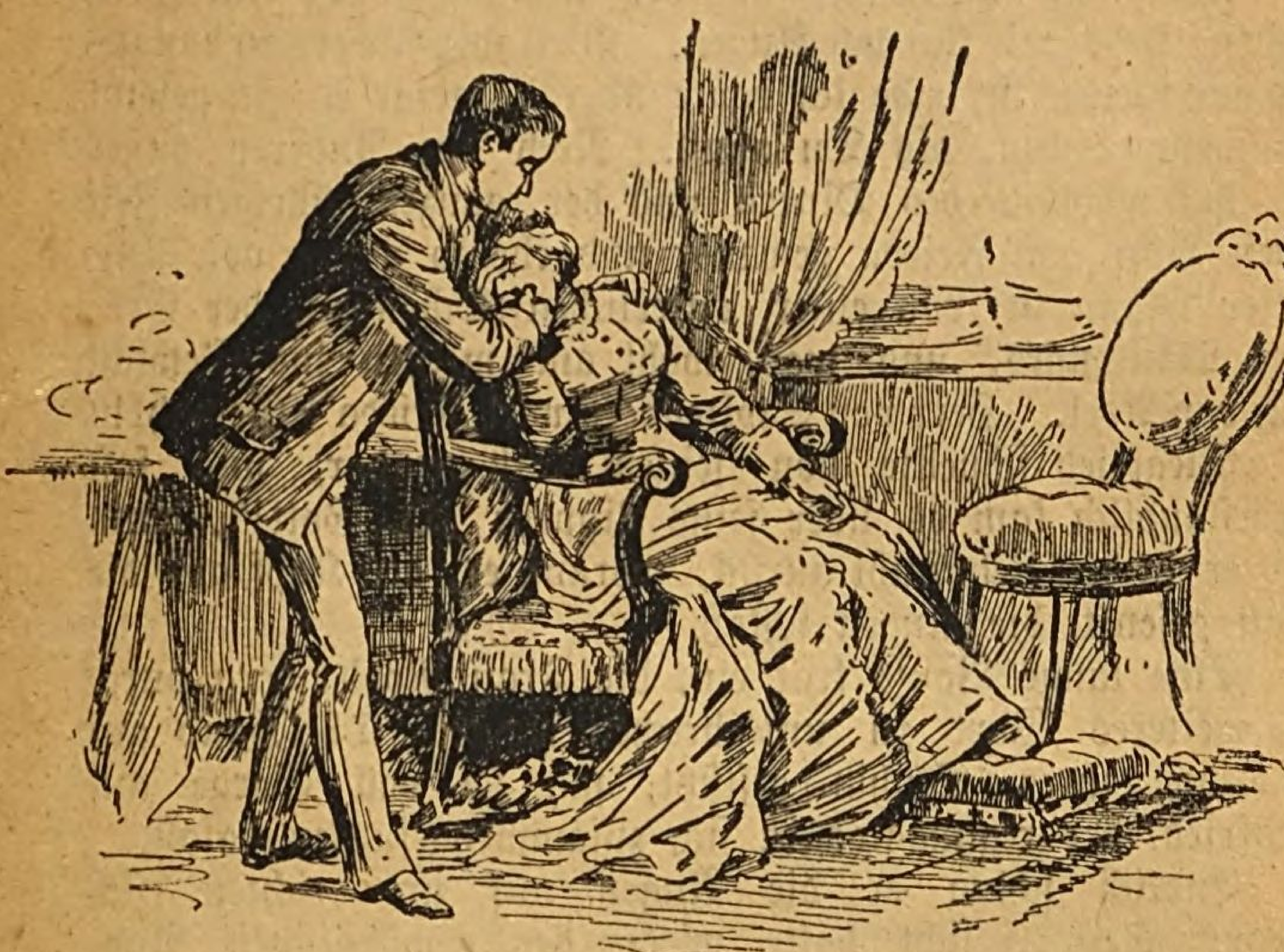
„Ja, wenn sie Dich wirklich liebt! Doch bevor wir weiter sprechen, Siegfried, sage mir offen, ist bereits das Wort Liebe zwischen Euch gefallen?

„Nein, bis jetzt nicht, aber bedarf es denn der Worte? Giebt es nicht eine stumme Sprache, die ebenso deutlich die Gefühle des Herzens verräth?"

„Nur Worte binden, mein Sohn, nur Worte sind es, die einen Halt geben, alles Andere läßt sich nach Belieben drehen und deuten. Was berechtigt Dich denn, anzunehmen, daß sie Dich liebt?“

Frau Rohdenberg erhob sich, näherte sich Siegfried's Sitz und ihre Hand auf des Enkels Haupt legend, sagte sie:

„Ich habe Dir heute wehe thun müssen, ich habe in Deinem Herzen Hoffnungen zerstört, die Dich beglückten und



Bewußtlos sank Frau Rohdenberg auf den Stuhl nieder.

on deren Erfüllung Du bereits träumtest, aber es ist besser, daß Du in einer einzigen schlaflosen Nacht Dich mit dem Schicksal abfindest, als daß Du später für lange Zeit elend und unglücklich wirst! Versuche es, mein Sohn, habe diesen Willen und Du wirst sehen, daß Du auch die Kraft hast! Willst Du mir das versprechen, Friedel?“

Siegfried stand plötzlich auf, schlang seine Arme um den Nacken der alten Frau, und während er an deren Wange die seinige legte, sagte er mit schmerzlicher Stimme: „Großmama, o, Großmama, wenn Du Recht hättest!“

„Ich habe Recht, mein Sohn,“ erwiderte Frau Rohden-

berg, und nachdem Siegfried fast krampfhaft einen Kuß auf die Stirn der Großmutter gedrückt, sank er wie erschöpft auf den Lehnstuhl zurück und preßte beide Hände auf das klopfende Herz.

Frau Rohdenberg blickte mit Mitleid auf das blasse, kummervolle Gesicht des geliebten Enkels nieder, ihre Augen wollten sich mit Thränen füllen, aber sie bezwang sich.

„Wie sich die Dinge auf der Schlangenburg entwickeln werden, steht mir klar vor Augen. Weil mir für etwas bangte, was mir theuer ist, habe ich heute überall meine Augen gehabt und mehr gesehen, als Du ahnst. Noch ein Anderer außer mir hat während des Diners und der ganzen übrigen Zeit keinen Blick von Frieda gewandt und ebenso wenig von Dir. Dieser Mann ist von einer ritterlichen Schönheit, der Erbe eines Millionärs, und was wohl am meisten ins Gewicht fällt, von Adel. Herr von Stolzenberg wird Frieda's Gemahl!"

Siegfried schnellte von seinem Sitz empor, und fast unverständlich kam es über seine Lippen: „O, Gott!", dann sank er in den Lehnstuhl zurück, worauf er, den Kopf auf die Brust gesenkt, die Augen schloß.

Eine lange Pause trat ein, die Frau Rohdenberg durch kein weiteres Wort zu unterbrechen wagte. Die Hand auf die Lehne ihres Stuhls gestützt, sah sie voll Sorge auf Siegfried, der regungslos in sich zusammengesunken dasaß.

Endlich schlug er die Augen auf und richtete sich empor. Sein Gesicht hatte wieder den gewöhnlichen Ausdruck angenommen, aber von Entsetzen wurde Frau Rohdenberg erfaßt, als sie aus seinem Munde die Worte vernahm:

„Warum sind wir nicht reich? Wenn wir es wären, Großmama, so würde ich die Concurrenz mit Herrn von Stolzenberg nicht scheuen. Hätten wir doch nur einen geringen Anhalt, wo die verlorene Bibel zu finden wäre!"

Da war es nun, das Fürchterliche, was sie ahnungsvoll hatte kommen sehen. War denn Alles vergebens gewesen, was sie gesagt? Ja, hatte der Hinweis auf Herrn von Stolzenberg das Uebel sogar verschlimmert? War durch Erregung der Eifersucht seine Liebe nun noch mächtiger angewachsen?

Diese Gedanken fuhren blitzschnell durch ihr Gehirn und plötzlich war es ihr, als tauchte in der dämmerigen Ecke des Zimmers die Gestalt ihres verstorbenen Sohnes Konrad

auf. Sie streckte die Hände wie abwehrend aus, in einem gellenden Tone rief sie die Worte: „Da kommt die fürchterliche Zeit zum zweiten Male!“ und sank bewußtlos auf den Stuhl nieder.

Siegfried wurde von einem tödtlichen Schrecken erfaßt. Er holte sogleich eine starkriechende Essenz, mit der er ihre Stirne benetzte und konnte schon bald zu seiner Freude bemerken, daß seine Bemühungen Erfolg hatten.

Er kniete nieder und Frau Rohdenbergs Hand ergreifend, lächelte er ihr, die soeben wieder die Augen geöffnet, freundlich zu, und sagte ihr Worte des Trostes.

„Ich will Dir auch gestehen, Großmama,“ fuhr er fort, „daß ich Frieda Wolter sehr gern gehabt, daß ich sie eigentlich schon geliebt habe. Ich hatte mich schon mit allerlei Hoffnungen getragen und mich ganz gedankenlos meinen Gefühlen hingegeben. Das ist jetzt vorbei! Gottlob waren diese Gefühle noch nicht so mächtig geworden, daß ich nicht mit Leichtigkeit sie unterdrücken könnte.“

Als Siegfried seine Trostrede geendet, erhob sich Frau Rohdenberg, und nun beide Hände auf seine Schultern legend, sah sie ihm einen Augenblick schweigend ins Gesicht und während Thränen der Freude über ihre Wangen liefen, sagte sie:

„Ist es denn wirklich wahr, Friedel, waren alle Sorgen, die ich mir um Deinetwillen gemacht, unnöthig? Sieh — es giebt in jedes Menschen Leben Augenblicke, die eine große, unendliche und dabei reine, ungetrübte Freude bereiten, aber weil sie so selten sind, so bleiben sie ewig dem Gedächtniß eingeprägt. Der jetzige Augenblick ist ein solcher — nie werde ich ihn vergessen!“

„Und nun, mein guter Junge,“ fuhr sie fort, „wollen wir uns zur Ruhe legen, es ist schon sehr spät — und wir bedürfen dringend der Erholung. Sonst war mein letztes Gebet, der liebe Gott möge Dich vor dem Schicksal Deines Vaters bewahren, und wenn ich dies Gebet auch noch fortsetze, so erbebt dabei doch nicht mehr mein Herz. Habe Dank, mein Sohn, daß Du meine Seele von einer großen Last befreit.“

Sie drückte einen Kuß auf seine Lippen und ging in ihr Schlafgemach. Auch Siegfried suchte nun langsamen Schrittes sein Zimmer auf.

Vierzehntes Kapitel.

Im Schatten der Nacht sieht Alles düster und grau aus. Auch für die richtige Beurtheilung der Vorgänge in der Seele ist die Nacht nicht günstig, es ist, als wenn der Geist auch des Sonnenlichtes bedürfe. So fragte sich auch Siegfried am nächsten Morgen, als er mitten im Sonnenschein stand, der durch seine Fenster ins Zimmer fiel, ob nicht sein Geist Schlüsse gezogen habe, die gänzlich falsch seien?

Denn wo war nur der geringste Beweis von den Dingen, die seine Großmutter nach ihrer Zurückkunft in der Nacht mit ihr besprochen? Waren es nicht bloße Vermuthungen? Konnte die Großmutter in ihrer Besorgniß um ihn sich nicht in Manchem geirrt haben?

Was Frieda ihm gezeigt hatte, schien mehr als oberflächliche Neigung zu sein, und war sie tiefer, so dürfte es einem Anderen doch wohl schwer fallen, ihn aus ihrem Herzen zu verdrängen, mochte derselbe an das Eltern auch noch so gute Bundesgenossen besitzen.

Im Grunde war er ja ein reicher Mann, als Erbe der Gräfin Fichtenberg war er eigentlich ein Millionär. Aber nur in der Idee, nicht in Wirklichkeit. Wo war die Million und wo war der Schlüssel, der den Versteck öffnete, wo sie verborgen lag?

In diesem Augenblick fielen seine Blicke auf einen Brief, der zwischen Papieren und Notenblättern auf dem Sophatisch lag. Rasch trat er an den Tisch und öffnete ihn, er war von Langenbach und lautete:

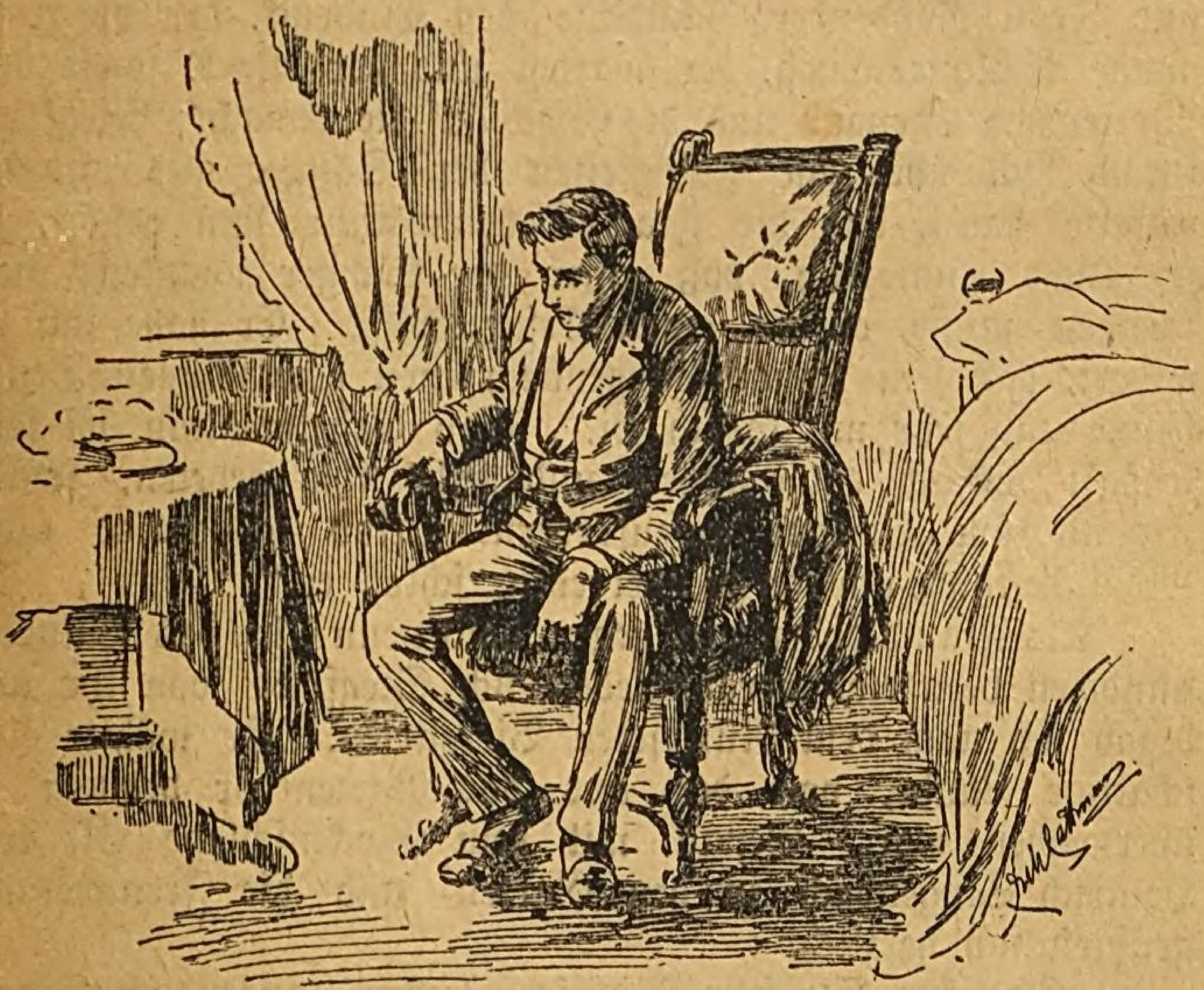
Lieber Freund!

Wenn es Ihre Zeit erlaubt, ersuche ich Sie freundlichst, morgen Vormittag um elf Uhr zu einem Frühschoppen in

den Rüter'schen Garten zu kommen. Ich habe Ihnen nämlich etwas sehr Wichtiges, das heißt, Wichtiges für mich, mitzutheilen. Hoffentlich sehe ich Sie.

Mit freundlichem Gruß
Ihr Langenbach.

„Auch mein Herz ist voll!" rief er aus, als er den Brief gelesen. „Ja, vor ihm, vor dem liebenswürdigen, treuen Freunde will ich es ausschütten, er soll mir rathen,



Ist denn jede Möglichkeit geschwunden, die Bibel noch aufzufinden?

was ich thun soll. Wenn ich nur einem einzigen Menschen gegenüber mich aussprechen kann, dann wird mir auch die Aufgabe leichter werden, vor meiner Großmutter meine geheimsten Gefühle zu verbergen!"

Dieser Gedanke, sich dem Freunde zu vertrauen, goß lindernden Trost in die gemarterte Seele, und eine Zuversicht überkam ihn, daß der Rath des Freundes für ihn von Nutzen und Erfolg sein würde.

Da hörte er auch schon seine Großmutter im Wohnzimmer.

Sein Muth hatte sich plötzlich etwas wieder belebt und es wurde ihm nicht gerade schwer, ein unbefangenes Gesicht

zu machen, als er nun in das Zimmer trat, seiner Großmutter die Hand reichte und ihr einen Guten Morgen wünschte, worauf sie sich gemeinsam am Kaffeetisch niederließen.

„Du glaubst nicht, Siegfried, mit wie viel freudigeren Gefühlen ich Dich heute betrachte, als ich es gestern Abend gethan habe.“

„Du machst Dir gleich zu viele Sorge um mich.“

„Es mag wohl sein, Gottlob, daß ich es nicht mehr nöthig habe.“ Es kam dann das Gespräch auf den Gesangabend und Frau Rohdenberg schilderte den Eindruck, den die großartige Schlangenburg, der Garten und der Park, sowie das Wolter'sche Ehepaar und die Gäste auf sie gemacht; Siegfried sprach sich über die Fähigkeiten der Sänger aus und erwähnte dabei, daß die Frau Geheimräthin ihm gesagt, es sei nicht unmöglich, daß einer der Sänger nächstens ausscheiden müsse, ob er einen Ersatz wisse. Er habe ihr erwidert, daß sein Freund Langenbach einen sehr schönen Tenor besitze und sehr musikalisch sei. Frau Geheimräthin sei sehr lebhaft darauf eingegangen und habe ihn gebeten, seinen Freund zum Beitritt aufzufordern. „Und ich werde alles Mögliche thun, um ihn zu überreden, schloß er.“

Als Frau Rohdenberg gegen halb neun Uhr das Plauderstündchen beendete, verabschiedete sich Siegfried von ihr und begab sich nach dem Rüterschen Biergarten. Er wählte eine schattige Laube, von der aus das Gartenthor bequem zu überwachen war. Genau mit dem Glockenschlage Elf trat Heinrich Langenbach in den Garten und die Freunde begrüßten sich herzlich.

„Das für Sie sehr Wichtige, lieber Langenbach,“ sagte Siegfried, „muß zugleich etwas sehr Freudiges sein, denn Ihre Gesichtszüge strahlen förmlich von Glück und Jubel.“

Das ist es auch. Erstens: Ich bin verlobt!“

„Verlobt?“ rief Siegfried überrascht. „Mit Fräulein Werner?“

„Errathen!“

„Da gratulire ich von Herzen!“

Siegfried reichte über den Tisch dem Freunde die Hand.

„Zweitens,“ fuhr Langenbach fort, wird meine Operette angenommen werden!“

„Wird angenommen werden? Aber woher wissen Sie denn das? Noch ist der dritte Act nicht fertig!“

„Ich konnte nicht warten, bis ich die letzte Note geschrieben. Da ging ich denn vor etwa acht Tagen mit den vollendeten ersten zwei Akten meiner Operette zum Herrn Theaterdirektor Strebitz, ersuchte ihn, dieselben einer gütigen Durchsicht zu unterwerfen, und wenn sie ihm gefielen, mir zu sagen, ob er das Ganze, natürlich unter der Voraussetzung, daß der letzte Act den beiden ersten Acten entspräche, zur Aufführung annehmen wolle. Und der Director hat sie angenommen und war von ihr entzückt. Nun, Freund Rohdenberg, was sagen Sie denn zu diesem unglaublichen Vorerfolg?

„Ich freue mich unendlich und wünsche Ihnen alles fernere Glück damit.“

Langenbach sah dem Freunde aufmerksam ins Gesicht.
„Doch sagen Sie mir, lieber Freund, was ist Ihnen denn passirt? Heraus damit, auf daß Ihre Seele frei wird!“
„Sie sollten mir einen Rath ertheilen.“
„Mit Freuden wenn ich's kann!“

Siegfried erzählte nun Alles, was auf die Entwickelung seiner Liebe Bezug hatte und was ihn berechtigte, an Friedas Gegenliebe zu glauben; ferner das Gespräch, welches er in der Nacht über diesen Gegenstand mit seiner Großmutter geführt hatte.

„Nach reiflicher Ueberlegung bin ich zu der Ansicht gekommen,“ sagte er, „daß Frieda's Liebe nicht minder wahr und tief ist, als die meine, es giebt Blicke, die Bekenntnisse ohne Worte sind und nicht weniger sagen, als es die Sprache könnte. Aber ich bin arm und das ist dem Vater gegenüber die Schranke, über die meine Hoffnungen nicht hinüber können.“

„Ich kenne den Geheimrath Wolter persönlich nicht,“ versetzte Langenbach, „ich weiß nur, daß er den Ruf eines Ehrenmannes hat und sehr viel Gutes thut. Aber wer kann wissen, ob er von allen Vorurtheilen frei ist, wenn es sich um die Wahl eines Schwiegersohnes handelt? Da haben vermögende Leute, mögen sie sonst noch so vortreffliche Menschen sein, oft ihre eigenen Ansichten.“

„Gerade dies Beispiel hat das trübe Gefühl der Aussichtslosigkeit in mir nur noch vermehrt," sagte Siegfried mit einem tiefen Seufzer. „Wäre ich reich, „so würde ich zu Friedas Vater gehen, würde ihm sagen, ich liebe Ihre Tochter, geben Sie sie mir zur Frau, ich brauche keine Mitgift, denn ich bin im Besitz einer Million, und dann —"

„Würde er vermuthlich sogleich ja sagen."

„Und ich bin reich, Langenbach, und bin es wieder nicht, ich habe eine Million, und habe sie wieder nicht."

„Sie meinen: Mein ganzer Reichthum ist mein Lied, in diesem Falle meine Violine! Möglich, daß sie Ihnen bei einiger Sparsamkeit und etwas reichlich Glück am Ende Ihres Lebens zu einem Milliönchen verholfen hat. Es kann auch weniger sein — ich kenne bis jetzt keinen Künstler, der in dem Geruch stände, ein Millionär zu sein."

„So meine ich es nicht. Nein, de facto, Langenbach, ich habe wirklich eine Million."

„Sie sprechen in Räthseln, drücken Sie sich deutlicher aus."

„Jetzt, lieber Langenbach, kommt der Augenblick, wo ich Sie in das Geheimniß einweihen muß."

Siegfried berichtete jetzt ausführlich von dem Familiengeheimniß. Als er der verlornen Bibel erwähnte und den Einband beschrieb, dessen Silberbeschlag mit Rubinen besetzt und auf dem das Leiden Christi eingravirt war, da fuhr Langenbach überrascht in die Höhe.

„Was ist Ihnen?" fragte Siegfried.

„O, nichts, nichts! Mir fiel nur etwas ein!"

„Hatte es Bezug auf die Bibel?"

„Keine Idee!"

Langenbach hatte sich rasch gefaßt und setzte hinzu:

„Ich bin heute sehr zerstreut. Ich habe ganz vergessen, daß ich heute noch eine kranke Frau besuchen muß, die beständig eine aufgeschlagene Bibel vor sich liegen hat, in der sie wahrscheinlich gar nicht liest. Es wäre mir vielleicht nicht eingefallen, wenn meine Gedanken nicht von Ihrer Bibel auf die meiner Patientin gerathen wären. Bitte, fahren Sie fort!"

Als Siegfried seine Erzählung beendet, sah er den Freund gespannt an und sagte:

„Was glauben Sie, Langenbach, sollte es möglich sein, eine Spur der verlornen Bibel zu entdecken?

„Bester Freund", erwiderte der Mediciner, „lassen Sie mich die Sache gehörig überlegen, so will ich Ihnen später meine Ansicht darüber mittheilen. So sind Sie ja in der That ein Millionär ohne eine Million! Alle Wetter, wenn wir diesen Widerspruch auflösen könnten, wenn wir die Bibel fänden und den Schatz dazu! Aber voreilige Hoffnungen wollen wir uns Beide noch nicht machen. Lassen Sie vorläufig alles Grübeln, Rohdenberg, und nehmen Sie sich die Sache nicht allzusehr zu Herzen. Wissen Sie, was ich an Ihrer Stelle thun würde? Ich dächte an diese imaginäre Million bis auf Weiteres gar nicht mehr."

Beide schwiegen einen Augenblick, dann sagte Siegfried:

„Ich habe noch eine Frage an Sie zu richten, Langenbach. Einer unserer Tenoristen wird wahrscheinlich von hier versetzt werden, hätten Sie Lust, die Lücke wieder auszufüllen und in den Gesangverein einzutreten?"

„Nein, nicht die mindeste Lust."

„Ich habe Sie der Frau Geheimräthin bereits vorgeschlagen und sie war mit meiner Wahl sehr zufrieden."

„Da müßte ich ja aber jede Woche einen ganzen Abend meiner Braut stehlen!"

„Ich möchte Ihnen doch bemerken, wie wichtig es für Ihre künflige, ärztliche Karriere werden könnte, wenn Sie in dieser vornehmen Gesellschaft bekannt würden."

„Darin haben Sie nicht Unrecht!"

Langenbach sah einen Augenblick schweigend vor sich nieder, dann sagte er:

„Helene könnte mich begleiten und besucht unterdeß die Tanten auf der Schlangenburg. Ich will die Sache in Erwägung ziehen."

Er sah nach der Uhr und mit den Worten: „Es ist Zeit, ich muß auf die chirurgische Klinik," erhob er sich. Eine Strecke gingen sie zusammen, dann verabschiedeten sie sich, Langenbach bog in eine Seitenstraße ein, die nach den Krankenhäusern führte, und während er, den Kopf etwas gesenkt, wie in tiefes Nachdenken versunken, auf dem Trottoir

langsam dahinschritt, kamen von Zeit zu Zeit kurze, abgerissene Sätze halblaut über seine Lippen:

„Eine wunderbare Geschichte, der reine Roman. — Seltsam, seltsam! — Ein Zufall, wie von einer höheren Macht geleitet. — Er darf indeß noch nichts ahnen. Himmel, das giebt noch Aufregung und Sturm!“

Noch denselben Abend schrieb Langenbach einen Brief an Frau Schmidt auf der Schlangenburg, worin er sie bat, ihm, wenn möglich, umgehend die alte Bibel ohne Einband, von der sie ihm erzählt, zu schicken, da ein Bekannter von ihm, der sich für Alterthümer interessire und ebenfalls eine alte Bibel habe, den Druck beider miteinander vergleichen möchte; er brächte sie, wenn er ihr demnächst mit Helene einen Krankenbesuch auf der Schlangenburg mache, selbst wieder mit.

Dritter Band.

Fünfzehntes Kapitel.



Siegfried war jetzt jeden Abend bei Langenbach, wo sie gemeinschaftlich damit beschäftigt waren, den dritten Act der Operette für Orchester zu setzen. Es war ihm lieb, möglichst viel außer dem Hause zu sein, wo es ihm von Tag zu Tag schwerer wurde, sich seiner Großmutter gegenüber Zwang anthun zu müssen. Aber schon am nächsten Sonntag verbesserte sich seine Stimmung um ein Bedeutendes. Er hatte einen Brief von der Frau Geheimräthin bekommen, worin sie ihn bat, seinen Freund zu fragen, ob er Lust habe, dem Verein beizutreten. Ganz unten auf der Seite des Briefes standen noch einige Worte von einer anderen Hand geschrieben:

Die Komposition ist so hübsch wie das Gedicht. Frieda.

Dieser kleine Satz wirkte so erfrischend auf seine Stimmung, daß alle dunkeln Schatten, die sich auf sein sonst stets so heiteres Gemüth gelegt, plötzlich wie weggeweht waren.

Als sie wieder eines Abends bis gegen zehn Uhr emsig an der Operette gearbeitet hatten, sagte der Komponist:

„Für heute ist es genug, und wenn es Ihnen Recht ist, Rohdenberg, so plaudern wir noch ein wenig.“

Er entkorkte zwei Flaschen füllte beide Gläser und fuhr fort:

„Lassen Sie uns einmal darauf anstoßen, Siegfried, daß sich unsere Wünsche, erfüllen.“

Langenbach warf sich dann in die Ecke des Sophas zurück, kreuzte die Arme und sagte:

„Ich habe Ihnen, lieber Freund, vor einiger Zeit bereits verschiedenes aus der unglücklichen Vergangenheit von Helenens Tante, der Frau Schmidt, erzählt. Sie werden sich wundern, wenn ich Sie heute bitte, dem Ihnen Bekannten noch einiges hinzufügen zu dürfen. Deshalb will ich gleich vorausschicken, daß Ihrer am Schluß eine Aufklärung von besonderer Bedeutung harrt."

Und nun gab er Siegfried in kurzen Worten ein Bild der Vergangenheit von Frau Schmidt, die dem Leser bereits aus dem Gespräch ihrer Schwester mit dem Geheimrath bekannt ist.

„Und jetzt komme ich zum Schluß," fuhr er fort. „Ich sagte Ihnen vorhin, daß der Gemahl der Frau Schmidt ihr auch das letzte Werthobjekt entrissen habe und damit fortgestürmt sei. Dieses Werthobjekt mochte wohl die Summe von sechshundert Thalern repräsentiren und bestand in einem alten Buch, dessen Einband mit vielem Silber beschlagen war, auf dem sich eine Reihe großer Rubinen befanden."

„Großer Gott!" rief Siegfried aus und sprang von seinem Sitz empor. „Was heißt das! Dieses Buch mit dem Silberbeschlag und den Rubinen, — Langenbach, machen Sie mich nicht wahnsinnig! Ist dieses Buch —?

„Nur Ruhe, Freund — den Knalleffekt habe ich mir bis zuletzt aufgespart."

Er erhob sich, schritt in eine Ecke des Zimmers, ergriff einen kleinen Tisch, auf dem ein Gegenstand verdeckt lag, trug denselben in die Nähe des Sophatisches und sagte mit tiefer Stimme:

„Sehen Sie her — das ist die verlorene Bibel!"

„Ist es denn möglich?" rief Siegfried. Ist es keine Täuschung, daß ich dort die Bibel sehe und zerfließt sie nicht vor meinen Augen, wenn ich die Hand darnach ausstrecke? Aber täuschen Sie sich nicht auch selbst, Langenbach? Ist es wirklich die verlorene Bibel, die wir suchen?"

„Darüber können Sie sich beruhigen, ich habe den ganzen Jesus Sirach schon durchgearbeitet, jeden punktirten Buchstaben niedergeschrieben, und wenn auf der Schlangenburg noch Alles ist, wie vor hundert Jahren, so haben wir auch den Schatz."

Während er nach seinem Schreibtisch ging und aus seiner Schreibmappe ein Blatt Papier hervorsuchte, sagte er:

„Hier ist der Jesus Sirach, ich will Ihnen meine Aufzeichnungen vorlesen, Sie können später die Punktirarbeit auch noch selbst einmal entziffern.“

„Einen Augenblick“ sagte Siegfried, sich erhebend und die Bibel in die Hand nehmend. „Lassen Sie mich das Buch, dessen bloße Existenz schon so verhängnißvoll für uns geworden ist, vorher erst einmal berühren! Die Bibel gewährt sonst den Menschen einen Trost, an dieser aber haftet ein Fluch, möge er sich nun in Segen verwandeln!“

Siegfried schlug die Bibel auf und suchte das Buch Jesus Sirach.

„Ja,“ rief er aus, „hier stehen Punkte über verschiedenen Buchstaben, sehr klein zwar, jedoch ganz deutlich. Ein Uneingeweihter würde wohl nie entdecken, daß sie eine Bedeutung haben.“

Er setzte sich wieder in seine Sophaecke, Langenbach zog die Lampe etwas näher heran, doch bevor er zu lesen begann, sagte er:

„Ich bin nie auf der Schlangenburg gewesen, beantworten Sie mir erst gefälligst eine Frage: Reicht der Park, der zur Burg gehört, bis an die Fahrstraße?“

„Ja.“

„Und steht an der Landstraße ein hohes, steinernes Thor, durch dessen weiten Eingang man gehen oder fahren muß, um auf den Weg zu gelangen, der nach dem Schloß hinaufführt?“

„Ja.“

„Erinnern Sie sich, daß in einer Nische, welche sich in der Mitte der inneren Thorwand befindet, eine Mutter Gottes steht?“

„Ja, ganz genau. Aber warum fragen Sie darnach, Langenbach?“

„Sie sollen es sogleich erfahren, nun hören Sie.“

Langenbach begann zu lesen:

„Es ist mein Wunsch, daß Du, meine geliebte Tochter, von der mich eigenartige Verhältnisse getrennt, meine Brillanten und ein Kästchen mit Louisd'or erbst, und nur Dir und Deinem Gemahl will ich anvertrauen, wo ich dieselben

verborgen habe. Wenn sie in Deinem Besitz sind, weile ich vielleicht nicht mehr unter den Lebenden, dann schenke Deiner Mutter eine Thräne des Mitleids. Die Edelsteine und das Kästchen mit Gold befinden sich in einem größeren Kasten. Derselbe, ein Geschenk des Herzogs, ist aus schwarzem Ebenholz gefertigt, der Griff davon von gediegenem Golde. Der Deckel ist ausgelegt mit einer Menge Figuren aus Goldblech, die den Jagdzug der Diana darstellen. Das Schloß daran ist aber so kunstvoll, daß nur derjenige es öffnen kann, der mit dem Geheimniß des Mechanismus vollständig vertraut ist; denselben zu beschreiben ist unmöglich, daher muß der Kasten, wenn er erst in Deinem Besitz ist, geopfert und gewaltsam gesprengt werden. Der Inhalt hat einen Werth von mehr als einer Million Thaler. Der Kasten mit dem, was er enthält, ist nicht leicht, aber doch auch nicht so schwer, daß nicht ein Einzelner ihn forttragen könnte. Nun richtete ich alle meine Gedanken darauf, auf welche Weise der Schatz in Deine Hand gelangen könne, ohne daß eine menschliche Seele davon Kenntniß erhielte. Nur Einer ist hier, den ich für treu und ergeben halte, es ist der Kastellan des Schlosses, und wenn ich ihm auch nimmermehr anvertrauen möchte, daß es sich um einen so werthvollen Schatz handelt, so schafft er mir doch die Mittel herbei, die ich zur Ausführung meines Vorhabens brauche. In einem Wandschrank, der verschlossen war, zu dem kein Schlüssel paßte und den ich öffnen ließ, fand ich eine Menge alter Papiere. Ein Heft war darunter, das chronikartige Aufzeichnungen enthielt. Ich las dieselben durch, sie stammten aus der Zeit des dreißigjährigen Krieges und waren von dem damaligen Besitzer der Schlangenburg niedergeschrieben. An einer Stelle beschrieb er eingehend, wie er seine Schätze vor den wilden Schaaren Tillys gerettet. Er wußte, daß Tilly seine Horden rauben und morden ließ, so viel sie wollten, daß sie aber daneben strenge ihre religiösen Pflichten erfüllen mußten. Nun befand sich unten am Schloßwege in einer tiefen Nische auf einem Sockel eine hölzerne Madonna und der Schloßherr hoffte, daß die Habgier der Plünderer davor Halt machen würde. Er ließ Sockel und Bild fortnehmen, reiste damit in die Stadt, wo ein berühmter Kupferschmied wohnte, bestellte einen ebensolchen Sockel und eine ebensolche Madonna von

Kupfer, befahl aber beide Theile hohl anzufertigen. Damit die Vorbereitungen von Keinem gesehen würden, hatte er eine große Thür vor der Nische machen lassen, die er verschloß. Aus dem Sockel ragten drei Spitzen hervor, die mit drei Röhren oder Scheiden inerhalb der Figur correspondirten. Schob man die Scheiden über die Spitzen, so stand die Figur auf dem Sockel unverrückbar fest und mit Leichtigkeit konnte man erstere wieder abheben. Hier verbarg er den größten Theil seiner Schätze und behielt nur einen kleinen Theil zurück, denn es hätte Aufsehen erregt, wenn die Krieger nichts im Schlosse vorgefunden hätten. Und er hatte recht gerechnet.

Als nach kurzer Zeit sich die rohen Schaaren über das Land ergossen, suchten sie auch die Schlangenburg heim, raubten, was ihren Augen gefiel, und zertrümmerten, was sie nicht mitnehmen konnten; nur das Muttergottesbild blieb unberührt.

Als ich die alte vergilbte Chronik durchgelesen, stand es sogleich in mir fest, daß auch ich den Kasten an demselben Ort verbergen wollte. Als eines Tages mein Geheimsekretair nach der Residenz zum Erbherzog befohlen war und in Holzendorf ein Volksfest stattfand, das mitzumachen ich fast meiner ganzen Dienerschaft erlaubt hatte, da schlich ich leise aus der Burg, um vorerst zu untersuchen, ob es mir möglich sein würde, die Madonna von ihrem Postamente zu entfernen. Ich war überrascht, mit welcher Leichtigkeit ich die hohle Puppe herabheben konnte. Ich fühlte in der Dunkelheit, daß eine lose Platte den Hohlraum im Sockel bedeckte und daß die Oeffnung groß genug sei, um den Kasten hindurchzuschieben. Nicht so leicht gerade gelang es mir, das Bild wieder an seine Stelle zu bringen.

Noch in derselben Nacht schleppte ich den Kasten von Ebenholz den Berg hinunter. Er war schwer, fast zu schwer für meine Kräfte, denn ich bin krank und erschöpft, und mehrmals mußte ich ihn niedersetzen, um mich auszuruhen. Aber mein nächtliches Werk wurde ausgeführt, der Schatz ruht jetzt in dem Postamente des Muttergottesbildes und Niemand wird ihn dort suchen. Am andern Tage begann ich mit dem Punctiren der Buchstaben im Jesus Sirach; morgen reist ein Mann, dessen Vertrauen ich mir erkauft, mit der Bibel und einem langen Brief an Dich von

hier ab, und einige Tage später geht von hier ein Zigeunerweib mit einem zweiten Brief, worin Du weiter nichts findest, als den Schlüssel zu dem Geheimniß, welches in der Bibel enthalten. Sobald sie Dir den Brief übergeben, muß Dein Gemahl sich sofort auf den Weg machen und zwar in Begleitung eines Vertrauten. Ich wiederhole, daß die Madonna mit Leichtigkeit herabzuheben ist und daß es auch keiner besondern Anstrengung bedarf, um die weiten Scheiden auf die eisernen Stäbe wieder hinaufzuführen, und ich bitte darum, das Bild wieder auf seinen Standpunkt zurückzubringen, damit Aufsehen vermieden wird. Und so will ich denn von ganzem Herzen wünschen, daß die kostbaren Juwelen, die ich mit Stolz getragen, die Goldstücke, die ich erspart, in Deinen Besitz gelangen, damit sie Dich erfreuen und Dein Leben verschönern. Grüße Deinen Gemahl, grüße auch Deinen Vater, den ich bitte mir zu verzeihen, was ich ihm anthun mußte, Dir aber, meine geliebte Tochter, wünsche ich aus tiefster Seele alles Glück dieser Erde und ein langes, von keiner Sorge getrübtes Leben. Lebe wohl, Dich grüßt Deine von aller Qual bald erlöste Mutter."

Als Langenbach mit dem Vorlesen seiner Notizen fertig war, trat eine lange Pause ein.

Endlich hob Siegfried den Kopf und sagte:

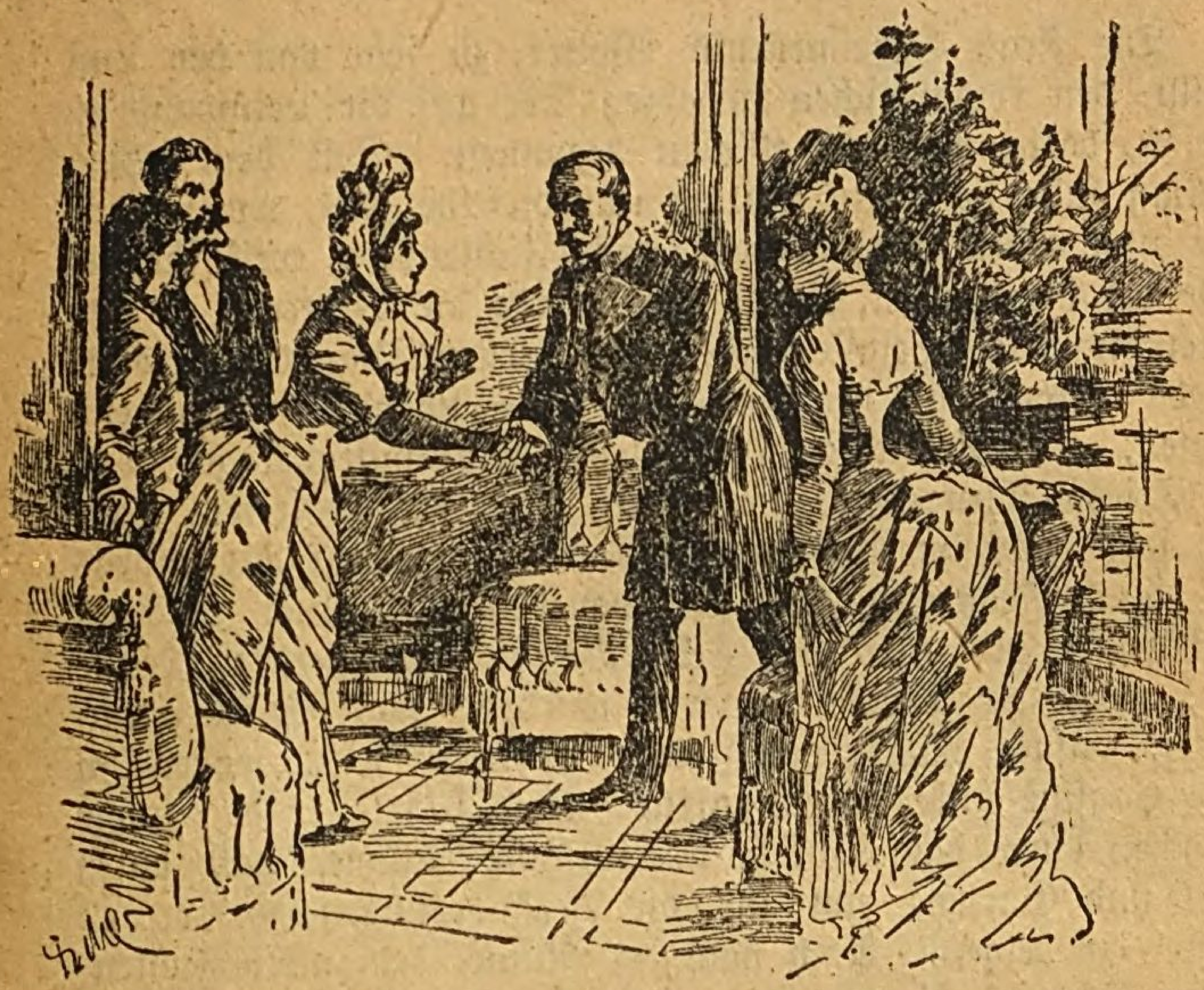
„Und wann wollen wir das Geheimniß lösen?"

„Wann? Morgen Abend natürlich. Ich habe mir schon Alles zurecht gelegt. Als meine Schwiegertante mir vor einigen Tagen die Bibel schickte, erhielt ich zugleich einen Brief von ihr, worin sie mir schrieb, daß sie nicht auf der Schlangenburg selbst wohne, sondern mitten im Park in dem sogenannten Jägerhäuschen, damit die Kranke die kräftige Waldluft direkt genießen könne. Wir suchen gleich nach unserer Ankunft das Jägerhäuschen auf und sagen zugleich, daß wir nach der Probe noch einmal wieder vorsprechen würden, dann erwarten sie uns und gehen nicht zu Bett. Wenn dann die Gäste von der Schlangenburg fort sind, verabschieden wir uns, um nach Holzendorf zu gehen, und dann, Rohdenberg, heben wir den Schatz."

Siegfried erhob sich und ging erregt im Zimmer auf und ab.

„Jetzt gehen Sie nach Hause, lieber Freund," sagte

Langenbach, „es ist spät geworden, vielleicht schlafen Sie trotzdem noch etwas. Nach großen Aufregungen gelingt es oft, leichter einzuschlummern, als nach den kleinen, unangenehmen.“



Wie immer wurde der Besuch von dem General auf das wärmste begrüßt.

„Schlafen werde ich nicht, doch das ist kein Unglück. Wäre erst Alles vorüber!“

„Und glücklich, fügen Sie hinzu!“

„Ja und glücklich! Wenn wir den Kasten dort nicht mehr finden?“

„Dann müssen Sie sich trösten mit dem, was immerhin noch dabei gewonnen ist. Die verlorene Bibel ist wenigstens wieder da, und dieses Familiengespenst kann fortan keinem Mitgliede mehr den Kopf verdrehen, das ist unter Umständen auch schon eine Million werth.“

Siegfried nahm Hut und Stock, und Langenbach die Hand reichend, sagte er:

„Gute Nacht, mein treuer Freund, nehmen Sie meinen Dank für Ihre Hülfe und guten Rathschläge.“

Langenbach leuchtete Siegfried die Treppe hinunter.

Sechszehntes Kapitel.

Die Frau Geheimräthin Wolter, zu sehr von der Lust erfüllt, den romantischen schwarzen See auf die Leinwand zu werfen, hatte mit dem Malen begonnen. Seit dem letzten Freitag fuhr sie jeden Mittag um dieselbe Zeit, wo sie den See zum ersten Mal gesehen, nach Fichtenberg, weil ihr gerade bei dem hohen Stand der Sonne die Contraste in der Beleuchtung sehr gefallen hatten. Am ersten Tage war sie ohne Frieda gekommen, der General hatte sie aber so dringend gebeten, ihr liebliches Töchterlein doch mitzubringen, daß sie Frieda überredete, sie jedes Mal zu begleiten. Er war sehr viel im Pavillon und sah der Arbeit Alexandras zu. Auch Franziska saß still daneben mit einer Stickerei beschäftigt, und zwar auf Felix Befehl, der stets zu Hause war, wenn die Damen erwartet wurden, und der es einzurichten wußte, häufig mit Frieda allein zu sein, wobei ihn seine Cousine nicht stören durfte. Bald führte er das junge Mädchen durch das Schloß, um ihr alle Räume, bald durch Park und Garten, um ihr die Veränderungen, die er getroffen, zu zeigen. Auch nach der Ruine, dem alten Fichtenberger Schloß, stiegen sie zusammen hinauf, von wo man eine wundervolle Aussicht hatte. Felix erzählte auf diesen Wanderungen so interessant, theils lustige, übermüthige Geschichten, theils ernste, ergreifende, daß Frieda die Zeit rasch verging. Mehr und mehr fühlte er, wie seine Liebe wuchs und wie brennend sein Verlangen wurde, sie zu besitzen.

Es war am Dienstag, Alexandra war am Mittag in Begleitung ihres Gatten hinausgefahren und wie immer von dem General, Franziska und Felix auf das wärmste begrüßt worden. Den Commerzienrath riefen nach kurzer Zeit geschäftliche Pflichten nach seiner Fabrik und er ließ seine Gattin und Frieda allein zurück. Alexandra war für heute mit ihrer Arbeit fertig und legte Pinsel und Palette in ihren Malkasten. Frau von Barsen hatte vor Kurzem den Pavillon verlassen, nur der General war noch anwesend und stand vor dem Bilde, dasselbe betrachtend.

„Man sieht doch schon,“ sagte er, „was es werden soll, die Bäume treten immer deutlicher hervor.“

„Ich arbeite mit großem Interesse daran,“ erwiderte Alexandra, „und ich bin so sehr verliebt in das Sujet, daß ich, sobald ich dieses Bild fertig habe, sofort noch einmal den See malen werde, aber vom Mond beleuchtet und der Sage Rechnung tragend: die Oberfläche des Wassers mit den Nixen des Rheins belebt.“



Der General zog aus der Brusttasche seiner Interimsrockes eine Photographie.

„Wie beneide ich Sie um ein solches Talent, Frau Geheimrath!“

„Es macht viele Freude. Aber meine Zeit ist verstrichen — wo nur Frieda bleibt?“

„Es ist Unrecht von meinem Neffen, mir während der kurzen Stunde Ihres Hierseins das reizende Kind so oft und so lange zu entziehen. Sie glauben nicht, welche Freude mir ihr Anblick bereitet, er setzt mich in meine Jugend zurück und ruft alte Erinnerungen wach, und je häufiger ich Ihr Fräulein Tochter sehe, desto deutlicher gewahre ich eine Aehnlichkeit —“

„Eine Aehnlichkeit? Mit wem, Excellenz?“

Der General zog aus der Brusttasche seines Interimsrockes eine Photographie hervor und sagte:

„Es war meine Absicht, Ihnen heute dieses Bild zu zeigen; mit wem hat das junge Mädchen darauf Aehnlichkeit?"

„Mit Frieda, ohne Frage," entgegnete Alexandra, nachdem sie einen Blick darauf geworfen. „Aber der Herr daneben ist ja mein Gemahl," fuhr sie fort, „ich finde diese Aehnlichkeit noch größer."

„Das wollte ich nur von Ihnen hören, gnädige Frau. Dies Bild ist mein Heiligthum; in vielen, vielen Jahren habe ich es nicht hervorgesucht, weil mich, wenn ich es sah, die Erinnerungen überwältigten. Aber jetzt habe ich es gethan, weil die längst Gestorbenen mir wieder lebendig entgegentreten. Die Ansichten über Aehnlichkeiten sind indeß sehr verschieden. Ich war nicht sicher, ob nicht meine Phantasie mir dies blos vorspiegelte, und um mir Gewißheit zu verschaffen, war ich so frei Ihnen das Bild zu zeigen. Ihr Ausruf hat mir bestätigt, daß ich mich nicht getäuscht."

„Die Aehnlichkeit ist unverkennbar. Es sind Verwandte von Ihnen?"

„Das — eigentlich nicht."

Einen Augenblick schwieg der General, dann sagte er mit tiefer, etwas zitternder Stimme:

„Sie ist die Einzige, die ich je in meinem Leben geliebt!"

„Und die Sie verloren haben?"

„Ja."

„Durch den Tod oder durch — einen Andern?"

„Durch den Tod. Ich war noch ein junger Lieutenant, als ich mit einem Detachement nach einer Gegend geschickt wurde, wo Unruhen unter den Arbeitern ausgebrochen waren. Bei einem Förster wurde ich einquartirt, hier lernte ich seine Tochter kennen, bald liebten wir uns — ich habe diese Liebe nie vergessen, nie verwunden. Kein Lebender weiß darum, ich wünsche auch nicht, daß es irgend Jemand außer Ihnen noch erfahre, ich bitte Sie daher um Discretion."

„Selbstverständlich, Excellenz."

„Sie werden es nun wohl begreiflich finden, da mein Jugendtraum mir hier wieder lebendig vor Augen tritt, daß

ich mich für den Herrn Geheimrath und seine Tochter in so besonderer Weise interessire, und wie sehr ich Sie, gnädige Frau, hochverehre, dafür mag Ihnen als Beweis dienen, daß ich Ihnen die Geschichte dieses kleinen Bildes erzählt habe, die ich keinem Andern mehr anvertrauen werde."

Alexandra reichte dem General schweigend die Hand, die dieser ehrfurchtsvoll an seine Lippen führte.

„Doch sehen Sie," rief er nach einigen Secunden, „dort am Ende des Sees sitzt Ihr entflohenes Täubchen auf einer Bank. Aber wo ist Felix? Ah, da steigt er aus der Eiche herab."

„Aus der Eiche?"

„In der Eiche befindet sich ein bequemer Sitz, eine kleine Wendeltreppe um den Stamm führt zu ihm hinauf. Man hat von dort einen eigenartigen Anblick auf den See, namentlich Abends bei Mondscheinbeleuchtung. Wir haben jetzt gerade Vollmond. An den letzten Abenden habe ich dort jedes Mal längere Zeit gesessen. Ich fürchte, ich werde noch auf meine alten Tage zum Schwärmer. Erlaubt es Ihre Zeit, heute noch einen Gang um den See zu machen?"

„Mit Vergnügen!"

Beide verließen den Pavillon.

Man machte eine Promenade um den ganzen See, und nachdem Frau von Barsen ihrem Besuche noch einige kleine Erfrischungen dargereicht, fuhr die Equipage der Geheimräthin vor. Der General, Franziska und Felix begleiteten den Besuch bis vor das Portal des Schlosses.

„Herr v. Stolzenberg ist eigentlich ein sehr interessanter Gesellschafter. Ich hatte Anfangs etwas gegen ihn, es war ein unbestimmtes Gefühl, aber das hat sich jetzt gänzlich verloren."

Alexandra warf einen forschenden Blick auf das Gesicht ihrer Tochter und erwiderte:

„Es ist mir ähnlich so ergangen."

In Gedanken sprach sie: Er scheint sich für sie zu interessiren. Könnte man es wünschen, daß die Beiden sich in Liebe finden? Er ist ja ein Kavalier mit den glänzendsten Eigenschaften, aber er ist zweiundvierzig Jahre und sie sechszehn. Das ist doch ein zu bedeutender Unterschied.

Felix hatte, nachdem der Besuch sich verabschiedet, sein Zimmer aufgesucht und saß, in glänzende Zukunftsträume ver-

sunken, in seinem Schaukelstuhl. Seine Gedankenbilder wurden durch das klopfen eines Dieners unterbrochen, der ihm einen Brief überreichte. Felix öffnete ihn und sah nach der Unterschrift.

„Wie?“ rief er überrascht aus, „von dem Kastellan der Schlangenburg? Was will denn der alte Ahasverus?“

Er laß:

An den gnädigen Herrn von Stolzenberg! Ich bin vernichtet, erschüttert; in dieser Nacht ist das große Gemälde des Herrn von Stolzenberg im Rittersaal heruntergefallen. Der goldene Rahmen ist zertrümmert, das Bild selbst hat einen Riß mitten durch die Brust erhalten. Das war eine Mahnung für mich, der ich noch nicht meine Pflicht erfüllt habe. Warum haben Sie seit dem letzten Mittwoch die Schlangenburg nicht wieder betreten? Täglich habe ich darauf gehofft, um meinen Auftrag zu erfüllen, aber immer vergebens. Jetzt bin ich krank, der Tod kann jeden Augenblick meinen Lebensfaden abschneiden, und kann ich vor Ihre Ahnen hintreten, ohne ausgeführt zu haben, was mir aufgetragen ist? Ich habe Ihnen etwas zu überliefern, was ich an einem sichern Orte aufbewahrt habe. Ich bitte Sie unterthänigst, heute Abend zu mir zu kommen, aber nicht vor elf Uhr, die Domestiken müssen erst zur Ruhe gegangen sein. Euer Gnaden werden die Thür im großen Thurme offen finden, ich erwarte Sie dort. Kommen Sie, kommen Sie unter jeder Bedingung, damit ich ruhig sterben kann. Es schließt mit ehrfurchtvollster Hochachtung Euer Gnaden alleruntertHänigster Diener

Ludwig Gedelmann.

„Was kann es nur sein? Was wird er mir denn zu überliefern haben? In meiner Familie hat von jeher etwas von einem verborgenen Schatz gespukt, der Bruder meines Vaters sprach mehrfach davon, in der alten Bibel, die in seinem Besitz war, sollen Aufschlüsse enthalten sein, wo er vergraben liegt, aber kein Mensch hat diese Aufschlüsse herausfinden können. Sollte Godelmann darüber etwas mehr wissen? Wäre es überhaupt denkbar, daß der Alte die Gräfin Fichtenberg und ihren Geheimsekretär, meinen Ahnherrn, persönlich gekannt hat? Es wäre doch interessant, darüber etwas zu hören. Ich werde mich zu dem nächtlichen Rendezvous!“ einstellen

Gegen Abend ritt Felix nach Holzendorf, um, wie er dem Onkel sagte, einen Abend im Militärkasino zuzubringen. Er ging aber nicht ins Kasino, sondern blieb in dem Hotel und machte sich gegen halb elf Uhr auf den Weg. Dunkel und majestätisch zeichnete die Schlangenburg sich am mondbeleuchteten Himmel ab. Als er das Thor passirt hatte, horchte und spähte er, ob er auch irgend ein Geräusch vernehmen könne; es regte sich aber nichts und unbemerkt kam er bis zum Schloß. Als er die Thür des großen Thurmes öffnen wollte, that diese sich wie von selbst auf und eine leise Stimme sagte:

„Treten Euer Gnaden herein, ich bin es, der Kastellan. Gott sei Dank, daß Sie da sind!“ Ich habe Sie mit Ungeduld erwartet. Ziehen Euer Gnaden diese Filzschuhe über Ihre Stiefel, man darf unsere Schritte im Schloß nicht hören. Auch habe ich keine Laterne mitgebracht, der Schein könnte uns verrathen, wir müssen im Dunkeln vorwärts. Im italienischen Anbau ist noch alles hell, die Herrschaften sind noch nicht zu Bett, alle Fürstenzimmer und der Rittersaal sind noch strahlend erleuchtet, die neue Gaseinrichtung wird heute Abend probirt.“

Gleich darauf öffnete er eine Thür und sie gingen durch einen langen, dunkeln Corridor.

„Sprechen Sie kein Wort, im Rittersaal sind noch Menschen.“

Jetzt öffnete er eine Thür, ergriff Felix am Arm und leitete ihn über die Schwelle, worauf er die Thür wieder verschloß.

„Wir sind in meinem Zimmer,“ flüsterte er. „Ich werde gleich Licht machen, zuvor will ich aber nachsehen, wer im Ahnensaal sich befindet.“

Er öffnete links eine Thür, die mit der Gallerie in Verbindung stand, aber nur so viel, daß man durch einen schmalen Spalt in den Saal hinabblicken konnte. Darauf kehrte er wieder zu Felix zurück und sagte:

„Der Herr Geheimrath, die Frau Geheimrath und das gnädige Fräulein sind im Saal. Kommen Euer Gnaden, Sie können einen Blick hinabwerfen.“

Sie verließen das Zimmer, Felix stellte sich an den Spalt der Thür und schaute in den Saal hinunter. Dieser

war taghell erleuchtet. Die drei von der Decke herabhängenden Riesenkronleuchter verbreiteten ein so intensives Licht, daß aus den entferntesten Ecken des weiten Raumes jede Spur eines Schattens verdrängt wurde. Im innern Saal, links von den Kronleuchtern, standen Wolter, seine Frau und Frieda.

„Ich hätte nicht geglaubt," sagte der Geheimrath, „daß die Flammen der Kronen ausreichen würden, den ganzen Saal zu erleuchten, ich war vielmehr der Ansicht, daß wir auch noch an den Wänden Lampen anbringen müßten."

„Ich war eigentlich auch Deiner Ansicht", versetzte Alexandra, „trotzdem uns der Gasinspektor versicherte, daß die Kronleuchter genügen würden. Um so mehr aber bin ich wirklich überrascht von der strahlenden Helle."

„Es ist über der Gasprobe spät geworden," bemerkte der Geheimrath. „Es hat schon Elf geschlagen. Namentlich für Dich wird es Zeit, Friedchen!"

„Ich bin noch garnicht müde, Papa."

„Aber willst Du mir wirklich nicht die erbetene Gefälligkeit erweisen."

„Du bist recht consequent in Deinen Bitten, liebes Kind."

„Bitte, bitte, lieber guter Papa, thue es!"

„Wäre es mir nur möglich, Dir etwas abzuschlagen! Alle meine Argumente habe ich erschöpft — in Gottes Namen denn!"

Und Wolter begann das Lied:

„Im kühlen Keller sitz' ich hier
„Auf einem Faß voll Reben."

Weiter kam er nicht, denn in der kurzen Pause, die er sich zum Athemholen gönnen mußte, hörte man deutlich hinter der Gallerie den Ruf:

„Ha, das ist —"

Wolter hielt erschrocken inne und blickte nach oben, aber da schob sich schon der Kopf des Kastellans mit der Sammetkappe durch die Spalte der Thür.

Siebenzehntes Kapitel.

Felix hatte von oben herab das Gespräch im Saal mit Interesse verfolgt und wunderte sich darüber, daß der Geheimraths sich so bitten ließ, ein Lied zu singen. Aber kaum hatte Wolter die beiden ersten Verszeilen gesungen, als es ihm wie ein Blitz durch den Kopf fuhr. Mit einem Schlage wußte er die Aehnlichkeit zu deuten, die er in des Geheimrath Gesicht gefunden zu haben glaubte und für die er in seinem Gedächtniß vergebens nach einem Vergleich gesucht hatte. Das Lied, welches er früher so oft und in derselben Weise gehört hatte, klärte ihn darüber auf, was die Blatternarben so erfolgreich verhüllt hatten, und in der so plötzlichen Ueberraschung vollständig vergessend, daß er in einem Versteck sich befand, stieß er die Worte aus: „Ha, das ist —!“ Und er hätte einen Namen genannt, wenn der Kastellan nicht seinen Arm ergriffen und ihm zugeflüstert hätte:

„Um Gotteswillen, Sie verrathen sich!“

Aber Gedelmann wußte sogleich, wie der Fehler wieder gut zu machen war. Er steckte den Kopf durch die nur wenig geöffnete Thür und rief in den Saal hinab:

„Herr des Himmels und der Erde, Sie sind es, Herr Geheimrath! Noch zittern alle meine Glieder von der ausgestandenen Angst! Ich dachte in meinem Schrecken nichts Anderes, als daß der wilde Herzog das Schloß in Brand gesteckt habe. Gottlob, daß ich mich getäuscht habe!“

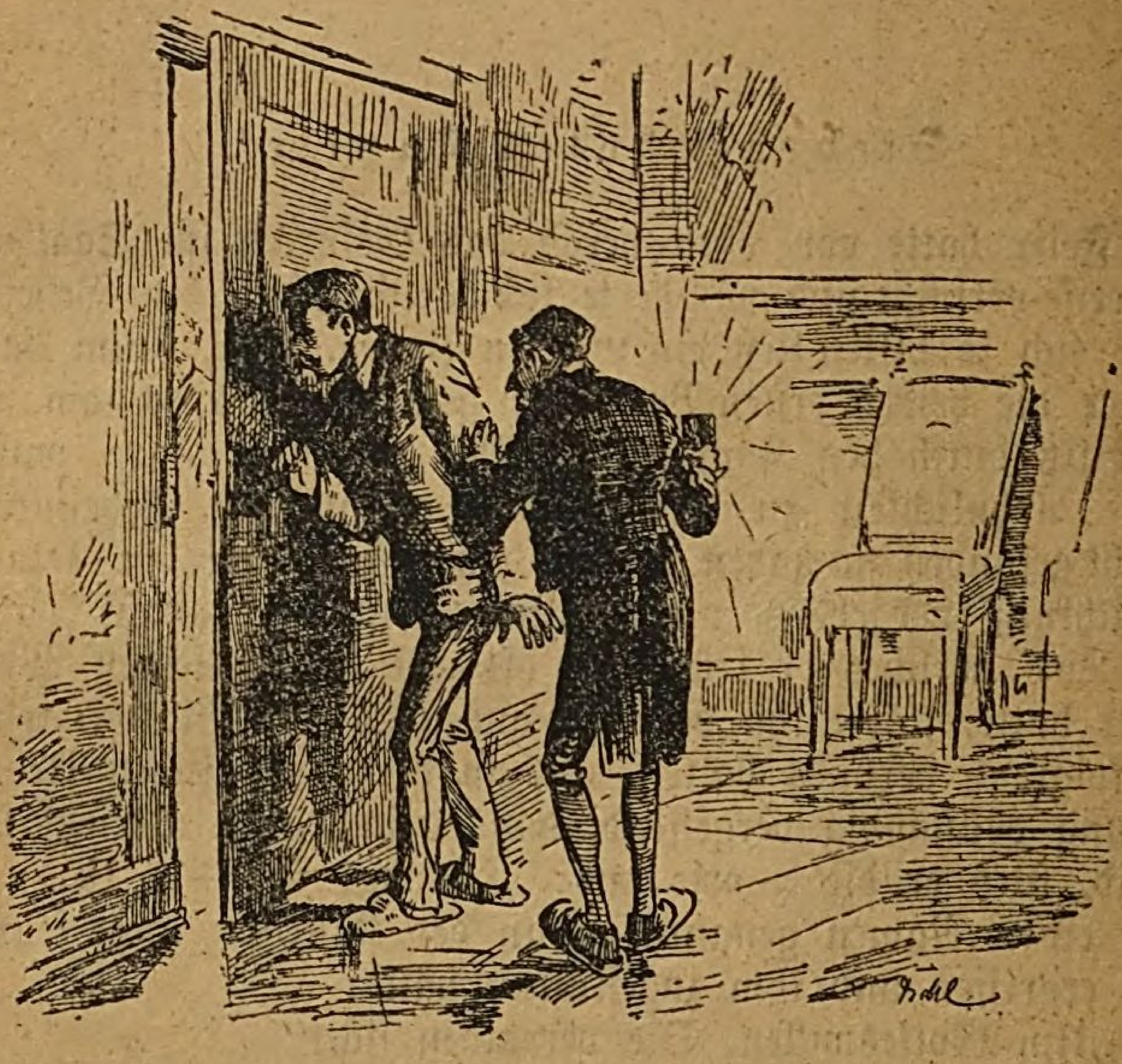
Nach diesen Worten zog er den Kopf wieder zurück und schloß die Thür.

Wolter hatte, nachdem er den Kastellan erblickt, von dem

ja auch nur der vorhin gehörte Ruf ausgegangen sein konnte, sich wieder beruhigt und verließ bald darauf mit Frieda und Alexandra den Saal.

Felix konnte sich im ersten Augenblick gar nicht von seiner Ueberraschung erholen, aber schon bald jubelte und frohlockte es in seinem Innern, und leise kam es über seine Lippen

„Das ist eine ungeheure Entdeckung! — Thalheim —



Felix stellte sich an den Spalt der Thür und schaute in denn Saal hinunter

daß ich ihn nicht sogleich erkannt habe! Von Afrika als Millionär zurückgekehrt, so kann er ja dem Schicksal noch dankbar sein für die Ursache, die ihn dorthin verschlagen! Triumpf! Jetzt ist Frieda mein, mein für immer! Wenn nun aber," fuhr er in Gedanken fort, „auch derOnkel entdecken sollte, wer hinter den Blatternarben verborgen ist? Wird er ihm die damalige Abweichung vom Wege der Ehre noch nachtragen? Ich glaube nicht, er wird alt und das Alter macht nachsichtig; auch schon um Friedas willen, die er so aufrichtig in sein Herz geschlossen hat, wird er die Sache vergessen sein lassen."

Der Kastellan blieb, nachdem er die Thür zur Galerie wieder geschlossen, so lange horchend stehen, bis er vernommen, daß der Geheimrath und die beiden Damen sich aus dem Saal entfernt. Felix sah jetzt erst, wie fieberhaft das Gesicht des Alten geröthet war, wie seine Brust auf- und niederwogte und seine Lippen nervös bebten. So gebrechlich und hinfällig auch die ganze Gestalt des Greises erschien, seine Augen leuchteten noch von Willenskraft. Er schob Felix einen hohen, mit verblichenem, rothem Sammet überzogenen Lehnstuhl hin und begann dann, ausführlich seine Lebensgeschichte und die Ereignisse an dem herzoglichen Hofe zu berichten. Schon sein Vater sei der ergebene Diener des Geheimsekretärs der Gräfin Fichtenberg gewesen und er war es auch, der derselben den Brief der Gräfin an ihre Tochter mittheilte. Durch diesen erfuhr Herr von Stolzenberg das Geheimniß von dem verborgenen Schatze, an dessen Hebung ihn jedoch seine Verhaftung hinderte. Sein Geheimniß legte er für seine Nachkommen in einem Schreiben nieder, das er seinem Kastellan zustellen ließ. In diesem ertheilte er ihm den Auftrag, die in dem Muttergottesbild versteckte Kassette herauszunehmen, an einer Stelle im Park zu vergraben und sie später in der Kapelle, in welcher der Sarg der Gräfin Fichtenberg sich befand, zu verbergen. Der Inhalt des Kastens sollte aus wichtigen Documenten bestehen, die unter keinen Umständen in die Hände des Herzogs oder des Erbprinzen kommen durften.

Felix hatte mit der größten Aufmerksamkeit schweigend zugehört. Nur selten war ein Ausruf über seine Lippen gekommen, als aber der Alte den Inhalt des Kastens nannte, sagte er leise:

„Documente? Was könnten das für Documente sein? Wenn hier nur nicht der sagenhafte Schatz sich verbirgt? Die Familientradition lautet ja, daß in einer Bibel, in derselben Bibel, die ich von meinem Onkel geerbt, der Nachweis eines verborgenen Schatzes sei. Es ist mehr als wahrscheinlich, daß der Schatz von der Gräfin stammte und für einen Anderen bestimmt war. Meinem Ahnherrn war es nicht vergönnt, die Früchte seiner Machinationen, die vollständig geglückt sind, zu genießen, und nun werden sie nach hundert Jahren dem Urenkel vielleicht noch in den Schooß geworfen? Das wären wunderbare Fügungen des blinden Zufalls!“

Gedelmann erhob sich und sagte mit lebhafter Stimme: „Aber, gnädiger Herr, es wird Zeit, wir müssen uns beeilen, wenn uns der Morgen nicht bei unserer Arbeit überraschen soll.“

Er entfernte sich in sein Schlafzimmer und kam nach wenigen Minuten zurück, um den Hals trug er eine Kette mit einem Kruzifix; in der einen Hand trug er eine brennende Laterne, in der anderen hielt er mehrere Geräthschaften.

„Ich bin bereit, kommen Sie!“ sagte er und schritt voran auf die Galerie, die Laterne gegen die Brust haltend, sodaß sie nur einen sehr geringen Schein vor sich her warf, kaum genügend, um den Weg zu beleuchten.

Plötzlich stand der Kastellan still und sagte in einem ängstlichen Flüsterton:

„Horch! Was ist das! Haben Sie nichts gehört?“

„Unsinn, Alter! Nur vorwärts, vorwärts!“ rief Felix, ohne seine Stimme zu mäßigen.

„Um Gotteswillen! Sprechen Sie nicht so laut!“

Sie waren bis an die Thür gekommen, die Gedelmann jetzt öffnete. Zuerst gelangte man in eine kleine Vorhalle, von der drei marmorne Stufen in das eigentliche Grabgewölbe führten. Die Wände und die gewölbte Decke, ebenso der in der Mitte stehende mächtige Sarg waren von weißem Marmor, desgleichen der Boden. Zu beiden Seiten des Sarges standen je drei Kandelaber von Bronze, ein ebensolcher am Kopfende desselben. Auf dem Deckel des Sarges befand sich eine große silberne Platte, auf der eingravirt stand: Gräfin von Fichtenberg, Gemahlin des Herzogs Ernst Ludwig.

Gedelmann ging um den Sarg herum bis in die linke Ecke des Gewölbes, hob mit einem eisernen Instrument die Marmorfliese heraus, grub mit einem kleinen Handspaten die lockere Erde auf und — — da war der Kasten.

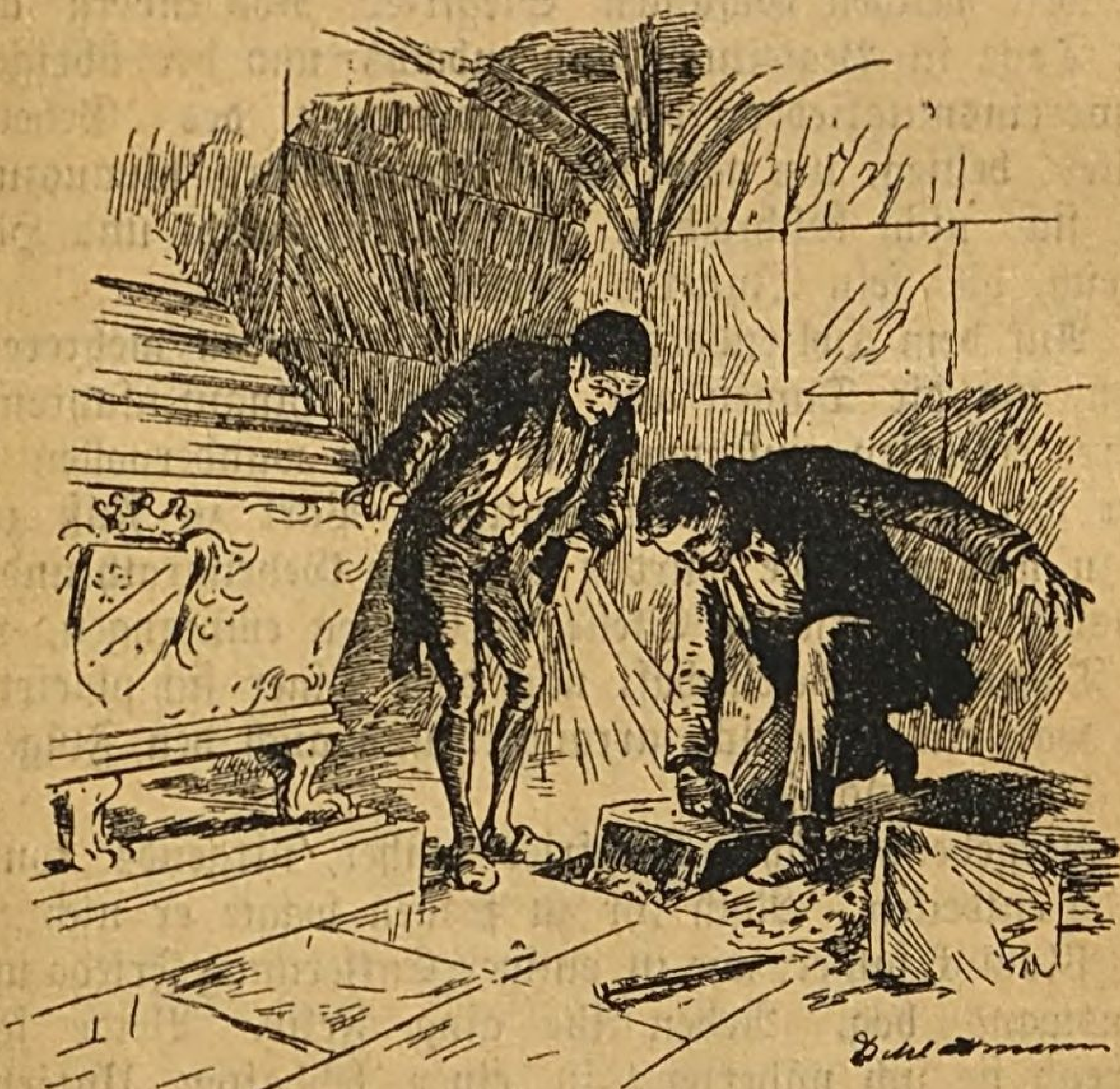
Felix kniete auf der Marmorfliese nieder und hob ihn mit leichter Hand empor. Die Marmorfliese war bald wieder eingefügt, die Spuren der Arbeit hinweggeräumt und die eiserne Thür verschlossen. Nach wenigen Minuten befanden sich die Schatzgräber wieder auf Gedelmanns Zimmer. Felix hatte den Kasten auf den Tisch gestellt und sagte:

„Wo befindet sich denn nur das Schloß? Man sieht ja nicht einmal die Scheide zwischen Behälter und Deckel!“

„Ich erinnere mich, daß es mir schon damals ein Räthsel war. Wahrscheinlich bleibt Ihnen nichts Anderes übrig, als den Kasten zu zerschlagen."

„Es eilt damit nicht, ich kann sehr wohl meine Neugierde beherrschen. Ueberdies möchte ich Sie bitten, dem Kasten hier bei Ihnen noch ein kurzes Unterkommen zu gönnen, bis ich Gelegenheit finden werde, ihn ungesehen mit nach Fichtenberg nehmen zu können. Dort steht ja ein Schrank, können Sie ihn darin nicht so lange verbergen?"

„Wie Sie wollen, gnädiger Herr!"



Felix hob die Cassette mit leichter Hand empor.

Auf demselben Wege, über Treppen und Korridore, auf dem Godelmann Herrn von Stolzenberg in sein Zimmer geführt, leitete er ihn dann wieder bis vor die Thür des großen Thurms. Felix sagte „Gute Nacht!" und schritt den Berg hinunter. Der Mond schien hell, ruhig lag die Schlangenburg da, kein Laut regte sich in der schönen Nacht.

Achtzehntes Kapitel.

Mit welchen Gefühlen Siegfried Rohdenberg am andern Tage in Begleitung Langenbachs und der übrigen Gesangvereinsmitglieder den Salonwagen des Geheimraths Wolter, bestieg, um nach der Schlangenburg hinauszufahren, läßt sich nicht beschreiben. Es waren Furcht und Hoffnung zugleich, die sein Inneres bewegten.

Auf dem Holzendorfer Bahnhofe standen mehrere Equipagen, um die Damen auf die Burg hinaufzufahren, aber letztere erklärten einstimmig, bei diesem wundervollen Wetter lieber den Weg durch den schattigen Park zu Fuß zurücklegen zu wollen. Sie wurden von dem Geheimrath und dessen Gemahlin an derselben Stelle im Garten empfangen, wo vor acht Tagen die Gesellschaft nach dem Diner sich placirt hatte. Hier war ein Theetisch arrangirt und auch den Flügel hatte man hierher geschafft.

Vergebens spähte Siegfried umher, nirgends konnte er Frieda entdecken. Nach ihr zu fragen wagte er nicht.

Plötzlich sah er, wie in einiger Entfernung Frieda um eine Taxuswand bog. Neben ihr ging Felix. Beide schienen, während sie sich näherten, in einer lebhaften Unterhaltung begriffen, wobei Frieda Herrn von Stolzenberg lächelnd anblickte. Es gab Siegfried einen Stich ins Herz, als er das sah. Woher diese plötzliche Vertraulichkeit, als wenn sie schon lange mit einander bekannt gewesen wären?

Als sie nur noch einige Schritte von ihm entfernt waren, leuchteten Friedas Augen ihm wie sonst entgegen, er aber dachte wiederum, dies Leuchten gelte nicht ihm, und als er sich verbeugte und seinen Freund vorstellte, machte er ein so betroffenes Gesicht, dem ein wenig Unmuth beigefügt war,

daß Frieda ihn verwundert ansah. Was war mit ihm geschehen? O, wie anders hatte sie sich das Wiedersehen gedacht! Wie hatte sie sich auf diesen Augenblick gefreut, und nun war er so förmlich!

Das junge Mädchen zog die Augenbrauen zusammen, drehte sich rasch herum und ging zu den Damen, um sie zu begrüßen.

Nachdem der Thee getrunken, begannen die Uebungen. Felix und Franziska nahmen diesmal daran Theil. Frieda dagegen lehnte es heute ab, mitzusingen, weil sie Kopfschmerzen habe und setzte sich zurück. Nachdem eine Stunde lang geprobt worden, trat eine etwas längere Pause ein. Alexandra trat während derselben zu Siegfried und sagte:

„Sie haben schon gehört, Herr Rohdenberg, daß ich die Mitglieder des Gesangvereins gebeten habe, mir übermorgen, an meinem Geburtstage, die Ehre ihres Besuches zu schenken. Da ich den Wunsch hege, daß an dem Abend einige Lieder gesungen werden, so muß ich mich vor allen Dingen unseres Directors versichern. Dürfen wir auf Ihre gütige Mitwirkung rechnen."

„Ich stehe jederzeit zu Ihren Diensten, gnädige Frau."

„Und darf ich die Bitte hinzufügen, uns durch einen Solovortrag auf der Violine zu erfreuen?"

„Mit Freuden!"

„So danke ich Ihnen im Voraus!"

Alexandra plauderte noch ein Weilchen in liebenswürdigster Weise mit Siegfried nnd verabschiedete sich dannn.

In diesem Augenblick ging Felix an Franziska vorüber und flüsterte ihr einige Worte zu, worauf er sich neben Frieda stellte, die noch immer auf demselben Platz saß und deren Unmuth mit jeder Minute wuchs, weil Siegfried noch immer keine Miene machte, sich ihr zu nähern.

Frau von Barsen erhob sich mit den leisen Worten:

„So muß ich denn das ruchlose Werk vollführen und in zwei junge Herzen, die sich lieben, das tödtliche Gift träufeln, aber hüte Dich, Barbar, daß ich Dir später nicht doch noch einen Strich durch die Rechnung mache!"

Sie war über den freien Platz geschritten und sagte zu Siegfried, der gedankenvoll vor sich niederblickte:

„Verzeihen Sie, Herr Rohdenberg, daß ich Sie in Ihren stillen Betrachtungen störe. Ich möchte eine sehr große Bitte an Sie richten."

„Befehlen Sie über mich, gnädige Frau."

„Mein Onkel beabsichtigt, bevor wir Fichtenberg verlassen, eine große Soirée zu geben, und da möchten wir gern die Gesellschaft durch kleine Aufführungen, Charaden, lebende Bilder und so weiter überraschen. Es sollte, wenn möglich, vorher ein absolutes Geheimniß bleiben. Doch," fuhr sie fort, „wir sind hier nicht ungestört, lassen Sie uns einen Augenblick die breite Allee hinabwandeln, da hört uns Niemand. Es ist Ihnen doch Recht, Herr Director?"

„Gewiß gnädige Frau."

Während sie die Allee hinabschritten, sagte Frau von Barsen:

„Wir haben in Rußland oftmals lebende Bilder gestellt. Ich brauche jetzt zum Beispiel Hectors Abschied von Andromache, und Don Carlos Kniefall vor der Königin Elisabeth. Da möchte ich Sie nun freundlich bitten, mir bei diesem Unternehmen Ihre hülfreiche Hand zu leihen!"

„Ich wäre gewiß bereit, Ihnen zu dienen, gnädige Frau, aber ich fürchte, daß ich zu wenig gewandt dazu bin!"

„S i e wären zu wenig gewandt, Herr Director? Ja, wer wäre denn dazu passend? Nein, mein Herr, das heißt die Bescheidenheit zu weit treiben! Die Aufgabe ist kinderleicht — hier ist eine geschlossene Laube, machen wir aus Scherz einmal eine kleine Probe, dort sieht uns Niemand; Sie werden darnach sogleich einsehen, daß es Ihnen nicht die geringsten Schwierigkeiten machen wird. Aber lassen Sie uns leise sprechen, wir können drinnen nicht bemerken, wenn Jemand naht, und ich möchte so gerne das Geheimniß bewahrt erhalten."

Sie betraten die Laube.

Nun wandte sich Felix von Stolzenberg an Frieda und sagte:

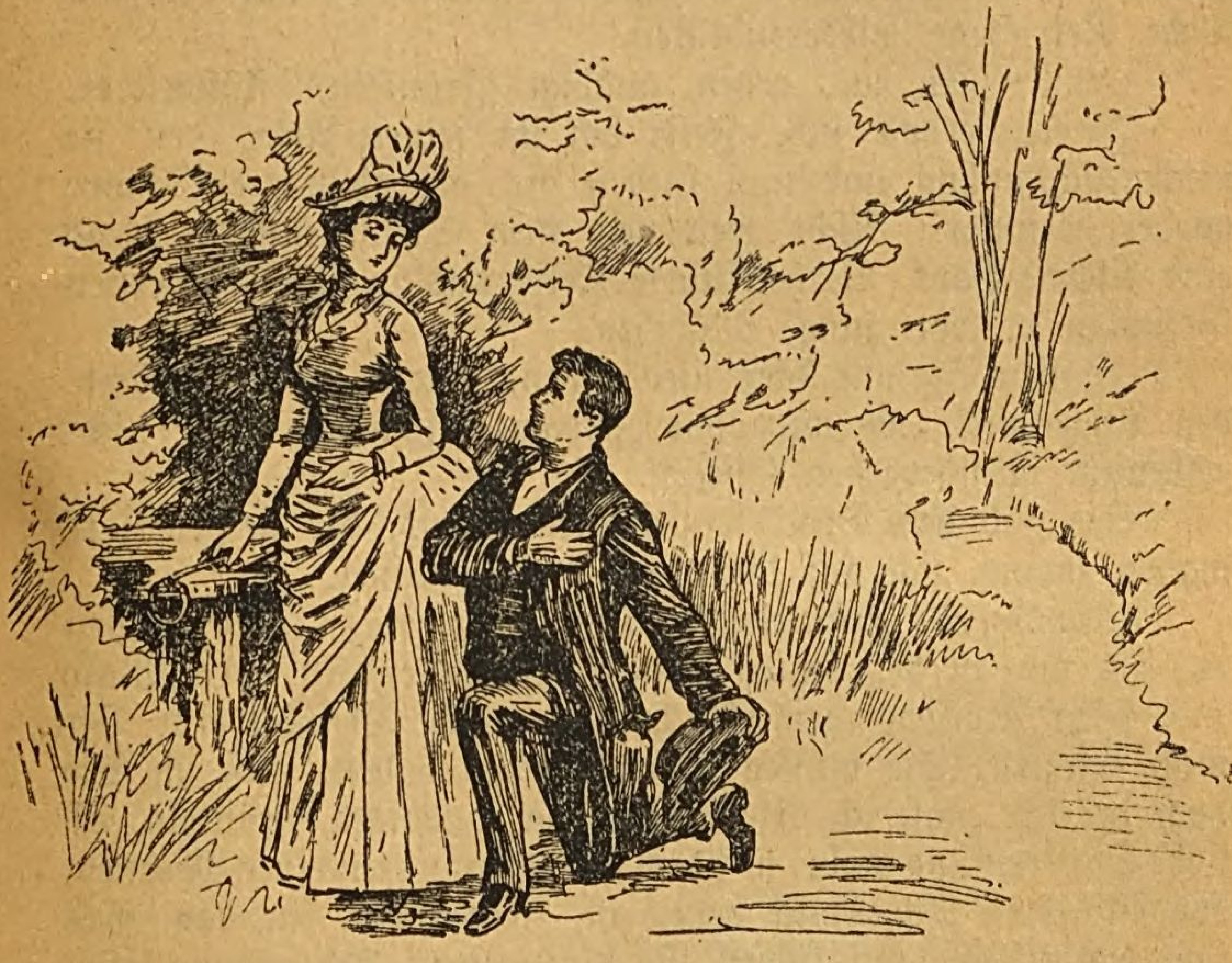
„Sie gaben mir vorhin das freundliche Versprechen, mich auf den Felsblock zu führen, von wo man den ganzen Garten überschauen könne — ist es Ihnen Recht, gnädiges Fräulein, wenn wir jetzt die Wallfahrt antreten?"

„Ja," versetzte Frieda. „Gehen wir!"

Als si am Fuß der Treppe, die auf das Felsstück führte, angelangt waren, sagte Felix mit gedämpfter Stimme:

„In der Laube flüstert es, es ist meine Cousine, ich erkenne sie, und sonst noch Jemand. Ersteigen wir so leise wie möglich den Felsen, man wird von oben in die Laube hinabsehen können. Wir werden vielleicht einen interessanten Anblick genießen.“

Er reichte Frieda die Hand, die in der seinen merklich zitterte und führte sie die steinernen Stufen hinan. Oben



In der Laube flüstert es, es ist meine Cousine.

angekommen, schritt er an den Rand des Felsens, warf einen Blick in die Laube unter ihm und darauf wieder zurücktretend, sagte er leise:

„Kommen Sie, gnädiges Fräulein, sehen Sie hinab, aber ich beschwöre Sie, was Sie auch erblicken mögen, keinen Laut von sich zu geben!“

Nun trat auch Frieda mit ahnungsvollem, klopfendem Herzen an den Rand des Steins, eine Secunde nur schaute sie hinab, dann sank sie wie betäub auf die neben ihr stehende Bank. Die Röthe ihres Gesichts war einer geisterhaften Blässe ge-

wichen, über ihre zitternden Lippen kam es tonlos: „Mein Traum, mein Traum!“ und sie preßte die Hand auf das Herz.

Es war der erste große Schmerz, den das junge Mädchen empfand, und sie war so betäubt davon, daß sie im ersten Augenblick nicht zu denken vermochte. Neben ihr stand ein Mann, der sie liebte, in dessen unreine Seele diese Liebe, wohl zum ersten Mal in seinem Leben, einen reinen hellen Schimmer geworfen; aber diese Liebe verhinderte ihn nicht, diesen Augenblick mitleidslos auf die zum Tode Getroffene niederzublicken.

„Lassen Sie uns gehen, gnädiges Fräulein,“ flüsterte er.

Frieda erhob sich, Felix bot ihr seinen Arm, den sie mechanisch nahm und nun stiegen sie die steinerne Treppe wieder herunter. Nicht weit von dem Stein entfernt stand eine eiserne Bank, hierher führte Felix das in ihren innersten Gefühlen verletzte junge Mädchen.

„Lassen Sie uns hier niedersitzen,“ sagte er, „ich möchte den Augenblick, wo wir ohne Zeugen beisammen sind, nicht unbenutzt vorübergehen lassen.“

Sie gab dem Druck seines Armes nach, der sie gewissermaßen zwang, sich auf die Bank niederzulassen.

„Gnädiges Fräulein,“ fuhr Felix fort, „Sie müssen es, als wir in den letzten Tagen auf Fichtenberg durch Wald und Flur streiften, gemerkt haben, welche Gefühle für Sie mich beseelen, Sie müssen es empfunden haben, daß ich Sie hoch verehre, daß ich Sie liebe! Ja, gnädiges Fräulein, ich liebe Sie, treu und wahr, mit dem ehrlichen Herzen eines Mannes, der in jedem Augenblick bereit ist, sein Leben für das, was ihm das Liebste auf Erden ist, hinzugeben! Ich vermag nicht lange zu werben, die Ungewißheit, in der ich schwebe, macht mich krank und elend — o sagen Sie mir, ob ich hoffen darf, wenn ich Sie frage: Wollen Sie Ihre Hand in die meine legen, wollen Sie mein Weib werden?“

Frieda zuckte bei den letzten Worten zusammen. Ihre großen Augen starrten vor sich hin, dunkle Röthe stieg wiederum in ihr Gesicht. Felix wußte genau, was in diesem Augenblick in der Seele des jungen Mädchens vorging. Er ließ ihr ruhig Zeit, ihre Gedanken zu einem Entschluß zu sammeln. Er verhehlte sich keineswegs, daß, wenn derselbe in dieser Stimmung nicht gefaßt würde, es zu einer andern Zeit, wenn

die erste Aufregung vorüber, es seine Schwierigkeiten haben dürfte, ein günstiges Resultat zu erzielen. Sobald nur das entscheidende Wort gesprochen worden, war eine Kette geschaffen, die mit Leichtigkeit nicht wieder zerrissen werden konnte, und war sie einmal geknüpft, dann hatte er ein Mittel, den Vater zu zwingen, für die Unverletzlichkeit dieser Kette einzustehen. Endlich, nachdem er den Zeitpunkt für gekommen hielt, sagte er:

„Sie lassen mich lange warten, gnädiges Fräulein — werde ich ein Ja von Ihren Lippen hören?“

„Ja, ich will, ich will — Ihre Gattin werden! Aber ich muß Sie bitten, heute noch mit keinem Menschen darüber zu sprechen, morgen, übermorgen können Sie es den Eltern sagen, — Sie werden mich heute nicht mehr sehen, ich habe die furchtbarsten Kopfschmerzen und muß mich zur Ruhe legen — leben Sie wohl!“

Sie hatte dies hastig, mit fliegendem Athem gesprochen und wollte nach den letzten Worten sich entfernen.

„Können Sie in diesem Augenblick von mir scheiden, Frieda,“ sagte Felix, „ohne mir auch nur die Hand gereicht zu haben?“

Sie kehrte wieder zurück, legte ihre eiskalte Hand in die seine und mit den Worten: „Bleiben Sie noch ein wenig hier, damit kein Verdacht erregt wird!“ eilte sie von dannen.

Felix blickte ihr mit triumphirenden Mienen nach und rief fast laut:

„Jetzt bist Du mein, Du holdes Kind! Wie richtig war meine Berechnung und wie günstig fügten sich die Umstände. Und bist Du erst mein, so wird es mir wohl gelingen, Dir Liebe einzuflößen.“

Fast betäubt erreichte Frieda ihr Zimmer und sank wie gebrochen in einen Fauteuil.

„Und ich habe ihn einen Blick in mein Herz thun lassen,“ sprach sie laut, „das offen vor ihm dalag, ich habe ihm deutlich gezeigt, daß ich ihn liebte. O, der Scham, der Schande! Wie hat er sich wohl lustig gemacht über das verliebte Mädchen, das so leicht zu bethören war! O Du falscher Mann mit den falschen Augen, denn sie logen Treue und waren doch falsch! Und nun macht er es ebenso mit der Andern, auf den Knieen lag er vor ihr! Und morgen macht

er ihr vielleicht ein ähnliches Gedicht und componirt es. Aber Du sollst nicht frohlocken über mich und zeigen will ich Dir, wie gleichgültig Du mir bist und wie ich, ich mein Spiel mit Dir getrieben!"

Sie setzte sich an ihren Schreibtisch und schrieb:

Sehr geehrter Herr Rohdenberg!

Einliegend erlaube ich mir, Ihnen Ihre Composition mit bestem Danke zurückzusenden, dieselbe hat mir sehr gefallen, und wenn Sie auf diesem glücklich eingeschlagenen Wege weiterschreiten, werden Sie gewiß noch einmal ein berühmter Mann. Was nun das Gedicht anbetrifft, so werden Sie mir verzeihen, wenn ich mir gestatte, Ihnen einen kleinen Rath zu ertheilen. Ich gestehe gerne ein, daß ich die Verse an sich sehr hübsch finde, aber sollten Sie wieder einmal ein Poëm machen, so seien Sie doch etwas vorsichtiger in Bezug auf den Inhalt, damit er nicht zu Mißdeutungen Veranlassung giebt. Ich würde es in der That nicht wagen, das von Ihnen erhaltene Gedicht meinem Verlobten zu zeigen, da ich vorher nicht wissen kann, wie er es auffassen würde, daß ein junger Mann in seinen Versen, die er einem jungen Mädchen übergiebt, Worte gebraucht, die mindestens als auffällig bezeichnet werden dürfen.

Noch einmal meinen Dank, es zeichnet

hochachtungsvoll
Frieda Wolter.

Sie las noch einmal den Brief durch, dann sagte sie:

„Die Worte: Mein Verlobter werden seiner Eitelkeit einen Stoß versetzen, und das sei meine Rache!"

Während sie den Brief zusammenlegte, sprach sie in wehmüthigem Tone:

„Ich wollte ihn heute veranlassen, mit mir auf den Felsen zu steigen, auf denselben Felsen, wo ich seine Falschheit entdeckte, und da hätte ich ihm das Lied vorgesungen, und dann — und dann — es wäre zu schön gewesen, es sollte nicht sein!"

Energisch zerdrückte sie eine Thräne in ihrem Auge, die sich mit Gewalt hervordrängen wollte, darauf steckte sie Brief und Noten in ein Couvert und eilte wieder in den Garten hinab.

Hier spähte sie umher, bis sie Langenbach gefunden, auf den sie nun zueilte.

„Wollen Sie mir eine Gefälligkeit erzeigen, Herr Langenbach?“ sagte sie zu ihm.

„Tausend, gnädiges Fräulein,“ erwiderte der Mediciner.

„Dann möchte ich Sie bitten, diesen Brief Herrn Rohdenberg zu geben, aber ich ersuche Sie, mir zu versprechen, es nicht eher thun zu wollen, als bis Sie die Schlangenburg verlassen haben. Kann ich bestimmt darauf rechnen, daß Sie meinen Wunsch erfüllen?“

„Ich gebe Ihnen mein Wort darauf, gnädiges Fräulein!“

„So danke ich Ihnen.“

Frieda entfernte sich und ging ihrer Mutter entgegen, die soeben mit der Baronin von Schleiden von einer Promenade zurückkehrte.

„Liebe Mama,“ sagte sie, „Du mußt mich entschuldigen, wenn ich mich zurückziehe, meine Kopfschmerzen sind schlimmer geworden, ich möchte mich einen Augenblick niederlegen.“

„Aber wie siehst Du aus, mein Kind!“ rief Alexandra, die ihr verwundert ins Gesicht sah, „Deine Wangen glühen, Du fühlst Dich doch nicht ernstlich krank?“

„O nein, gewiß nicht, mache Dir keine Sorge, Mama, es sind nur Kopfschmerzen, die gewiß bald wieder vorübergehen werden.“

Sie zwang sich zu einem Lächeln und mit den Worten: „Entschuldige mich auch bei der übrigen Gesellschaft, — Frau Baronin, grüßen Sie Emmy, ich bin vielleicht bald wieder da!“ verabschiedete sie sich und ging ins Schloß zurück.

„Es wird hoffentlich nichts Ernstliches sein,“ sagte Alexandra, „ich werde nachher einmal nachsehen, wie es ihr geht.“

Langenbach hatte den Brief in die Tasche gesteckt.

„Was das wohl zu bedeuten haben mag? sagte“ er. „Die Kleine machte ein Gesicht — da muß irgend etwas vorgefallen sein, mir ahnt nichts Gutes — der arme Siegfried!“

Oben in ihrem Zimmer sank Frieda wie gebrochen neben der Chaise longue zu Boden und ihren Kopf auf die seidenen Polster legend, fing sie bitterlich an zu weinen. Es war der erste große Schmerz, der sie getroffen, und wohl kein

anderer vermag die Grundvesten der Seele so sehr zu erschüttern, als der Liebesschmerz.

Im Garten hatte sich die Gesellschaft wieder versammelt. Siegfried, der mit Frau von Barsen zurückgekehrt war, mußte das Directorium, so schwer es ihm auch wurde, noch einmal wieder übernehmen. Es bedurfte seiner ganzen Geistesgegenwart und Selbstbeherrschung, um nur äußerlich nicht die Gefühle zu verrathen, die ihn innerlich bestürmten. Er hörte auch das Bedauern einiger Mitglieder, daß Frieda sich heftiger Kopfschmerzen wegen zurückgezogen habe. Es fiel ihm ja nicht ein, daß sein durch eine plötzliche Eifersucht verändertes Gesicht Friedas augenblickliche Verstimmung erregt hatte, die verscheucht worden wäre, sobald er sich nur in der Pause sofort ihr genähert hätte. Er wiederholte sich aber in jeder Minute, daß etwas Außerordentliches geschehen sein müsse, und es könne eben nichts Anderes sein, als daß das Interesse, was sie ihm bisher gezeigt, auf den schönen, ritterlichen und adligen Herrn von Stolzenberg übergegangen sei.

Die Probe war endlich zu Ende. Langenbach faßte Siegfried unter den Arm und sagte:

„Kommen Sie, Freund, wir wollen jetzt meinen Tanten einen Besuch abstatten, ich habe mich erkundigt, das Souper beginnt erst um neun Uhr, wir haben also noch eine halbe Stunde Zeit."

„Wollen Sie nicht lieber allein gehen, Langenbach?"

„Keine Idee! Ich weiß, Sie sind in diesem Augenblick nicht dazu aufgelegt, aber desto mehr fühle ich mich verpflichtet, Sie so viel wie möglich zu zerstreuen. Sie sehen so gedrückt aus, da muß irgend etwas passirt sein."

Nach diesen Worten zog er ihn fast gewaltsam mit sich fort.

„Ich muß all meine Hoffnungen begraben!" erwiderte Siegfried.

„Was ist denn geschehen?"

„Es ist zu Ende. Frieda war nicht da, als wir kamen. Gleich darauf sah ich sie mit Herrn von Stolzenberg den Weg heraufkommen, aber ich sah in derselben Minute, daß hier ein inniges Verhältniß sich angebahnt, welches entweder schon bis zu einer Verlobung gediehen oder doch dahin

führen wird. Frieda ist in der letzten Woche fast täglich auf Fichtenberg gewesen."

„Woher wissen Sie das?"

„Frau von Barsen erzählte es vorhin ganz zufällig. Und darauf, wie empfing sie mich, so kalt und frostig, ja fast unfreundlich! Kein weiteres Wort sprach sie mit mir, mit vornehmem Gesicht wandte sie sich ab und begrüßte die Damen. Und als Herr von Stolzenberg diesen Empfang sah, lächelte er spöttisch. Sie wird ihm wohl gesagt haben, daß sie mit mir ein wenig gespielt. Ich werde diesen Verlust nie überwinden!"

„Ach, das meint man in solchen Augenblicken, aber seien Sie versichert, es wird Alles überwunden."

„Mir ist Alles gleichgültig jetzt, und glauben Sie mir, Langenbach, finden wir heute Abend den Kasten nicht, so ist auch das mir gleichgültig; hatte er für mich doch im Grunde weiter keinen Werth, als daß er in den Augen Wolters den Besitzer etwas ebenbürtiger erscheinen lassen sollte."

„Es freut mich, Rohdenberg, daß Sie sich auf alle Eventualitäten gefaßt machen."

Die beiden Freunde waren während dieses Gespräches bis zum Jägerhäuschen gekommen. Ein großes Hirschgeweih über der Thür rechtfertigte den Namen, wenngleich schon seit vielen Jahren kein Jäger mehr in dem Hause gewohnt hatte. Es war im Schweizerstyl erbaut und so klein, daß wohl kaum je eine Familie, wenigstens keine große, darin Platz gefunden hätte.

Als die Freunde eintraten, saß Frau Schmidt an einem Pianino und Auguste Brandt in der Ecke des Sophas mit weiblicher Handarbeit beschäftigt. Allerdings verriethen einige scharfe Linien im Gesicht der Sängerin die ausgestandenen langjährigen Leiden, aber die früher so bleichen, eingefallenen Wangen hatten sich bereits mit einem zarten Roth überzogen und waren bedeutend voller geworden. Die matten Augen hatten wieder Glanz erhalten, die Haltung war nicht mehr gebückt und aus dem Antlitz war der herbe, verbissene Zug fast gänzlich geschwunden. Daß Frau Schmidt sehr schön gewesen sein mußte, war an den großen Augen, dem Schnitt der Nase und dem kleinen Munde noch jetzt zu erkennen.

Nachdem die Begrüßung und Vorstellung vorüber war,

lenkte sich das Gespräch auf den wohlthuenden Aufenthalt der Kranken in der stärkenden Waldluft, und die Sängerin lieh ihrer innigen Dankbarkeit für die freundliche Sorge des Geheimraths herzlichen Ausdruck.

Etwas vor neun Uhr traten die beiden Freunde den Rückweg an. Die Gesellschaft befand sich schon im Schloß und gleich darauf ging man zu Tisch. Frieda war nicht zugegen. Herr von Stolzenberg hatte Alexandra den Arm geboten und war während des Essens sehr aufgeräumt. Er hatte Gedelmann vorhin im Kastellanszimmer aufsuchen wollen, ihn dort aber nicht gefunden. Es hieß, er sei nur kurze Zeit auf seinem Posten gewesen und auf sein Zimmer gegangen, weil er sich nicht ganz wohl gefühlt. Allein dort hinzufinden war unmöglich, und sich die Begleitung eines Führers zu erbitten, wäre zu auffällig gewesen. Nach Fichtenberg wollte er den Kasten überhaupt gar nicht erst hinschleppen, und so hatte er beschlossen, sobald nur seine Verlobung auch Friedas Eltern gegenüber einen festen Abschluß erhalten, denselben in Gegenwart seiner Braut auf irgend eine Art zu öffnen.

Als endlich der musikalische Abend zu Ende war, kehrten Siegfried und der Mediciner in das Jägerhäuschen zurück, während die Uebrigen, die mit ihnen gekommen waren, nach dem Bahnhof sich verfügten. Nach kurzem Aufenthalte bei Langenbach's Tanten brachen die beiden Freunde auf und gingen den größten Theil des Weges, in Gedanken versunken, schweigend nebeneinander her. Als sie das Thor erreicht, blieb Langenbach einen Augenblick horchend stehen. Der Bahnhof schien ausgestorben, kein Ton drang von dort herüber. Der Mond warf seine Strahlen nicht bis hierher, innerhalb des Thorbogens war es im Verhältniß ziemlich dunkel. Langenbach schritt nun bis an die Nische, trat über das kleine eiserne Gitter und erfaßte mit beiden Händen die Madonna. Er drückte und schüttelte an der Figur, die er plötzlich mit einem energischen Rucke in die Höhe hob und dann auf den Boden niederließ.

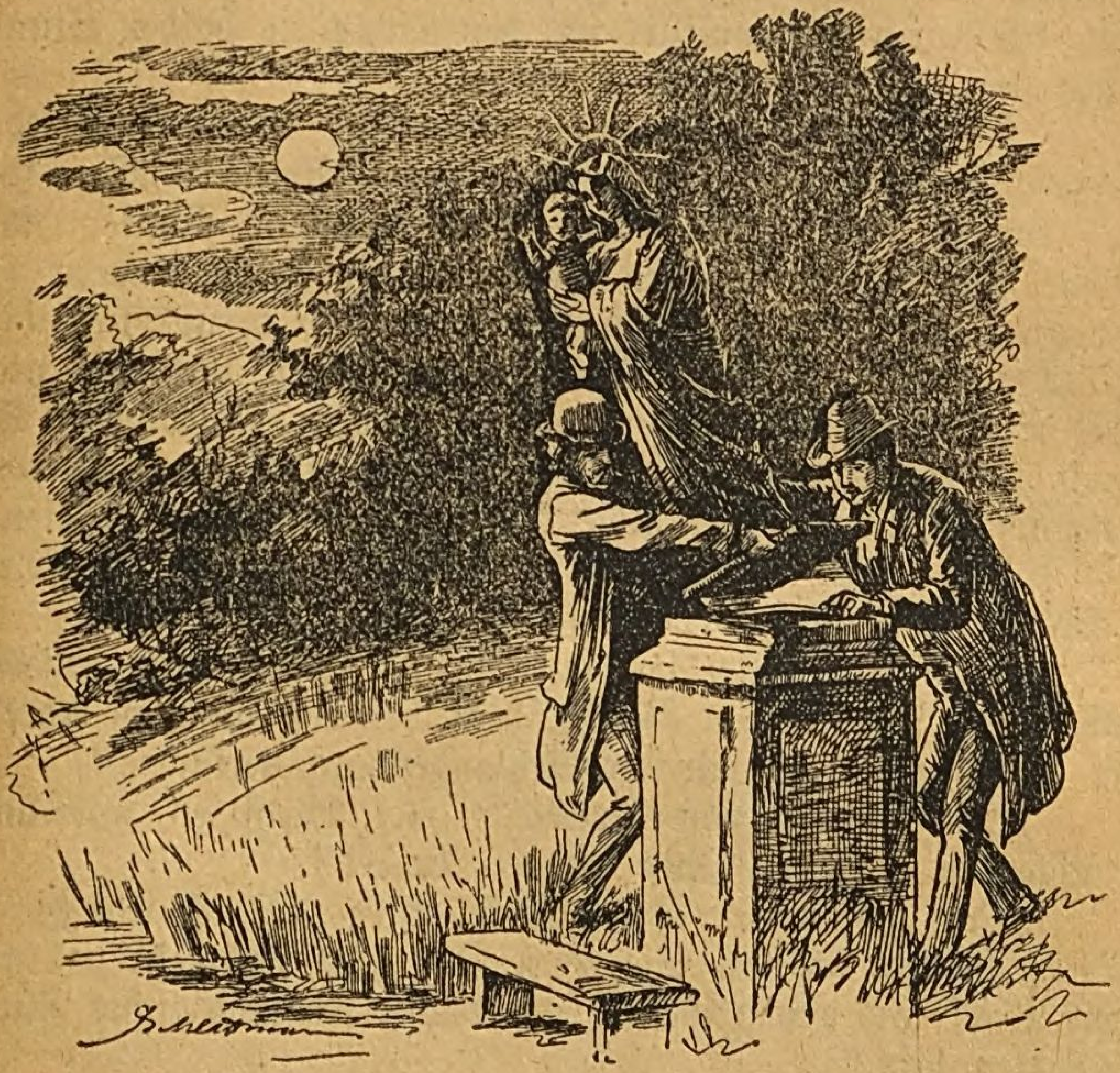
Es klopfte ihm doch jetzt das Herz vor Erwartung, als er die marmorne Platte abhob, die den Hohlraum des Postamentes verschloß. Auch Siegfried hielt unwillkürlich den Athem an.

Langenbach fuhr mit dem Arme in die Höhlung.

„Nichts!“ tönte es aus der Nische heraus.

„Nichts!“ widerholte der Mediciner. „Tabula rasa!

„Trösten Sie sich, Rohdenberg,“ fuhr er fort, aus der Nische heraustretend, „und denken Sie, daß Sie entweder für die Eigenschaften eines Millionärs nicht prädestinirt sind oder noch nicht die Reife erlangt haben, ein solches Vermögen zu verwalten. Vielleicht kommt sie noch!“



Langenbach hob die Figur plötzlich mit einem energischen Ruck in die Höhe.

Nach einigem Suchen und Tasten wurde die Figur glücklich wieder an ihren Platz gebracht; Langenbach ergriff Siegfrieds Hand und sagte:

„Sie sagen ja kein Wort, mein Freund!“

„Es ist vorbei,“ entgegnete Siegfried, „und das ist nur gut. In der letzten Secunde wünschte ich, daß wir den Schatz finden möchten, weil man damit so viele Andere hätte glücklich machen können!“

„Das ist sehr edel gedacht, aber nicht Jedem wird der

Vorzug verliehen, Großmuth zu üben, und die es können, thun es so selten. Kommen Sie, der Wartesaal auf dem Bahnhof ist erleuchtet, wir wollen noch eine Flasche Wein trinken, der Wein hat die Eigenschaft, alle Sorgen in milderem Licht erscheinen zu lassen."

Im Wartesalon fanden sie einen schlafenden Kellner vor, den sie erst wecken mußten. Nachdem eine Flasche Wein bestellt war, erfuhren sie zu ihrer großen Freude, daß ein Extrazug signalisirt sei, der nach einer halben Stunde eintreffen und hier anhalten würde.

„Ich habe noch einen Auftrag für Sie, Siegfried," sagte Langenbach nach einer kleinen Pause. „Sie sind ja darauf vorbereitet, daß das Fräulein Wolter ihre Liebe nicht Ihnen, sondern möglicherweise einem Andern zugewandt hat. Es ist gewiß sehr weise und vernünftig, dies gleich als eine vollendete Thatsache anzusehen und sich nicht mit fruchtlosen Hoffnungen noch zu tragen; so würden Sie auch die Bestätigung dessen, was Sie bereits als feststehend angenommen, mit mehr Ruhe hinzunehmen im Stande seien."

„Wie habe ich das zu verstehen?" fragte Siegfried, „Sie sprechen von einem Auftrag, einer Bestätigung —"

„Fräulein Wolter hat mir einen Brief für Sie gegeben mit dem ausdrücklichen Befehl, denselben erst an seine Adresse zu befördern, wenn wir die Schlangenburg verlassen."

„Einen Brief von Frieda?" rief Siegfried mit aufleuchtenden Augen. „Wo ist der Brief?"

„Nun hoffen Sie doch wieder, Siegfried, ich sehe es an Ihren Blicken. Thun Sie es nicht. Das Fräulein hat mir den Brief mit einem Gesicht überreicht, das mich nichts Gutes erwarten läßt."

„Geben Sie mir den Brief, geben Sie ihn mir!"

„Hier ist er."

Mit zitternden Händen riß Siegfried das Couvert herunter und entfaltete den Brief. Als er ihn zu Ende gelesen, entsank das Schreiben seiner Hand und die Arme fielen erschlafft auf den Tisch.

„Darf ich den Inhalt erfahren?" fragte Langenbach.

„Sie hat sich verlobt."

„Mit wem?"

„Der Name steht nicht darin."

„Es ist natürlich Stolzenberg. So sind ja alle Zweifel gelöst!“

„O,“ rief Siegfried mit schmerzlicher Stimme, „daß sie den reichen Aristokraten einem armen Musikanten vorzieht, will ich ihr ja gar nicht anrechnen, aber daß sie es über's Herz bringen konnte, mir, von dem sie doch gewußt hat, daß ich sie liebe, das Gedicht mit solchem Hohn zurückzuschicken, das — nein, das hätte ich nicht von ihr erwartet!“

Er schob Langenbach den Brief hin, den dieser jetzt ebenfalls las.

Eine lange Pause trat ein, die der Mediciner absichtlich nicht zu unterbrechen versuchte. Endlich erhob er sich, legte seine Hand auf Siegfrieds Schulter und sagte:

„Tragen Sie es wie ein Mann, Rohdenberg!“

„Ich will's versuchen!“

„Nach dieser Zeit kommt eine andere. Legen Sie nur nicht müßig die Hände in den Schooß, arbeiten Sie angestrengt, das ist die beste Medicin!“

Bei der Rückfahrt setzte sich Langenbach in eine Ecke und sprach unterwegs nur wenig. Er fand es für richtig, den Freund sich vorerst seinem Schmerze gänzlich zu überlassen und wußte auch, daß bei einer so frischen Herzenswunde jedes Trostwort vergeblich sein würde. Aber er ließ es sich nicht nehmen, Siegfried bis an dessen Hausthür zu bringen, wo er mit einem stummen Händedruck von ihm Abschied nahm.

Frau Rohdenberg war noch nicht zu Bett gegangen, sie wollte den Enkel erst erwarten. Als sie endlich seinen Schritt hörte, erhob sie sich, aber sowie er in der Thür erschien, sagte ihr ein einziger Blick auf sein Gesicht, daß ihm etwas Besonderes widerfahren sein müsse.

„Siegfried, Dir ist etwas geschehen!“ kam es in besorgtem Tone über ihre Lippen.

Bei dem Anblick der geliebten alten Frau war es mit Siegfrieds bis dahin so mühsam aufrecht erhaltener Selbstbeherrschnng zu Ende. Er eilte auf die Großmutter zu, schlang seine Arme um ihren Hals und nun begann er, vollständig fassungslos, zu schluchzen.

Frau Rohdenberg errieth die Ursache dieses stürmischen Gefühlsausbruchs und auch ihre Augeu wurden feucht. Sie sprach nicht, sie wollte den Schmerz erst austoben lassen. Endlich, als Siegfried etwas ruhiger wurde, sagte sie:

„Du hast Frieda Wolter trotz alledem immer noch geliebt, nicht wahr?"

„Ja. — O, wie Recht hattest Du, Großmama."

„Erzähle mir, was vorgefallen ist, Friedel, in Worten erleichtert sich der herbste Schmerz!"

Nach wenigen Secunden saßen Großmutter und Enkel nebeneinander, gerade wie vor acht Tagen, und es war derselbe Gegenstand, über den gesprochen wurde.

Siegfried legte zuerst das offene Bekenntniß ab, daß er nicht aufgehört habe, Frieda zu lieben, und daß er, nur um seine Großmutter zu beruhigen, seine äußere Ruhe, seine Unbefangenheit und sein Frohsinn erkünstelt habe, während ihn innerlich die Aufregung fast verzehrt. Darauf berichtete er getreu alle bitten Erfahrungen, und als er dann überging auf die verlorne und durch einen wunderbaren Zufall wiedergefundene Bibel, da zeigte sich auf Frau Rohdenbergs Gesicht ein Schein der Freude.

„Mein Sohn," sagte sie, da Siegfried geendet, „es ist hart, an einem Tage zwei große Hoffnungen aufgeben zu müssen. Aber vertraue auf den Lenker aller Menschengeschicke, er wird auch Deinem Leben wieder Sonnenschein bringen, baue auf ihn, wie ich es stets gethan!"

Dann erhob sich Frau Rohdenberg und sagte:

„Jetzt wird es Zeit, daß wir uns niederlegen, der Tag graut, morgen sprechen wir mehr darüber! Schlafe wohl, mein Siegfried!"

Neunzehntes Kapitel.

Am Tage nach den im vorigen Kapitel geschilderten Ereignissen saß Wolter um die zweite Nachmittagsstunde in seinem Privatcomptoir auf der Schlangenburg und war damit beschäftigt, einige Kostenanschläge, die ihm soeben ein Baumeister überreicht hatte, zu prüfen. Als er diese Arbeit vollendet, stand er auf, und während er im Zimmer auf und ab ging, sprach er seufzend:

„Kaum ist die Arbeit, sonst meine beste Trösterin, mehr im Stande, meine quälenden Gedanken auch nur für einen kurzen Moment zu unterbrechen. Wie soll das enden' und wann wird es enden? Wandele ich nicht auf einem Vulkan? Und neben all der Furcht, das Geheimniß meines Lebens verrathen zu sehen, auch noch die wahnsinnige Liebe zu meinem Weibe! Und je näher die Gefahr rückt, mein Weib zu verlieren, desto mächtiger wächst diese Liebe empor. Er liebt sie, der schöne Mann," fuhr er fort, „und wo er liebt, da ist der Sieg ihm auch gewiß, ich weiß das ja von früher. Und liebt sie ihn nicht schon? War das nicht in ihren Augen der Glanz der Liebe, als sie gestern Abend bei Tisch sich unterhielten, sich anblickten und lachten? Fährt sie nicht jeden Tag zu ihm nach Fichteuberg? Nur um dort zu malen? Nein, um ihn zu sehen! Ha, wenn das entscheidende Wort schon zwischen ihnen gesprochen wäre, wenn es in diesem Augenblick an die Thür klopfte, wenn sie zu mir hereinträte und mir zuriefe: Ich muß von Dir gehen, denn ich liebe einen Anderen!"

In diesem Augenblick klopfte es an die Thür. Wolter fuhr erschrocken zusammen und rief dann Herein.

Der erregt Eintretende war der Prokurist Bärmann.

„Sie sind abermals hier? Was hat das zu bedeuten? Sie machen ein Gesicht, als wenn unsere Fabrik in Flammen stände! Was ist geschehen?“

„Ach, Herr Geheimrath,“ erwiderte der Procurist, der allmählig wieder zu Athem gekommen war, „Alles, Alles ist verloren!“

„Um Gotteswillen, reden Sie!“

„Meine Prophezeihungen sind eingetroffen — der Bankier Römer hat sich heute Morgen insolvent erklärt.“

„Insolvent erklärt? Unmöglich! Das Gerücht ist falsch! Von wem haben Sie das?“

„Von Römers Buchhalter, dem ich vorhin begegnete. Die Herren vom Gericht sind schon dort gewesen und haben Alles versiegelt.“

„Also Wahrheit, entsetzliche Wahrheit? Allmächtiger Gott, dann bin — auch ich — ruinirt!“

Wolter sank auf einen Lehnstuhl nieder und bedeckte mit beiden Händen das Gesicht.

Es entstand eine lange Pause. Endlich ließ Wolter die Hände vom Gesicht heruntersinken, letzteres hatte wieder ganz den gewöhnlichen ruhigen Ausdruck, er war wieder der Mann der vollsten Selbstbeherrschung, und mit ebenso ruhiger Stimme sagte er:

„Haben Sie etwas Näheres gehört? Wie stehen seine Sachen? Ob viele Activa da sind?“

„Es weiß wohl noch Niemand etwas Bestimmtes.“

„Sie müssen mit dem nächsten Zuge wieder zurück, Herr Bärmann. Ziehen Sie möglichst genaue Erkundigungen ein, gehen Sie zu Dalberg, Römers Procuristen, von ihm werden Sie noch am ersten etwas erfahren können, und verschweigen Sie vorläufig, daß wir in so hohem Maße dabei engagirt sind. Waren Sie hier schon im Comtoir?“

„Nein.“

„So bitte ich Sie dringend, weder dem Comtoirpersonal, noch sonst Jemandem auf der Schlangenburg heute schon von Römers Concurs ein Wort zu sagen. Ich werde wahrscheinlich gegen Abend noch nach der Stadt fahren, vielleicht können Sie mir dann schon einige Mittheilungen machen.“

„Herr Geheimrath,“ sagte der Procurist und legte einen

bittenden Ton in seine Worte, „mein Herz ist mit Sorge erfüllt, wenn das Schlimmste eintreten sollte, daß wir Alles verlieren — geben Sie mir die Beruhigung daß Sie selbst glauben, sich halten, sich arrangiren zu können!"

„Ich weiß es noch nicht, ich muß selbst erst einmal alle Activa und Passiva genau abwägen. Hätten wir nur nicht den Bau der Fabriken begonnen, aber welche Kapitalien stecken jetzt darin und welche großen Zahlungen werden nothwendig! Und nun lassen Sie mich allein, lieber Freund, ich muß meine Gedanken ein wenig sammeln und will versuchen, Entschlüsse zu fassen, die das Aergste vielleicht noch abwenden können."

Bärmann verabschiedete sich, aber kaum war Wolter allein, so sprang er empor und mit großen Schritten das Zimmer durchmessend, rief er aus:

„Verloren! Doppelt verloren! O mein Weib, mein Kind! Luft! Luft! In dieser Gluthhitze hier ersticke ich!"

Er nahm einen Strohhut und begab sich in den Garten. Den Kopf gesenkt, die Hände auf dem Rücken wanderte er weiter. Er sah nicht, daß am Ende der Allee eine Dame in die Laube trat, es war Frau Schmidt. Er sah und merkte auch nicht, daß wenige Minuten später ein Mann die Allee betrat, der ihn mit raschen Schritten einzuholen suchte. Erst als dieser ihn fast erreicht und er seinen Namen rufen hörte, stand er still und drehte sich um.

Um dieselbe Zeit etwa, als der Prokurist Bärmann das Privatzimmer des Geheimraths betreten, langte auf dem Bahnhofe eine Equipage des Generals an. Aus derselben sprang Herr von Stolzenberg in Reisekleidern. Dem Diener, der bei dem Kutscher auf dem Bock saß, sagte er:

„Tragen Sie den kleinen Handkoffer hinein und bitten Sie den Wirth, ihn bis zum Abgang des Zuges in Gewahrsam zu nehmen. Bis dahin ist es reichlich eine Stunde Zeit, ich werde inzwischen noch rasch einen Besuch auf der Schlangenburg machen. Sie brauchen nicht auf mich zu warten, der Wagen kann nach Fichtenberg zurückfahren."

Felix schritt über die Chaussee, durch das steinerne Thor und wanderte den Berg hinauf.

„Wenn der Hauptmann Koblenz glaubt," sprach er vor sich hin, „diese Erpressungen regelmäßig ausführen zu

können so irrt er sich. Ich habe ihm damals viertausend Mark versprochen und sie von hier aus ihm zugeschickt unter der ausdrücklichen Bedingung, sofort damit nach Amerika zu reisen. Statt dessen ist er ruhig in Berlin geblieben, hat das Geld verpraßt und fordert nun abermals viertausend Mark. Gut, er soll sie haben, aber ich werde mir in Berlin Anweisungen auf ein Haus in San Franzisko geben lassen, auszahlbar nur an den persönlichen Ueberbringer. Mit diesen muß er sich dann schon auf den Weg machen. Das war ein Tropfen Gift, der auf meine fröhliche Stimmung fiel, als ich vor einer Stunde den Brief dieses Elenden erhielt. Ich glaubte sie Alle verschwunden und nun ist der Schlimmste noch hier und muß mich beunruhigen! Mit Geld kann man die Hölle bezwingen und auch wohl diesen lästigen Mitwisser. Und schließlich — sie haben nichts Schriftliches von mir, ich war so vorsichtig, von Petersburg und Paris aus stets einen Complizen schreiben lassen, — und alles Mündliche kann man ableugnen, da gilt mein Wort so viel wie das eines Anderen. Der Feldwebel, der Hauptbetheiligte, ist fort, sein Geständniß allein könnte gravirend werden. Und heute," fuhr er fort, „sollte meine Verlobung perfekt werden, ich konnte die Zeit nicht erwarten, das liebliche Kind an mein Herz zu ziehen, und nun muß diese Zwangsreise dazwischen kommen! Nun wohl, so warten wir, bis morgen Abend kann ich zurück sein, dann kann das Geburtstagsfest der Mutter zugleich das Verlobungsfest der Tochter werden! Heute setze ich mich mit dem Vater auseinander, morgen führt er mir die Tochter selbst in die Arme! Diese angenehme Erinnerung wird mir die langweilige Fahrt nach Berlin verkürzen. Ob ich das Glück haben werde, Frieda in dieser so kurz bemessenen Zeit zu sehen?"

Als Felix das Plateau erreicht hatte, bemerkte er den Diener Johann auf einer Bank unter einer schattigen Eiche.

„Ist der Herr Geheimrath in der Burg?" fragte Felix.

„Der Herr Geheimrath befinden sich im Garten", erwiderte Johann, „und sind soeben in die große Allee getreten. Befehlen Euer Gnaden, daß ich Sie anmelde?"

„Lassen Sie nur, ich werde ihn selber aufsuchen."

Felix beschleunigte seine Schritte und bald hatte er den Geheimrath erreicht.

Wolter drehte sich erschrocken um, und als er Felix erkannte und in dessen Gesicht einen so seltsamen, so eigenartigen Ausdruck erblickte, da war er überzeugt, daß die nächste Minute ihm etwas Entsetzliches bringen würde.

„Ah, Herr von Stolzenberg," sagte er mit gepreßter Stimme.

„Verzeihen Sie, Herr Geheimrath," nahm Felix das Wort, „wenn ich Ihre Zeit einen kurzen Augenblick in Anspruch nehmen muß. Ich habe Ihnen etwas mitzutheilen, was für Sie sowohl als für mich von gleich großer Wichtigkeit ist. Doch dort ist der Felsblock — ist es Ihnen recht, so ersteigen wir ihn, da wir dort vor Lauschern sicher sind!"

Jetzt war vielleicht der Moment gekommen, wo er sein Weib von ihm fordern würde. Wolters blasses Gesicht wurde noch bleicher. Er mußte sich zusammennehmen um in einem möglichst ruhigen Tone zu sagen:

„Ich stehe zu Diensten."

Sie verließen die Allee und schlugen einen kurzen Seitenweg ein, der zu dem Felsen führte. Felix sprang die steinernen Stufen zuerst hinauf, trat sogleich an den Rand des Steines und blickte in die Taxuslaube hinab.

Nun hatte sich aber Frau Schmidt auf denjenigen Theil der Bank gesetzt, der dem Felsen am nächsten war; es war dies die einzige Stelle, die, wenn man von oben in die Laube hinabblickte, von der Taxuseinfassung verdeckt wurde. Felix war in diesem Augenblick selbst sehr erregt, er bemerkte, als er seine Augen in die Tiefe senkte, daß der innere Raum der großen, weiten Laube leer sei.

Wolter war ihm langsam auf den Felsen gefolgt und ließ sich hier auf der Bank nieder. Felix blieb aufrecht stehen und begann:

„Sie werden sich erinnern, Herr Geheimrath, daß ich Ihnen schon vor einiger Zeit sagte, in Ihrem Gesicht läge etwas für mich so Bekanntes, daß ich glaube, Sie früher schon einmal gesehen zu haben. Jetzt ist es mir klar, daß Sie mein früherer Kamerad, der ehemalige Lieutenant Thalheim sind."

Wie viele Male hatte Wolter sich auf den Augenblick vorbereitet, wo Herr von Stolzenberg ihm sagen würde, daß er ihn erkannt habe, wie viele Male hatte er sich die Worte zurecht gelegt, die er ihm dann erwidern wolle. Auch jetzt

gelang es ihm, zwar mit Aufgebot seiner ganzen Kraft, ihm in ruhigem Tone zu entgegnen:

„Sie irren sich, Herr von Stolzenberg, und werden durch eine Aehnlichkeit getäuscht. Ich habe nie in meinem Leben von einem Lieutenant Thalheim gehört. Ich war nie Offizier, Sie machen ein zweifelhaftes Gesicht — zum Beweise bin ich ja gern bereit, Ihnen alle meine Papiere, meinen Taufschein und was dazu gehört vorzulegen."



Jetzt weiß ich es, daß Sie mein früherer Kamerad, der ehemalige Lieutenant Thalheim sind!

„Warum wollen Sie es leugnen, Thalheim? Ich irre mich nicht! Nun will ich Ihnen meine Beweise vorlegen. Ich war vorgestern Abend in dem Zimmer des Kastellans, er hatte mich gebeten, ihn zu besuchen, weil er mir die Geschichte meines Ahnherrn erzählen wolle. Da sah ich Sie im Rittersaal und hörte, wie Sie das Lied sangen: Im tiefen Keller sitz ich hier. Und Jeder, der den Lieutenant Thalheim nur einmal das Lied hat vortragen hören, wird ihn allein schon daran wiedererkennen."

Wie ein Blitz schlug dies Argument vor Wolter nieder. Daß man ihn an dem Liede erkannt hatte, raubte ihm so vollständig die Fassung, daß er nicht im Stande war, ein Wort zu erwidern.

„Doch beruhigen Sie sich, Thalheim,“ fuhr Felix fort. „Ein Mißgeschick hat Sie vor zwanzig Jahren in die Welt hinausgetrieben und mir scheint, Sie sind für diesen Unfall glänzend entschädigt worden. Würden Sie jemals ohne ihn zu einem Millionär geworden sein? Ich werde Sie nicht verrathen, aber für mein Schweigen müssen Sie mir eine kleine Bedingung erfüllen.“

Wolters Haupt war auf die Brust gesunken, seine Augen blickten starr vor sich nieder, die Lippen waren fest geschlossen.

„Sie sind im Besitze eines Engels,“ fuhr Felix fort, „ich liebe diesen Engel und habe das Glück, von ihm wiedergeliebt zu werden. Sie werden sich von ihm trennen müssen, Herr Geheimrath, aber ich verspreche Ihnen, daß ich Alles aufbieten werde, damit er sich an meiner Seite glücklich fühlt. Hier, auf dieser selben Stelle haben wir uns gestern verlobt. Leider muß ich sogleich aufbrechen, eine Privatangelegenheit zwingt mich noch heute nach Berlin zu reisen, aber bis morgen Abend, bis zum Beginn des Geburtstagsfestes, bin ich zurück und wenn ich dann den Engel von Ihnen fordere, werden Sie ihn mir geben, werden Sie unsere Hände ineinanderlegen?“

Ein Schauer durchlief Wolter, es währte mehrere Secunden, ehe er nur im Stande war, zu sprechen, darauf sagte er in einem harten, kalten Ton:

„Sie werden von ihr geliebt — hat sie Ihnen das selbst gesagt?“

„Wir haben uns gestern verlobt.“

„Wenn es so steht, werde ich das Unvermeidliche zu ertragen wissen.“

„Sie werden es nie zu bereuen haben. Doch es wird hohe Zeit für mich, leben Sie wohl, Thalheim, und es wird das letzte Mal sein, daß ich diesen Namen nenne, von nun an sind Sie in meinen Augen nur noch der Geheimrath Wolter. Grüßen Sie von mir die Lieblichste ihres Geschlechts!

In raschen Sätzen eilte Felix die Felsenstufen hinunter und war bald Wolters Blicken entschwunden.

Eine kurze Zeit nur saß der Geheimrath noch da, apathisch, zusammengesunken, fast wie ein Lebloser, dann stand er auf, sein Auge glänzte unheimlich, in seinen Gesichtszügen zuckte es energisch auf, seine Muskeln schienen ihre Spannkraft zurückerhalten zu haben. Wie ein Mensch, der einen plötzlichen Entschluß gefaßt und den es treibt, so rasch wie möglich an die Ausführung zu gehen, wanderte er eiligen Schrittes auf demselben Wege, den er gekommen, in sein Zimmer zurück. Hier entfaltete er jetzt eine rege Thätigkeit, er holte seine Hauptbücher, sowie sein Geheimbuch hervor, ganze Bogen Papier beschrieb er mit Zahlen und rechnete und zählte unausgesetzt.

Er war so vertieft in seine Arbeit, daß er ein Pochen an der Thür vollständig überhörte und erstaunt den Kopf wandte, als Alexandra ihn begrüßte.

„Ich sehe, lieber Mann, daß Du stark beschäftigt bist und will Dich daher nicht lange stören. Einige dringende Besorgungen rufen mich nach der Stadt, entschuldige daher, wenn wir nicht zusammmen speisen können.“

Nach einem kurzen Gespräch verabschiedete sich die Geheimräthin, Wolter begleitete sie bis in die Vorhalle und küßte ihr inbrünstig die Hand.

Wohl fiel Alexandra die vertiefte Falte auf der Stirn ihres Gatten auf, aber sie suchte die Erklärung dafür in seiner aufreibenden geschäftlichen Thätigkeit. Wolter blickte ihr schmerzbewegt nach, als sie mit elastischen Schritten den Parkweg hinabwandelte, kehrte dann in sein Privatcomtoir zurück und vertiefte sich wieder in seine Arbeit.

Um fünf Uhr kam der Diener und meldete, daß das Essen servirt sei.

„Wo ist meine Tochter?“

„Das gnädige Fräulein läßt sich entschuldigen, weil die Kopfschmerzen sie noch nicht verlassen haben.“

„Gut — ich komme.“

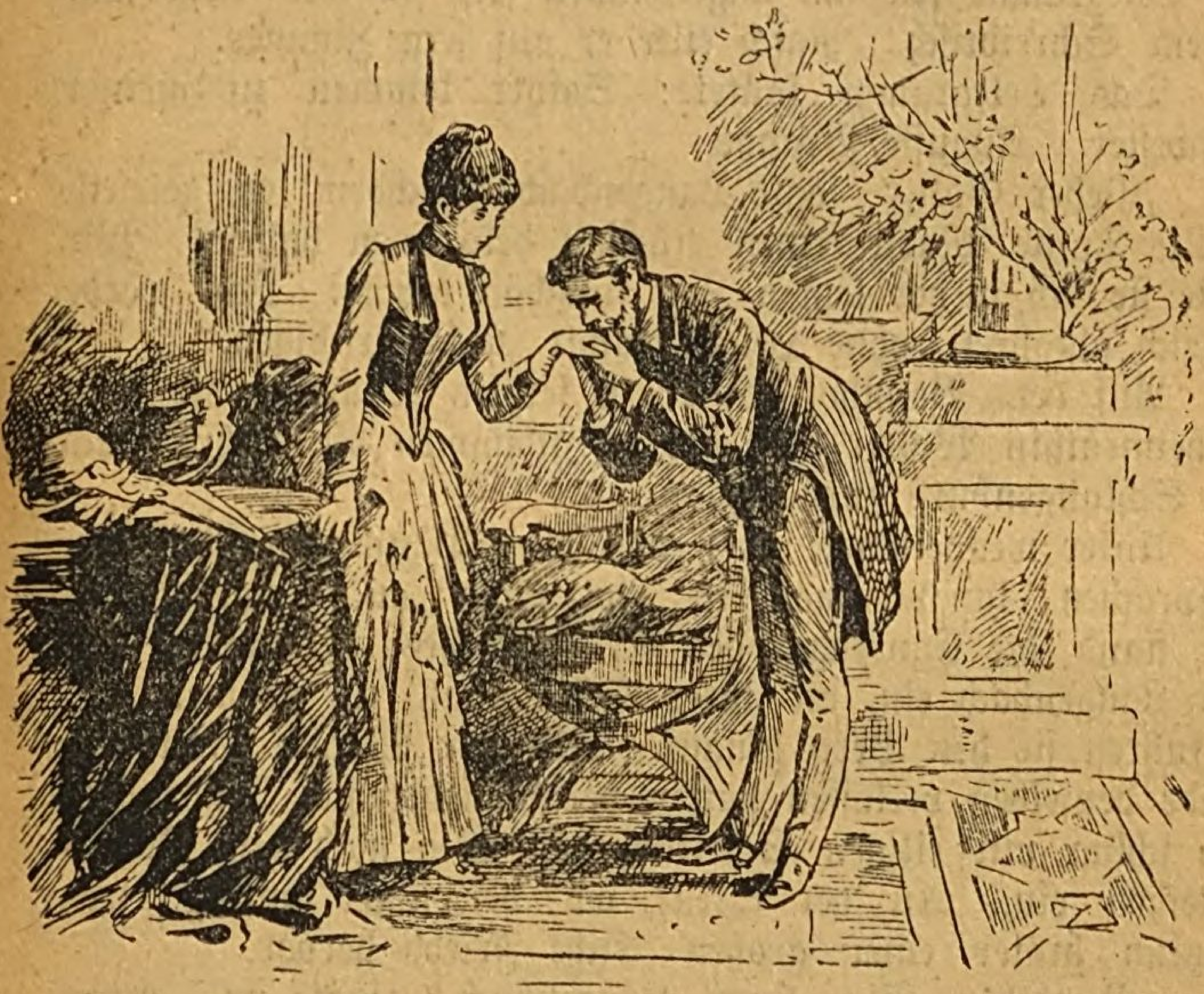
Wolter schloß die Thür ab und ging in den Speisesaal. Nachdem er in sein Zimmer wieder zurückgekehrt war, setzte er seine Arbeit fort, bis der Abend hereinbrach.

„Es ist genug“, sagte er — „wenn Alles regulirt ist, bleibt für Frieda so viel übrig, daß sie sorgenfrei leben kann, für Alexandra wird — ihr Gatte sorgen!“

Hierauf verschloß er die Bücher wieder, zerriß alle beschriebenen Bogen und warf sie in den Kamin, dann setzte er sich an seinen Schreibtisch und schrieb folgenden Brief:

Liebe Alexandra!

Es thut mir leid, daß ich Dich noch nicht zurückgekehrt fand um Dir Lebewohl zu sagen. Ich muß noch heute in die Stadt. Mein Bankier Römer hat fallirt, ich verliere dabei große Summen, um den Verlust zu decken, werde ich meine afrikanischen Besitzungen verkaufen müssen. Zu



Wolter begleitete seine Gattin hinaus und preßte ihre Hand innig an seine Lippen.

diesem Zweck muß ich vielleicht sogleich weiter nach Hamburg reisen, ja, es ist nicht unmöglich, wenn sich der Verkauf in Hamburg nicht realisiren läßt, daß ich persönlich deshalb nach der Kapstadt muß. Sollte dies unvermeidlich werden, schreibe ich natürlich von Hamburg aus. Einen herzlichen Gruß an Dich und Frieda

von Eurem Wolter.

Diesen Brief versiegelte er und legte ihn auf den Sophatisch, sodaß er jedem Eintretenden in die Augen fallen mußte.

Als er die Burg durch das Seitenportal verließ, schien bereits der Mond hell.

Fichtenberg war sein nächstes Ziel.

*
* *

Heinrich Langenbach, der mit seiner Braut einen Spaziergang gemacht, kam etwas nach sechs Uhr desselben Nachmittags nach Hause, um bis zum Abend noch einige Stunden zu studiren. Die Magd kam ihm schon auf dem Flur entgegen mit der Nachricht, daß schon vor etwa zwei Stunden ein Telegramm für ihn angekommen sei, dasselbe liege auf seinem Schreibtisch. Rasch eilte er auf sein Zimmer.

Das Telegramm lautete: Sofort kommen zu meiner Schwester. Auguste Brandt.

„Lieber Gott," sagte Langenbach, nachdem er gelesen, „sollte Tante Marie einen Rückfall bekommen haben? Wie hatte sie sich in der letzten Zeit so schön erholt! Ich werde sogleich abfahren, ohne Helene damit zu beunruhigen."

Auf dem Bahnhof traf er zu seinem Erstaunen die Frau Geheimräthin Wolter, mit der er zusammen die Fahrt nach der Schlangenburg zurücklegte.

Unter wechselnden, indeß von keiner Pause unterbrochenen Gesprächen langte man in Holzendorf an. Am Bahnhofe stand die Equipage des Geheimrathes, Alexandra lud hier Langenbach ein, an ihrer Seite Platz zu nehmen und so fuhren sie den Berg hinauf. Als der Wagen hielt und Beide denselben verlassen hatten, verabschiedete sich Langenbach und schlug mit eiligen Schritten den Weg nach dem Jägerhäuschen ein. An der Stelle, wo der Park anfing, trat plötzlich hinter einer großen Eiche Frieda hervor.

„Verzeihen Sie, Herr Langenbach," sagte sie, „wenn ich mir die Frage erlaube: Haben Sie den Brief, den ich Ihnen gestern überreichte, Herrn Rohdenberg gegeben?"

„Jawohl, gnädiges Fräulein."

„Ach, hätten Sie es doch nicht gethan."

„Ich hatte gar keinen Grund, mein verehrtes Fräulein, anzunehmen, daß ich den Brief behalten solle."

„Ich habe Ihnen den Brief in der Verblendung gegeben, wie ich ihn auch in grenzenloser Verblendung geschrieben — Sie sind ja Siegfrieds Freund, ich darf daher ganz offen zu Ihnen sprechen. Waren Sie dabei, als er den Brief las?"

„Ja, der Inhalt traf ihn ins Herz.“

„Er kann mir nicht verzeihen, ich habe zu schwer gegen ihn gesündigt!“

„Aber was ist denn geschehen, gnädiges Fräulein?“

„Ich bin auf das Schändlichste betrogen! Frau von Barsen machte mir vorhin einen Besuch, sie stand im Begriff, ihrem Verlobten, einem russischen Grafen Tonjef, entgegenzureisen. Sie war in großer Erregung und erzählte mir, daß ihr Verlobter unschuldig im Gefängniß gesessen, hauptsächlich in Folge einer falschen Denunciation des Herrn von Stolzenberg. Und dann berichtete sie mir, daß Siegfried ihr in der Laube kein Liebesgeständniß gemacht, wie ich geglaubt habe, sondern Stellungen zu lebenden Bildern probirte. Das Ganze sei ein von Felix inscenirtes Spiel gewesen, um meine Liebe zu Siegfried zu erschüttern. Sie können sich gar nicht vorstellen, Herr Langenbach,“ fuhr Frieda fort, „wie es in mir jubelte. Aber jetzt bin ich wieder zaghaft und zweifelhaft, ob Herr Rhodenberg mir auch verzeihen wird.“

Hinter ihnen wurden jetzt Schritte laut und als sie sich umwandten, sahen sie Alexandra bereits in nächster Nähe.

„Waren Sie schon im Jägerhäuschen, Herr Doktor?“ fragte Letztere.

„Noch nicht, gnädige Frau.“

„Daran bin ich Schuld, Mama,“ sagte Frieda. „Ich hatte Herrn Langenbach etwas sehr Wichtiges mitzutheilen, Herr Langenbach aber darf in diesem Augenblick noch nichts verrathen, Dir, Mama, werde ich es heute Abend anvertrauen, wenn wir allein sind.“

Während Frieda dem Schlosse zuschritt, wanderten Langenbach und Alexandra nach dem Jägerhäuschen.

„Mir ist soeben gemeldet,“ sagte letztere, „daß der alte Kastellan schwer erkrankt sei und es wohl sehr bald mit ihm zu Ende gehen wird. Er will aber absolut nicht, daß ein Arzt geholt werde, wollen Sie trotzdem die Güte haben, später einmal nach ihm zu sehen?“

„Ich bin sehr gern dazu bereit, Frau Geheimrath.“

Nach einigen Minuten war das Jägerhäuschen erreicht, aber wie erstaunten sie, als ihnen diejenige, die sie krank und elend wähnten, so frisch und kräftig, wie sie sie Beide noch nicht gesehen, auf dem Flur schon entgegentrat.

Zwanzigstes Kapitel.

In dem ganzen Aeußeren der Frau Schmidt war eine auffallende Veränderung eingetreten. Es war eine vornehme Dame, die ihnen in eleganter Besuchstoilette entgegentrat.

„Da bist Du ja, Heinrich," rief Marie dem die Schwelle Ueberschreitenden zu, „und auch die Frau Geheimrath geben mir die Ehre, da habe ich nicht nöthig, das Haus zu verlassen. Bitte, treten Sie näher, ich habe Ihnen wichtige Dinge mitzutheilen."

„So bist Du also nicht krank, Tante Marie?"

„Krank? Keine Idee! Seit heute bin ich völlig genesen. Ich habe es geduldet, Heinrich, daß man Dich herbei rief, aber nicht, weil Deine Gegenwart als Arzt nothwendig werden könne, sondern weil ich nicht wußte, ob meine moralische Kraft ausreichen würde, ohne den Schutz meines einzigen Verwandten vor d e n Mann hinzutreten, der mein Wohlthäter geworden und gegen den ich mich vor zwanzig Jahren frevelhaft vergangen. Wie danke ich dem Himmel," fuhr sie fort, „daß der Zufall Sie, Frau Geheimrath, in diesem Augenblick hierhergeführt. Sie werden in mir leichter das Weib begreifen können, als es ein Mann vermag, und mir wird es nicht so peinlich sein, Ihrem Herrn Gemahl meine Bekenntnisse zu wiederholen, wenn Sie ihn vorher damit bekannt gemacht."

„So steht mein Gemahl selbst zu Ihren Bekenntnissen in irgend einer Beziehung?" fragte Alexandra.

„Sie sollen Alles erfahren, gnädige Frau."

„Sie wissen", begann Frau Schmidt ihre Erzählung, „daß ich Sängerin gewesen bin, es sind reichlich zwanzig Jahre her. Ich nannte mich damals Elfriede Bach." Doch ich war nur wenige Jahre die berühmte Künstlerin, mein Stern er-

losch nach kurzem Glanze. Bei einem meiner Gastspiele wohnte ich bei einem Baron Bleiken. In diesem Hause verkehrten sehr viele Offiziere, namentlich ein junger Lieutenant der Infanterie, den man fast mit zur Familie rechnete, und ein junger Dragoneroffizier. Doch verzeihen Sie mir eine Frage, Frau Geheimrath," „hat Ihnen Ihr Herr Gemahl von seiner Vergangenheit vor seiner Auswanderung nach Afrika Mittheilung gemacht?"

„Nun wohl, daß er in Hamburg geboren, dort erzogen und in einem großen Handlungshause thätig war."

„Also nichts mehr? Dann bin ich so frei, fortzufahren: Ich machte in dem Hause des Baron Bleiken sehr bald die Bemerkung, daß der Infanterielieutenant, der sich Thalheim nannte, für mich ein wenig schwärmte, daß aber der Dragoneroffizier sich mit einer feurigen Leidenschaft in mich verliebt hatte. In dem Umstande, daß ich mir nach wie vor die harmlosen Aufmerksamkeiten Thalheims gefallen ließ, erblickte er eine Neigung für letzteren und beschloß, um freie Hand zu bekommen, diesen aus dem Wege zu räumen. Und er hat ihn beseitigt. In dem Officierscasino spielte man damals viel mit Würfeln, die meisten Offiziere trugen fast beständig ihre drei Würfel in der Tasche. Eines Abends spielen Thalheim, der Dragonerlieutenant und zwei andere Offiziere zusammen. Thalheim hat ungeheures Glück, jeder Wurf fällt für ihn, er gewinnt eine große Summe. Da entlarvt der Dragonerlieutenant ihn als Betrüger, seine Würfel sind falsch, eine furchtbare Aufregung entsteht unter den anderen Offizieren, am andern Tage wird er vor das Ehrengericht gestellt und unter dem Vorsitz des Obristen Tramm — des jetzigen Besitzers von Fichtenberg — wird der Unglückliche als ehrlos aus dem Officiersstande ausgestoßen. Noch denselben Abend verläßt er die Stadt und noch denselben Abend stürzt der Dragonerlieutenant in wildem Ausbruch seiner Leidenschaft mir zu Füßen, er schwört mit den heiligsten Eiden, daß er mich liebe, er schildert mir die furchtbare Eifersucht, die ihn erfaßt, daß er Thalheim, wenn er dageblieben, ermordet haben würde, und daß er, um nicht zum Mörder zu werden, ihn unmöglich gemacht habe, indem er ihn durch falsche Würfel, die er mit Thalheims eigenen vertauscht, zum scheinbaren Betrüger gemacht, in Folge dessen er die Stadt verlassen müsse, und ich — ich sank an seine Brust."

„Das sind die Bekenntnisse meiner Schuld, meiner Doppelschuld. Ich kannte die Unschuld des jungen Officiers, dem man sein höchstes Gut, die Ehre, geraubt, aber ich schwieg aus Liebe zu dem Verbrecher, wie ich später aus Furcht vor ihm schwieg. Jetzt nun hat Gott die Macht in meine Hand gelegt, den Lieutenant Thalheim zu rächen, seine Ehre wieder herzustellen und seine Tochter vor einem furchtbaren Unglück zu bewahren!"

„Wer ist der Lieutenant Thalheim?" fragte Alexandra, in deren Herzen eine plötzliche Ahnung aufgestiegen war.

„Sie sollen es sogleich hören, gnädige Frau. Heute Nachmittag sitze ich in der runden Laube, neben dem Fels-



Das sind die Bekenntnisse meiner Schuld, meiner Doppelschuld.

block. Da höre ich, wie zwei Männer letzteren besteigen und wie der Eine zu dem Andern sagt, daß er ihn nicht verrathen werde, wenn er seine Tochter ihm zur Gemahlin geben wolle, mit der er sich auf ebenderselben Stelle am Abend vorher bereits heimlich verlobt. Der Eine dieser beiden Männer," fuhr Frau Schmidt mit erhöhter Stimme fort, „war der Herr Geheimrath Wolter, der Andere Herr von Stolzenberg, mein Gemahl."

Wie?" rief Alexandra entsetzt. „Mein Gatte ist der Lieutenant Thalheim, der durch Herrn von Stolzenberg seine Ehre verloren? „Und mit diesem Herrn von Stolzenberg hat sich Frieda verlobt?"

„Ja, mit meinem Gemahl!“

„Nein, nein, das ist zu viel, das kann ich nicht fassen!“

„Als meine erste Ueberraschung vorüber war,“ fuhr Frau Schmidt fort, „da erhob ich mich, ein Muth wallte in mir auf, wie ich ihn früher nie besessen, ich stellte mich mitten in die Laube und blickte nach dem Felsen hinauf. Da sah ich den nach langen Jahren zum ersten Male wieder, den ich aus vollster Seele verachten gelernt, und ich war erstaunt, wie wenig er sich verändert und wie fast spurlos die Zeit an ihm vorübergegangen. Da sah ich auch den Geheimrath, den ich, als ich nur den Namen Thalheim gehört, auch sogleich als den früheren Lieutenant erkannte.“

„Mein Gott,“ sagte Alexandra, „ist denn Alles Wahrheit.“ Es ist mir, als wenn ich in einem fürchterlichen Traume mich befinde. Ach mein armer, armer Mann, wie hat er wohl gelitten!“ rief sie mit schmerzlicher Stimme, während Thränen über ihre Wangen liefen. „Es giebt kein edleres Herz als das seine! Ich muß zu meinem Gatten, ich werde ihm jubelnd zurufen, daß seine Unschuld entdeckt ist! Und Ihnen, Frau Schmidt, sage ich meinen unbegrenzten Dank für das Glück, welches Sie unserm Hause gebracht.“

In Begleitung Langenbachs, der nach dem alten Kastellan sehen wollte, verließ die Geheimräthin das Jägerhäuschen. Sie konnte es nicht erwarten, ihrem Manne die Freudenbotschaft zu bringen. Im Schlosse angelangt, befahl sie einem Diener, Langenbach in das Zimmer des Kastellans zu geleiten und fragte ihn darauf, ob ihr Gatte zu Hause sei.

„Der Herr Geheimrath wird auf seinem Zimmer sein,“ erwiederte der Diener.

Langenbach entfernte sich mit Letzterem und Alexandra ging an Wolters Zimmer und klopfte an die Thür. Als Niemand Herein rief, öffnete sie dieselbe und sah, daß es drinnen dunkel war. Sie entzündete eine Lampe und erblickte sogleich den Brief.

Mit zitternden Händen zerriß sie das Couvert und nachdem sie den Inhalt gelesen, sank sie auf einen Stuhl und blickte mehrere Minuten starr vor sich hin. Dann sagte sie in wehmüthigem Tone:

„War denn eine solche Eile nothwendig? Er geht von uns, vielleicht auf Monate, und er hat nicht gewartet, bis

ich nach Hause gekommen, um mir persönlich Lebewohl zu sagen? Jede Stunde geht ein Zug von hier nach der Stadt — lag denn Gefahr in dieser einen Stunde? Ach nein — er liebt mich nicht mehr. Denn wenn er mich liebte, könnte er so nicht von mir gehen! Wer hätte es geglaubt, als ich ihm die Hand reichte zu einem Freundschaftsbunde, daß langsam zwar, Schritt für Schritt, anfangs mir selbst noch unbewußt, die Liebe zu diesem edlen Manne in mein Herz sich senken würde? Und jetzt liebe ich ihn wahr und innig und darf meine Gefühle nicht verrathen! Denn hat er mir nicht selbst gesagt, daß sein Herz für die Liebe gestorben, daß er nur noch Freundschaft zu bieten im Stande sei? Und durfte ich ihm mein Inneres zeigen, auf die Gefahr hin, zurückgewiesen zu werden? Oft, wenn ein warmer Blick aus seinen großen, tiefen Augen mich traf, da erbebte meine Seele, da hoffte ich, die Schranke würde fallen, aber in der nächsten Minute, als wenn er zuviel gegeben, als wenn er jede Mißdeutung vermeiden wollte, war es, als wenn er die Schranke nur noch höher aufrichtete. Und wie schlägt in diesem Augenblick ihm mein Herz entgegen, dem Vielgeprüften. Aber er hat auch von Frieda nicht Abschied genommen," fuhr sie fort, „und Frieda war doch zu Hause! Er schreibt, daß der Bankier Römer fallirt habe und er dabei große Summen verloren! Allmächtiger Gott!" rief sie plötzlich mit lauter Stimme und sprang empor. „Welch ein furchtbarer Gedanke keimt in meinem Gehirn! Wenn durch diese Verluste seine eigene Existenz bedroht wäre? Wenn er die Furcht, die Angst, abermals seine Ehre zu verlieren, nicht ertragen könnte, nicht ertragen will! Noch vor kurzer Zeit hat man gesehen, daß hier Licht im Zimmer gewesen, kein Diener hat ihm seine Koffer gepackt, ohne die er doch eine solche Reise nicht antreten könnte! Wer hilft mir? Was soll ich beginnen?"

Und von einem plötzlichen Entschluß erfaßt, stürzte sie nach der Klingelschnur.

„Anspannen lassen, sofort, auf der Stelle!" rief sie einem Diener zu. „Wir fahren nach Fichtenberg!"

Zehn Minuten später befand sie sich auf dem Wege nach Fichtenberg.

* * *

Heinrich Langenbach wurde von dem Diener über die verschiedenen Treppen und Korridore bis vor die Thür von Godelmanns Zimmer geführt. Als auf ein zweimaliges Anklopfen keine Antwort erfolgte, öffnete er dieselbe und überschritt die Schwelle des Schlafgemachs. In dem Bett lag der alte Mann, mit geschlossenen Augen.

Langenbach trat an das Krankenlager und ergriff die Hand des Greises, um nach dem Puls zu fühlen. Der Körper des alten Mannes zuckte bei dieser Berührung zusammen, er riß die Augen weit auf und sagte mit kaum hörbarer Stimme:

„Sind Sie — es Herr — von — Stolzenberg? Kommen — Sie, — um den — schwarzen Kasten — zu holen, — den ich — hundert Jahre — bewacht — und den — wir — vorgestern — zusammen — aus der — Gruft der Gräfin — Fichtenberg — geholt?"

Dem Mediciner stand der Athem still.

„Welche Gnade — des Himmels, — daß — er Sie — noch in der — letzten Minute — meines Lebens — an mein Bett — führt. So kann mir — der letzte Enkel — meines geliebten — Herrn die Augen — zudrücken."

Nach dieser anstrengenden Rede sank der Kopf in die Kissen zurück, und als Langenbach nach dem Pulse fühlte, war derselbe kaum noch zu bemerken.

„Um Gotteswillen," rief der Mediciner jetzt, „wo ist denn der Kasten?"

Noch einmal öffneten sich die Lippen des Sterbenden und kaum noch verständlich sagte er:

In — dem — großen — Schranke — der — Schlüssel — liegt — hier — auf — dem — Tisch."

Ein langer Athemzug, und der Kastellan war verschieden.

Langenbach ergriff sogleich den Schlüssel, öffnete den Schrank und leuchtete hinein — da stand der Kasten.

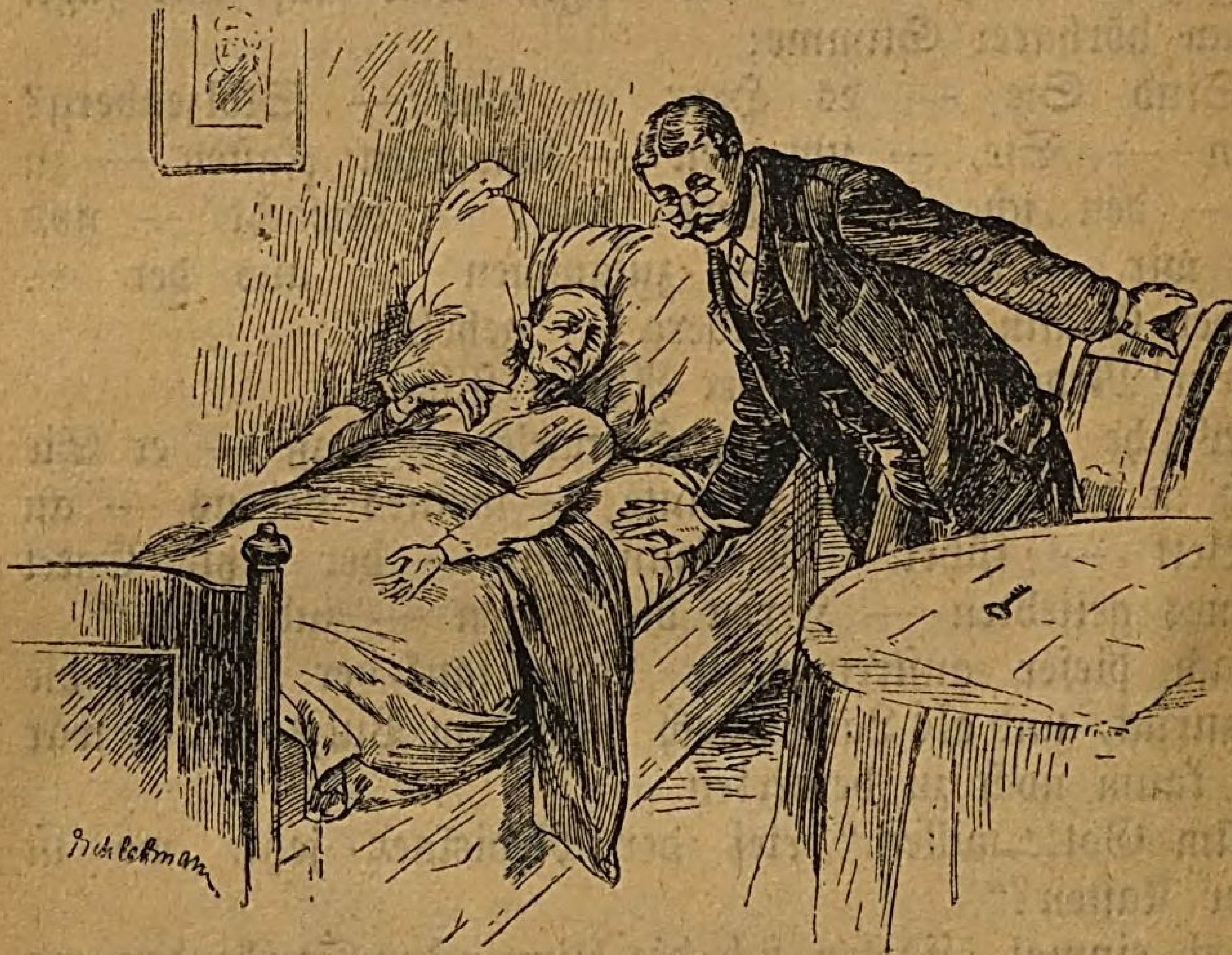
„Ja, das ist er," sagte er und sah mit fast verklärten Blicken auf den unverhofften Fund. Dann warf er noch einen Blick auf den Todten und verließ das Zimmer.

Endlich erreichte er mit seiner schweren Bürde den Bahnhof und traf um zwölf Uhr in der Stadt ein.

Zehn Minuten später hielt er in einer Droschke vor der Wohnung der Frau Rohdenberg.

Zu seiner Freude bemerkte er in der Rohdenberg'schen Wohnung noch Licht; es dauerte nicht lange, bis Siegfried ihm, erstaunt über seinem späten Besuch, die Hausthür geöffnet hatte und er seinem Freunde und Frau Rohdenberg in der Wohnstube gegenüberstand.

Das Erstaunen Siegfrieds und der Frau Rohdenberg über die Mittheilungen, die ihnen der Mediciner von den Ereignissen des Tages gab, war so groß, daß sie kaum vermochten, dasselbe in Worten auszudrücken und es wuchs



Der Schlüssel zu dem Schrank liegt hier auf dem Tisch.

immer mehr, als Langenbach nun eine eingehende Schilderung von dem gab, was er heute im Jägerhaus gehört und erlebt und den Kasten auf den Tisch stellte.

„Mein Gott," rief Siegfried aus, „diese Figuren auf dem Deckel — das ist ja der Schatz der Gräfin Fichtenberg."

Frau Rohdenberg faltete die Hände und sagte:

‚Hab' Dank, mein Gott, für das Glück, das Du meinem Siegfried hast widerfahren lassen, o, führe diesmal Alles zu einem guten Ende!"

Der Tag graute schon, als der Mediciner sich erhob und Abschied nehmend sagte:

„Morgen früh um zehn Uhr fahren wir Alle wieder nach der Schlangenburg und nehmen den Kasten wieder mit. Es hilft Ihnen nichts, Frau Rohdenberg, Sie müssen uns begleiten, und während Siegfried als Millionär im Schloß seine Werbung macht, bleiben Sie und Helene — meine Braut schließt sich uns ebenfalls an — so lange bei den Tanten. Was mit Herrn von Stolzenberg geschieht, mögen die Götter wissen, er ist heute nach Berlin gereist und kommt morgen Abend wieder, um auf dem Geburtstagsfest zugleich sein Verlobungsfest zu feiern. Nun wohl bekomm's ihm!"

„Ich werde mitgehen," erwiderte Frau Rohdenberg.

Langenbach nahm herzlichen Abschied. Großmutter und Enkel mochten die glückliche Stunde nicht enden, sie blieben noch eine halbe Stunde zusammen, dann suchte Jeder sein Schlafzimmer auf.

Aber Siegfried war es auch jetzt noch nicht möglich, einzuschlafen. Mehrere Stunden noch wachte er, dann endlich sank er, von Müdigkeit überwältigt, in einen traumlosen Schlummer.

Einundzwanzigstes Kapitel.

In gestrecktem Galopp fuhr der Wagen mit Alexandra auf der Chaussee nach Fichtenberg dahin. Der Mond schien mit einer Klarheit auf die Erde nieder, daß er fast Tageshelle verbreitete. Es war, wie seit vielen Tagen, eine warme, schwüle Luft; an jedem Abend sah man leichtes Wetterleuchten, zu einem erfrischenden Gewitter kam es aber nicht. Auch heute Abend zeigten sich am Horizont schwache Blitze, am übrigen Himmel war nicht die kleinste Wolke zu bemerken.

Als der Wagen vor dem Portal des Fichtenberger Schlosses hielt, kam ein Diener herbei und öffnete den Schlag.

„Ist Seine Excellenz zu Hause?" fragte Alexandra, während sie dem Wagen entstieg.

„Seine Excellenz sind in den Garten gegangen," erwiderte der Diener, „um von da einen Spaziergang um den See zu machen."

Der Diener geleitete Alexandra bis an die Gartenthür, dann eilte sie mit raschen Schritten auf den Weg, der um den See führte. Sie sah aber nirgends ein menschliches Wesen und erinnerte sich, daß der General ihr vor einigen Tagen gesagt, er habe an den letzten Abenden längere Zeit auf der Bank in der Eiche gesessen. Wahrscheinlich war er auch in diesem Augenblick dort. Als sie der großen Eiche, um deren Stamm eine Wendeltreppe in die nicht eben hoch über dem Erdboden beginnende Krone des Baumes führte,

sich näherte, hörte sie auch schon die Stimme des Generals, der von oben herunterrief:

„Ah, sehe ich recht, die gnädige Frau? Es freut mich, daß Sie gerade heute hierherkommen, um sich den schwarzen See beim Schein des Mondes anzusehen, eine schönere magischere Beleuchtung wie jetzt habe ich in der ganzen Zeit noch nicht beobachtet. Bitte bemühen Sie sich die Treppe hinauf."

Nachdem Alexandra sich auf der Bank neben dem General niedergelassen, sagte sie mit fliegender Brust:



Mein Gott, Frau Geheimrath, was ist denn geschehen?

„Excellenz, ich komme zu Ihnen in der Angst meines Herzens, um Sie zu bitten, mir Ihre Hülfe zu leihen."

„Mein Gott, Frau Geheimrath, was ist geschehen?"

„Ich weiß nicht, womit ich beginnen soll, es haben sich entsetzliche Dinge ereignet und ich habe Niemanden, dem ich mich in meiner Noth anvertrauen könnte, als nur Sie, denn S i e stehen zu diesen Dingen in naher Beziehung. Ein Mann, der vor zwanzig Jahren unter Ihrem Vorsitz, Excellenz, als ein gemeiner Verbrecher aus dem Offizierskorps ausgestoßen wurde, ist seit heute im Stande vollgültige Beweise seiner Unschuld zu erbringen!"

„Was sagen Sie, gnädige Frau," rief der General mit fast jubelnder Stimme, „Ihr Gemahl hätte die Beweise seiner Unschuld gefunden?"

„Mein Gemahl? So wußten Sie —?"

„Daß der Geheimrath Wolter und der frühere Lieutenant Thalheim dieselbe Person sind? Ach ja, gnädige Frau, ich habe ihn erkannt, hauptsächlich durch das Bild des Försters, welches ich Ihnen vorgestern zeigte. Die Tochter dieses Försters, die mit Ihrer Frieda so große Aehnlichkeit hat, war meine Gattin, mit der ich mich heimlich als junger Lieutenant vermählt hatte, und der Sohn aus dieser Ehe — dieser Sohn ist Franz Thalheim, Ihr Gemahl!"

„O, halten Sie ein, Excellenz! Meine Kraft reicht nicht aus, noch mehr begreifen zu müssen, als was in den letzten Stunden auf meine Seele eingestürmt! Mein Gatte Ihr Sohn? Und hat dieser Sohn je eine Ahnung gehabt, wer sein Vater ist?"

„Nie, gnädige Frau. Aber sagen Sie mir, auf welche Weise ist seine Unschuld an den Tag gekommen, durch wen konnte sie an den Tag kommen?"

„Durch wen? Durch die Gattin des Schurken, der damals dem Lieutenant Thalheim seine Würfel nahm und sie mit falschen vertauschte!"

„Um Gotteswillen, Frau Geheimrath, wer ist es — nennen Sie mir seinen Namen!"

„Ich kann Ihnen das Gräßliche nicht ersparen, Sie müssen es wissen — es ist Ihr Neffe, Herr von Stolzenberg!"

„Großer Gott!" rief der General und sprang von der Bank empor, „Felix also ist es, der meinen geliebten Sohn an seiner Ehre geschändet, der zwanzig Jahre mein Leben vergiftet, der es mit Gewissensbissen und Kummer, mit Entsagungen und Entbehrungen gefüllt hat? O, der ehrlose Bube! Aber ich will meinem Sohne eine Ehrenrettung verschaffen! Doch warum hat Ihr Gatte Sie nicht begleitet? Jetzt, da er weiß, daß seine Unschuld entdeckt ist, hätte er doch ohne Furcht dem ehemaligen Obristen Tramm sich zu erkennen geben können?"

„Er weiß es ja noch nicht, daß seine beschimpfte Ehre wieder hergestellt ist, er weiß überhaupt von all den Ungeheuerlichkeiten noch nichts weiter, als daß Herr von

Stolzenberg ihn erkannt hat! Mein Gemahl ist verschwunden, Niemand hat ihn fortgehen sehen — das ist es ja gerade, was meine Seele mit Angst erfüllt. Auf seinem Tisch fand ich einen Brief worin er mir mittheilt, daß sein Bankier Römer fallirt, daß er in Folge dessen große Verluste gehabt und nach Hamburg reisen müsse. Vielleicht sei er sogar genöthigt, nach der Kapstadt sich auf den Weg zu machen. Aber es ist unfaßbar, daß er bei der Möglichkeit einer Reise, die Monate währen kann, nicht einmal Abschied genommen hat. Die Gefahr, von der er sich bedroht glaubt, abermals seine Ehre zu verlieren, haben in mir die Sorge wach gerufen, er könne zu einem Entschluß gelangt sein." —

„Beruhigen Sie sich, gnädige Frau, zu diesem unheilvollen Schritt hat er doch in diesem Augenblick noch keine Veranlassung.

„Ach, Excellenz, wenn Sie wahr sprächen, wenn Sie mit Ihrer Annahme Recht hätten! Horch!" unterbrach sie sich. „Ich höre Schritte, verhalten wir uns ganz ruhig! Wer auch kommen mag, verrathen wir durch nichts unsere Gegenwart."

Alexandras Herz klopfte, als wenn es zerspringen wollte.

Auf dem schmalen Fußwege kam langsamen Schrittes ein Mann daher. Es war Wolter. Als er die große Eiche erreicht hatte, blieb er stehen.

„Kein Laut zu hören, kein Mensch, kein Zeuge zu sehen," sprach er halblaut vor sich hin.

Mit einem schweren Seufzer setzte er sich auf die Bank, die unmittelbar neben ihm sich befand. Alexandra machte eine Bewegung, als wenn sie die Treppe hinabeilen wollte, der General aber hielt ihre Hand fest.

„Da wäre denn nun das Ende," fuhr Wolter fort, „da liegt er vor mir, der verhängnißvolle See, die letzte Zuflucht einer armen Seele, die nichts mehr zu hoffen hat auf dieser Erde. Hätte ich nur mein Vermögen verloren, ich würde nicht gezagt haben und würde von vorne wieder anfangen. Aber mein Weib, das ich mit der ganzen Gewalt meines Herzens liebe, einem Andern abtreten zu müssen, demselben, der mich erkannt, unter dessen Henkerbeil von nun an meine Ehre in jeder Minute vor Todesangst zucken und zittern würde, — sehen zu müssen, daß Alexandra an seiner

Seite das Glück gefunden, das sie an meiner Seite vergebens gesucht, das könnte ich nicht ertragen! Was zögere ich, den letzten Schritt zu thun? Möge mein Weib glücklich werden, schütze Du, mein Gott und Vater, mein geliebtes Kind, und vergieb mir, was ich beginnen will!"

Er erhob sich, aber in demselben Augenblick donnerte ein lautes „Halt!" vom Baume herunter. Erschrocken fuhr Wolter zusammen, aber da stand auch Alexandra schon neben



Er erhob sich, aber in demselben Augenblick donnerte ein lautes Halt.

ihm, sie schlang die Arme um seinen Nacken und mit thränenüberströmtem Gesicht rief sie aus:

„Du wolltest Dein Weib verlassen, die mit der gleichen Gewalt des Herzens Dich liebt, wie Du sie liebst! Mein Gatte, mein geliebter Mann! Wie habe ich Dich geliebt schon seit Jahr und Tag, aber ich wagte meine Liebe Dir nicht zu zeigen, denn Du hattest mir gesagt, daß Dein Herz für die Liebe ausgestorben sei. O, des unglückseligen Mißverständnisses! Wie lange hätten wir schon

glücklich sein können! Und nicht mich hat Herr von Stolzenberg von Dir gefordert, sondern Frieda, unser Kind, das er liebt! Und nicht zu zittern brauchst Du mehr für Deine Ehre, denn Deine Unschuld ist entdeckt, die falschen Würfel, die Du gebraucht, hat Herr von Stolzenberg Dir in die Hand gespielt, seine eigene Gattin, Frau Schmidt, die frühere Sängerin Elfriede Bach hat ihn verrathen."

So kam es in rascher Rede von Alexandras Lippen. Und nun trat auch der General an seine Seite und seine Hand ergreifend, sagte er mit von Schluchzen unterbrochener Stimme:

„Franz, mein Sohn, sieh her, hier steht Dein Vater, der es tief bereut, seit vielen Jahren schon tief bereut hat, aus falschem Ehrgefühl Deine Existenz verleugnet zu haben. Der Brief, den Du vor zwanzig Jahren an Deinen Dir unbekannten Vater schriebst, hat mich schwer getroffen und zugleich gerichtet, jede Zeile verkündete Deine Unschuld. Ich reiste Dir nach, um Dich in Hamburg zu suchen, aber ich fand Dich nicht mehr! Kannst Du mir um der Reue, um der Sehnsucht willen nach Dir, die meine Tage vergifteten, vergeben, was ich an Dir verbrochen?"

Wolters Kniee brachen unter ihm zusammen, er sank kraftlos auf die Bank zurück. Er hörte deutlich jedes Wort was Alexandra und der General sprachen, und jedes Wort war die Verheißung eines neuen Glückes, aber er konnte es nicht fassen, daß Alles Wirklichkeit sei.

„Träume ich denn?" sagte er endlich. „Ist das mein Weib? Und hat mein Weib zu mir gesagt, daß sie mich liebe?"

„Ja, ich liebe Dich, Du geliebter, theurer Mann!"

„Das klingt wie Sphärenmusik! Und das ist der General? Und er nannte mich seinen Sohn?"

„Ich bin Dein Vater, Franz, und erwarte von Deinen Lippen ein Wort der Verzeihung."

„Es ist ein Traum, ein Traum!"

„Besinne Dich, lieber Mann," sagte Alexandra, die sich neben ihm auf die Bank niedergelassen und nun ihre Hand an seine Wange legte, „es ist Deine Gattin, die neben Dir sitzt und vor Dir steht Dein Vater."

„So träume ich nicht, so ist Alles Wahrheit, was ich erlebt? Sie, Excellenz, sind wirklich mein Vater? Und Du Alexandra, liebst nicht Herrn von Stolzenberg?"

„Ich habe ihn nie geliebt!"

„Und Du liebst mich, mich?"

„Mit allen Fasern meiner Seele!"

„Das ist des Glückes fast zu viel! rief Wolter beseeligt aus, zog Alexandra an die Brust und ein langer Kuß besiegelte den neugeschaffenen Bund. Darauf reichte er dem General die Hand und in der nächsten Sekunde lagen auch Vater und Sohn sich in den Armen.

Nun gab es ein Fragen und Antworten, ein erneutes Küssen und Umarmen, Selbstanklagen von der einen und Entschuldigungen von der andern Seite, und als Wolter Alles erfahren, was sich heute Folgenschweres ereignet hatte, da sagte der General:

„Es wird kühl, meine Kinder, laßt uns ins Schloß gehen, und wenn Ihr Euren Vater heut mit Euch nehmen wollt auf die Schlangenburg, so werde ich Euch sehr dankbar sein. Es ist mir, als wenn ich nicht allein auf Fichtenberg an diesem glücklichen Tage sein könnte."

„Wir trennen uns nicht mehr," erwiderte Wolter, „wir bleiben von nun an stets zusammen."

Er reichte Alexandra den einen und dem General den andern Arm, und nun wanderten die Drei langsam, Jeder von ihnen mit unbeschreiblichen Gefühlen des Glückes und der Freude, auf dem mondbeschienenen Weg neben dem schwarzen See ins Schloß.

Nachdem sie den Salon betreten, kam ein Diener und brachte dem General einen Brief. Derselbe war von Frau von Barsen und enthielt einen zweiten Brief. Franziska theilte dem General mit, daß sie nicht mehr nach Fichtenberg zurückkehren werde, weil sie sich der Gefahr nicht aussetzen wolle, Felix noch einmal zu begegnen, sie reise mit ihrem Verlobten, dem Grafen Tonjef, direkt nach Rußland, wo sogleich ihre Vermählung stattfinden würde. Dann berichtete sie, daß kurz nach Felix' Abreise eine abgehärmte Frau zu ihr gekommen, Herrn von Stolzenberg zu sprechen gewünscht habe und weinend zusammengebrochen sei, als sie seine Abwesenheit erfahren. Auf ihre theilnehmende Frage habe sie Folgendes von der Frau erfahren: Ihr Mann war Feldwebel und arbeitete im Generalsstabsgebäude. Plötzlich sei er entflohen und habe ihr nur sagen lassen, daß

er nach Amerika ginge, sobald er wisse, wo er ein Unterkommen gefunden, wolle er schreiben und seine Familie nachkommen lassen. Warum er entflohen, habe sie nicht gewußt, nun aber habe sie einen Brief erhalten und in diesem Brief klage er sich an, daß er von einem Hauptmann a. D. und von Herrn von Stolzenberg für eine größere Summe und noch größere Versprechungen verführt sei, Karten und Pläne, die sich auf eine Mobilmachung im Kriegsfalle bezogen, zu copiren und diese seien an Herrn von Stolzenberg nach Paris geschickt worden. Plötzlich habe es geheißen, es sei Alles verrathen, man habe ihm eine Summe Geld in die Hand gedrückt und sofort habe er das Weite gesucht und sei auch glücklich entkommen. Doch habe er unterwegs Schiffbruch erlitten, den Rest seines Geldes dabei verloren und bäte jetzt seine Frau, unverzüglich Herrn von Stolzenberg aufzusuchen und ihn um Geld zu bitten, denn derjenige, der ihn ins Unglück gebracht, sei verpflichtet, ihn nicht darin umkommen zu lassen. — Nach dieser Schilderung sprach Frau von Barsen für alle Freundlichkeit, die sie empfangen, ihren Dank aus und schrieb am Schluß, sie hielte es für ihre Pflicht gegen ihr deutsches Vaterland, den Beweis von den staatsverrätherischen Verbrechen ihres Vetters dem General einzuschicken, dazu habe sie sich den Brief des Feldwebels von seiner Frau einhändigen lassen und sie erwarte, daß der General die nöthigen Maßregeln ergreifen würde, einen so verschlagenen und gefährlichen Spion unschädlich zu machen.

Nachdem der General sowohl den Brief der Nichte, als auch den des Feldwebels gelesen, ging er mehrere Male im Zimmer schweigend auf und ab.

„Nicht wahr,“ sagte der General nach einigen Minuten, jetzt den Schritt anhaltend, „es sind zu morgen Abend sämmtliche Officiere der Holzendorfer Garnison geladen?“

„Ja, aber was sinnst Du, Vater?“ fragte der Geheimrath.

„Laß mich bis Morgen darüber schweigen. Gott ist gerecht im Belohnen und Bestrafen, und darin müssen die Menschen dem göttlichen Beispiele folgen!“

Nachdem nun auch Alexandra und Wolter die Briefe gelesen, wurde der Wagen bestellt und die drei glücklichen Menschen fuhren nach der Schlangenburg.

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Am andern Morgen um elf Uhr langten Frau Rohdenberg, Marquardt, Langenbach, Helene und Siegfried auf dem Holzendorfer Bahnhofe an. Letzterer trug den schwarzen Kasten.

Die fünf Ankömmlinge vermieden den Garten und wanderten auf einem Umwege ins Jägerhäuschen. Wenige Minuten später entfernte sich Siegfried und ließ sich klopfenden Herzens bei dem Geheimrath melden.

Wolter empfing die Karte im Familienzimmer, wo soeben Frieda unter Thränen ihre unbesiegbare Liebe zu Siegfried bekannt hatte. Er verrieth nicht, welcher Name auf der Visitenkarte stand und sagte zu dem Diener, er möge den Herrn in sein Privatzimmer führen. Kurze Zeit darauf öffnete er die Thür seines Comtoirs, reichte Siegfried freundlich die Hand und sagte:

„Womit kann ich dienen?“

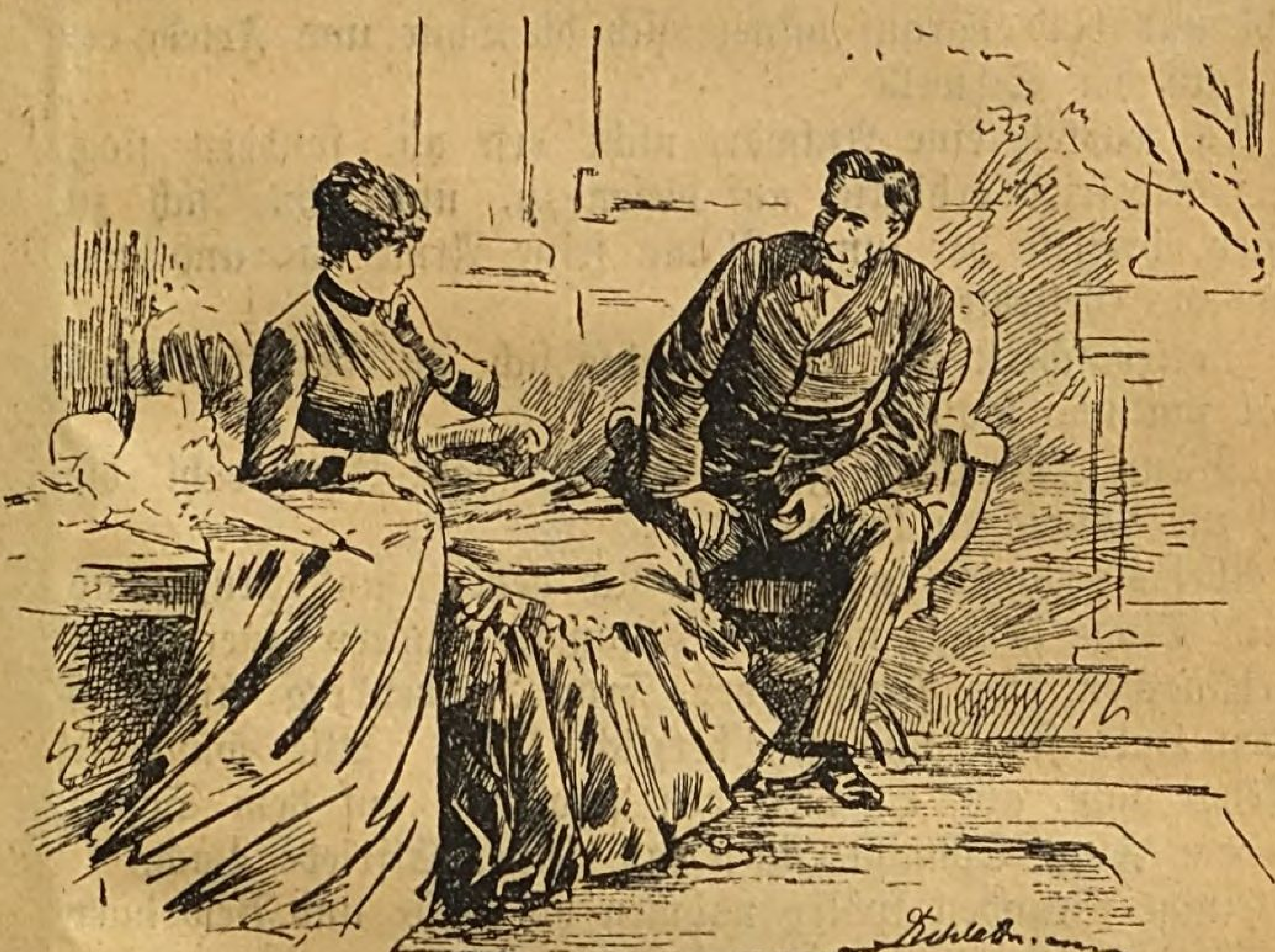
„Ich komme zu Ihnen, Herr Geheimrath,“ begann der junge Mann, seine sichtliche Verlegenheit niederkämpfend, „um Ihnen ein Geständniß abzulegen. Ich liebe Ihre Tochter mit ganzer Seele und glaube von Frieda wiedergeliebt zu werden. Darf ich die Hoffnuug hegen, daß Sie unserem Bunde Ihre Einwilligung schenken?“

„Gegen Ihre Person habe ich nicht das Mindeste einzuwenden, aber bevor wir weitersprechen, muß auch ich Ihnen ein Geständniß machen. Sie halten mich, wie alle Welt, für einen reichen Mann, ich war es auch, aber durch den Römerschen Konkurs habe ich fast mein ganzes Vermögen verloren.“

„Nun, Herr Geheimrath, ich werbe um Frieda nicht des Reichthums willen, da ich desselben nicht bedarf. Seit

gestern sind wir im Besitze des Schatzes der Gräfin Fichtenberg. Dieselbe war die Urgroßmutter meiner Großmutter, und wenn Sie erlauben, werde ich Ihnen die Geschichte dieses Schatzes erzählen."

Wohl eine halbe Stunde währte es, ehe Siegfried dieselbe beendet hatte, und als er Alles vorgetragen, was sich auf den Schatz und die verlorene Bibel bezog, sagte der Geheimrath:



Unter Thränen bekannte Frieda dem Geheimrath ihre unbesiegbare Liebe zu Siegfried.

„Ich habe mit großem Interesse Ihnen zugehört, aber Ihres Schatzes werde ich nicht bedürfen. Der General von Tramm-Weißenburg, in dem ich meinen bis dahin nie gekannten, legitimen Vater gefunden, hat sich schon bereit erklärt, was ich bei Römer verloren, mir wieder zu ersetzen. Ich danke Ihnen übrigens für die Bereitwilligkeit, mir dienen zu wollen. Sie haben selbst soeben den Ausdruck gebraucht, daß an dem Schatz der Gräfin Fichtenberg die Thränen ihres Landes hingen — ich weiß nicht, ob ich je, und wenn ich in der größten Noth wäre, von einem auf solche Weise erworbenen Vermögen Gebrauch machen würde. Es kann unmöglich ein Segen dabei sein."

„Sie sprechen meiner Großmutter und mir aus dem Herzen, Herr Geheimrath. Wir haben bereits den Entschluß gefaßt, falls ich, der arme, mittellose Mann, nicht den Schatz für meine Werbung nöthig haben würde, den Fluch, der an ihm haftet, dadurch in Segen zu verwandeln, daß wir ihn dazu verwenden, ein Krankenhaus und Asyl für arme und alte Leute zu gründen."

„Das ist brav gedacht!" rief Wolter und eilte an die Klingelschnur. Dem eintretenden Diener gab er einen leisen Befehl und bald darauf öffnete sich die Thür und Frieda erschien auf der Schwelle.

Sie wartete eine Antwort nicht erst ab, sondern flog, als sie Siegfried erblickte, auf diesen zu, und ohne sich zu besinnen, breitete der junge Mann seine Arme aus und umschlang die Geliebte.

Wolter schritt zur Thür, drehte sich an derselben noch einmal um und sagte:

„Wenn Ihr Euch genug gesagt, habt Ihr wohl die Güte, zur Mama zu kommen!"

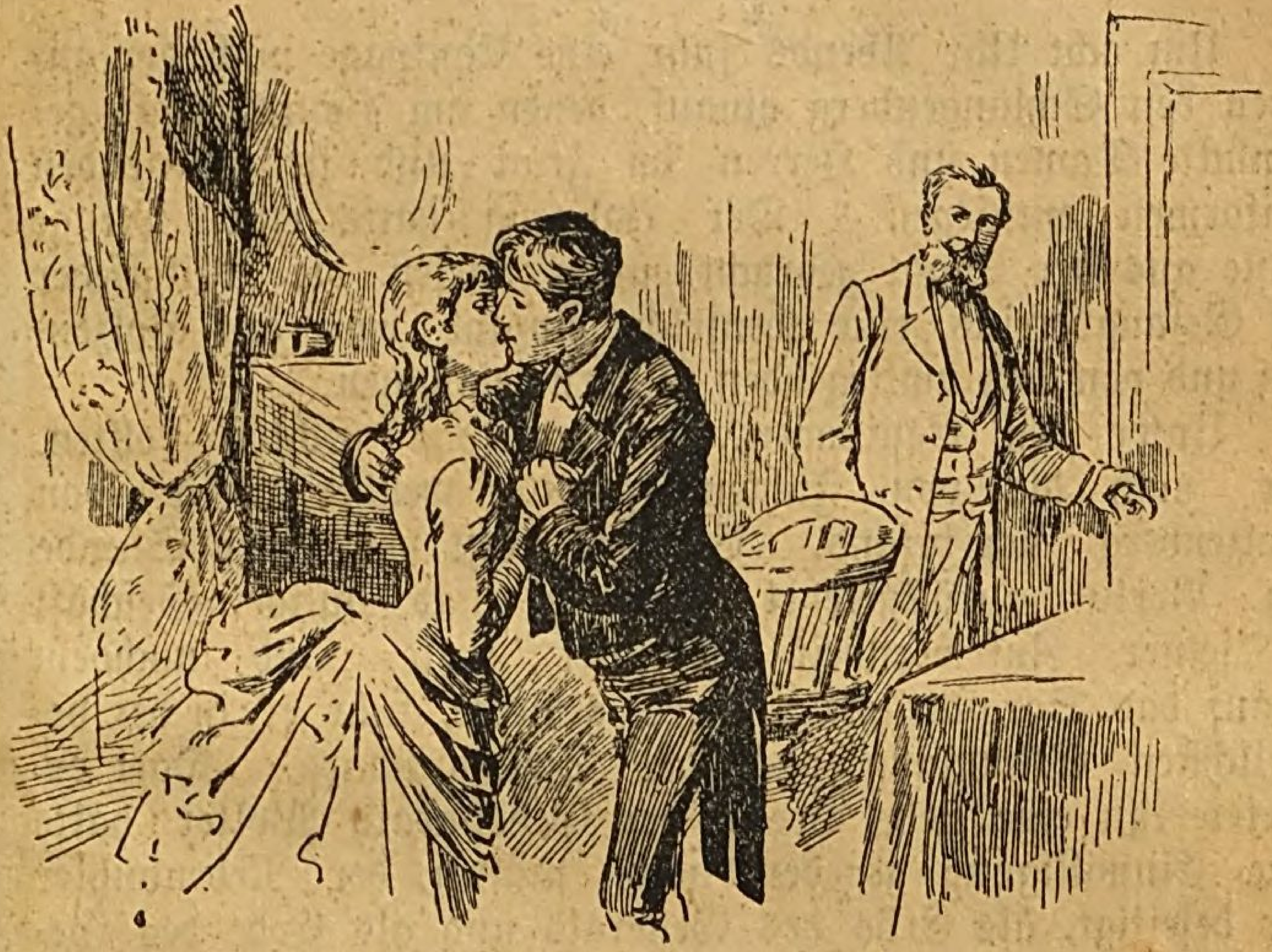
Aber sie gingen, nachdem sie sich geherzt und geküßt und tausend Dinge gesagt, nicht zur Mama, sondern zuerst ins Jägerhäuschen, wo Frieda der Frau Rohdenberg stürmisch um den Hals flog und sie herzlich küßte. Wie wunderte Siegfried sich, als er hier den Professor auf dem Sopha neben der Frau Schmidt sitzen sah, seiner Elfriede Bach.

Einige Stunden später nahmen die Gäste und Bewohner des Jägerhäuschens in Gemeinschaft mit der Wolterschen Familie das Mittagessen im Schlosse ein, wobei eine seltene ungezwungene und fröhliche Stimmung herrschte. Nach demselben sollte dann nun endlich der schwarze Kasten geöffnet werden. In einem Zimmer neben dem Eßsalon stand er auf einem Tisch, verschiedene eiserne Instrumente lagen daneben. Langenbach hatte sich erboten, die Arbeit zu übernehmen. Es gelang ihm, nachdem er einen schmalen, goldnen Reif gelöst, unter diesem die Scheide zwischen Kasten und Deckel zu finden. Hier setzte er die Instrumente ein und es gelang ihm, den Deckel zu öffnen.

Mit großer Neugierde blickten Alle auf den Inhalt. Oben lag ein Zettel, auf dem die Worte standen: „Einen letzten Gruß an Dich, meine geliebte Tochter, von Deiner Mutter."

Es währte nicht lange, so war der ganze Tisch mit den von der Umhüllung befreiten, prachtvollen Schmuckgegenständen bedeckt. Wie das glänzte und blitzte, namentlich fand eine Busennadel, die aus einem einzigen Diamanten von nie gesehener Größe bestand, die allgemeine Bewunderung. Zuletzt hob Langenbach einen zweiten Kasten aus dem ersten heraus, in dem lange Rollen mit Doppellouisd'or lagen.

Sämmtliche Zuschauer dieses Actes waren feierlich gestimmt, am meisten jedoch Frau Rohdenberg. Sie mußte unwillkürlich daran denken, wie ihr Sohn Konrad, selbst



Der junge Mann breitete seine Arme aus und umschlang die Geliebte.

wenn er damals die verlorene Bibel gefunden hätte, doch nimmermehr den Schatz hätte heben können. Sie fuhr sich mehrmals mit dem Taschentuch an die Augen und sagte:

„Ohne Herrn Langenbach wären wir vielleicht niemals in den Besitz dieser Schätze gekommen, wir sind Ihnen, lieber Freund, also zu großem Danke verpflichtet. Wir beabsichtigen von dem Erlös dieser Brillanten und dem baaren Gelde ein Krankenhaus zu bauen. Ich hörte neulich aus Ihrem eigenen Munde, daß es einer Ihrer Lieblingswünsche sei, noch einmal der Vorsteher eines Hospitals zu werden,

hätten Sie Lust, nach Ihrem Examen die Oberleitung des von uns erbauten Krankenhauses zu übernehmen?"

„Meine verehrte Frau Rohdenberg," erwiderte der Mediciner, „Sie eröffnen mir da eine reizende Perspective, da wären ja mit einem Male alle meine stillen Wünsche erfüllt. Mit dankbarem Herzen werde ich diesen Posten annehmen, aber, um ihn würdig ausfüllen zu können, werden Sie mir noch ein volles Jahr nach meinem Examen Zeit lassen müssen, um mich an den großen wissenschaftlichen Instituten des In- und Auslandes weiter ausbilden zu können."

*
* *

Um acht Uhr Abends fuhr eine Equipage nach der anderen den Schlangenberg hinauf, denen am Hauptportale geschmückte Damen und Herren im Frack und in glänzenden Uniformen entstiegen. Der Bahnzug hatte eine Menge Gäste aus der Stadt gebracht, unter diesen die Mitglieder des Gesangvereins, eine ebensolche Anzahl war aus Holzendorf und von den umliegenden Gütern gekommen.

Unter den Equipagen, die vor das Schloß rollten, war auch die von Fichtenberg, in welcher Felix von Stolzenberg sich befand. Er war erst vor einer Stunde von Berlin zurückgekehrt, wo er das lästige Geschäft zu seiner Zufriedenheit absolvirt hatte, und nachdem er auf das Sorgfältigste Toilette gemacht, fuhr er in der behaglichsten Stimmung nach der Schlangenburg. Dort erwartete ihn eine liebe Braut, der Geheimrath Wolter hatte seine Einwilligung gegeben, geben müssen, der Nebenbuhler war beseitigt, als Erbe des Generals und als Erbe des Geheimraths brauchte er sich keinen Wunsch mehr zu versagen, was fehlte ihm noch an einem vollkommenen Glück.

Die Reihe der prachtvoll decorirten, mit den Pflanzen der Treibhäuser geschmückten Zimmer waren feenhaft beleuchtet, die Geladenen bewegten sich in allen Räumen und nahmen den Thee, den die silberbetreßten Diener servirten. Im Rittersaal befand sich Alexandra, das Geburtstagskind. Niemand hatte sie in der letzten Zeit in so strahlender Laune gesehen wie heute. Neben ihr stand Frau Rohdenberg, und sobald eine Pause im Gratuliren eingetreten war, unterhielt sie sich mit dieser sehr angelegentlich. Und dennoch blickte sie bisweilen mit einem geheimen Grauen nach der

Eingangsthür, denn sie wußte, daß noch etwas ganz Besonderes geschehen sollte, und wenn ihr auch nicht die näheren Umstände bekannt waren, so konnte sie doch die Hauptsache aus Andeutungen des Generals errathen, der sie gebeten, Felix so unbefangen wie möglich zu empfangen.

Herrn von Tramm-Weißenburg, der auf eine halbe Stunde nach Fichtenberg zurückgekehrt war, um sich in seine mit unzähligen Orden geschmückte Generalsuniform zu werfen, stand, den künstlichen Arm wie immer zwischen die geöffneten Knöpfe seines Waffenrockes gesteckt, am Eingange des Saals, von wo er den größten Theil der übrigen Zimmer überblicken konnte. Sein Gesicht, das in der letzten Zeit einen bedeutend milderen und freundlicheren Ausdruck angenommen hatte, sah jetzt wieder finster und strenge aus, seine Brauen waren dicht zusammen gezogen. Neben ihm stand ein älterer Stabsofficier, mit dem er sich über Einzelheiten des französischen Feldzuges unterhielt.

Frieda und Siegfried waren nirgend zu sehen, ebensowenig Marquardt und Elfrieda.

Felix von Stolzenberg hatte etwas lange Toilette gemacht und war daher einer der letzten, die die Burg betraten. Mit einem siegesbewußten Blick schritt er durch die Säle, vor einigen Damen sich im Gehen leicht verbeugend, und einzelne Officieren, die er schon früher in Holzendorf kennen gelernt, begrüßend. Am Eingang des Rittersaals traf er seinen Onkel, er reichte dem General die Hand und sagte:

„Guten Abend, Onkel — ich höre mit Verwunderung in Fichtenberg, daß Du in dieser Nacht auf der Schlangenburg logirt und den ganzen heutigen Tag hier geblieben bist.“

„Der Geheimrath und seine Gemahlin machten mir gestern Abend einen Besuch, hauptsächlich, um sich den schwarzen See bei Mondscheinbeleuchtung einmal anzusehen, außerdem aber noch um einige — Familienangelegenheiten zu besprechen.“ Und etwas leiser fügte er hinzu: „Da ward ich, der jetzige Verwandte, dringend eingeladen, sie zu begleiten und die Nacht hier zu bleiben.“

„Ah, ich verstehe,“ entgegnete Felix lächelnd und ging weiter in den Saal hinein.

Mit raschen Schritten näherte er sich der Frau Geheimrath und Alexandras Hand an seine Lippen führend, sagte er:

„Gnädige Frau, gestatten Sie mir, Ihnen den herzlichsten Glückwunsch zu Ihrem Geburtstage zu sagen, an dem heutigen Tage feiere auch ich einen Geburtstag, den Geburtstag meines Glücks, der ewig in meiner Erinnerung bleiben wird.“

„Auch ich, Herr von Stolzenberg, werde diesen Tag nie vergessen.“

„Sie sind, wie ich annehme, in das Geheimniß dieses Abends von Ihrem Herrn Gemahl eingeweiht?

„Von ihm und von Seiner Excellenz.“

„Ich konnte es dem Onkel ansehen, daß er Alles weiß.“

„Er weiß Alles.“

„Aber wo ist denn das gnädige Fräulein? Meine Augen haben sie schon überall vergebens gesucht.“

„Ach,“ sagte Alexandra, „ein kleines Toilettenmalheur, sie wird hoffentlich bald erscheinen.“

„Ich erwarte ihr Erscheinen mit Sehnsucht und darf wohl die Hoffnung aussprechen, daß sie sehr glücklich wird.“

„Sie ist es schon.“

„O, dies Wort macht auch mich glücklich.“

Daß er auch Frau Rohdenberg hier sah, war ihm unangenehm, da war auch wohl ihr Enkel nicht weit.

„Nun, meinetwegen,“ dachte er, „mag er sich ärgern über meinen Triumph.“

Er verbeugte sich vor Alexandra und ging zu Wolter, der mitten im Saal unter dem Kronleuchter stand und von dem gerade einige Herrn, die ihn begrüßt hatten, zurücktraten.

„Ich danke Ihnen, Herr Geheimrath,“ sagte er zu ihm, „daß Sie meinen Wünschen so freundlich entgegengekommen sind und sogar schon mit meinem Onkel über die Angelegenheit conferirt haben, ich gebe Ihnen noch einmal die Versicherung, daß ich das Geheimniß, welches ich mit Ihnen theile, innig bewahren werde. Wann gedenken Sie die Verlobung Ihrer Tochter zu proclamiren?“

„Ich denke während des Soupers.“

„Das ist jedenfalls der geeignetste Zeitpunkt. Die Herrschaften werden Augen machen, es hat wohl Niemand eine Ahnung davon, daß ich der glückliche Bräutigam bin?“

„Niemand, das kann ich beschwören!“

Seit kurzer Zeit ging ein Diener von einem Officier zu

dem andern und nachdem er denselben einige Worte zugeflüstert, verließ der Betreffende sofort seinen Platz und begab sich in ein Cabinet, dessen Fenster hell erleuchtet waren. In demselben befand sich nicht weit entfernt von der Wand ein langer Tisch, der mit einer grünen Decke behangen war und um den herum Stühle standen.

Der General empfing hier die nach einander kommenden Officiere und als sie alle versammelt waren, sagte er:

„Kameraden, ich bitte Sie zunächst um Entschuldigung, daß ich Sie für kurze Zeit der Gesellschaft entziehe und in den Frohsinn dieses Festes den Mißton einer tragischen Katastrophe werfe; aber das, was ich vorhabe, erleidet keinen Aufschub, denn es handelt sich darum, die Ehre eines verleumdeten Kameraden wiederherzustellen und einen Schuldigen zu richten. Für jede qualvolle Stunde, die ein unschuldig Verurtheilter unter der öffentlichen Schande lebt, ist die Welt verantwortlich, sobald sie von seiner Unschuld weiß. Kameraden, ich habe Sie hierhergerufen zu einer Art von Ehrengericht, und wenn Sie den Gegenstand der Verhandlungen erfahren haben, so werden Sie mir Recht geben, daß ich nicht gezögert, und daß ich die mir gegebene Gelegenheit benutze, wo an einem so glänzenden Hintergrunde der Triumph sich nur um so strahlender, die Niederlage dagegen um so schärfer abhebt. Ich bitte Sie, Platz zu nehmen, meine Herren!"

Die Offiziere sahen sich gegenseitig verwundert an. Waren sie auch überrascht und war es namentlich den jüngeren anfangs wenig angenehm, aus der Gesellschaft fortgerufen zu werden zu einer so ernsten Sache, für die sie nicht sogleich die richtige Stimmung hatten, so fanden sie sich doch sehr bald in die Situation hinein.

Der General nahm auf einem Stuhl an der Mitte des Tisches Platz, die Uebrigen setzten sich um den Tisch herum. Kaum hatten sich Alle niedergelassen, als die Thür etwas rasch aufgerissen wurde und Felix von Stolzenberg über die Schwelle trat.

„Ah, lieber Onkel," rief er lachend aus, „nun wird mir klar, warum Du mich in dieses stillverschwiegene Zimmer

citirt hast! Es ist wie geschaffen zu einer gemüthlichen Kneiperei, aber ich fürchte, daß die Frau Geheimräthin den jüngeren Herren hier keine lange Ruhe gewähren wird."

„Du irrst," erwiderte der General, „ich habe die Herren gebeten, mit mir eine Sache von hoher Bedeutung hier zu verhandeln."

„Ich sehe hier nur Uniformen," sagte Felix, „diese Sache scheint einen rein militairischen Charakter zu haben und ich nehme an, da ich schon vor langer Zeit aus dem activen Dienst geschieden bin, daß sie mir fern liegt. Daher möchte ich Dich bitten, Onkel, mich wieder zurückziehen zu dürfen, weil ich im Saal gewisse Verpflichtungen zu erfüllen habe und man mich jetzt schon vermissen wird."

„Es wird Dich jedenfalls sehr interessiren, den Verhandlungen beizuwohnen, weshalb ich Dich dringend bitte, hier zu bleiben."

„Wenn Du es so d r i n g e n d wünschst, Onkel, ist es ja selbstverständlich, daß ich bleibe!"

„Ich möchte Dich ersuchen," fuhr der General fort, „die Thür zu schließen und mir den Schlüssel zu reichen, ich möchte während meiner Rede jede Möglichkeit einer Störung ausgeschlossen wissen."

„Die Geschichte scheint ja sehr feierlich werden zu wollen," versetzte Felix und that, was ihm geheißen war; und während er dem General den Schlüssel reichte, sagte er: „Dein Gesicht hat in diesem Augenblick einen Ausdruck, Onkel, so finster und strenge und erbarmungslos gerecht, wie ich es in früheren Tagen mehrfach gesehen, als Du noch der chronisch berufene Präsident aller Ehrengerichte warst!"

Alle Stühle waren von den Offizieren besetzt, es war keiner mehr für Felix übrig, er achtete nicht weiter darauf. In der Mitte des Zimmers stehend, spielte er nachlässig mit seinem Pincenez.

„Auch jetzt," fügte er hinzu, „hat es ja fast den Anschein, als wenn hier ein Ehrengericht versammelt wäre."

„Es könnte auch wohl etwas dem Aehnliches sein," erwiderte der General. „Ja, meine Herren, fuhr er mit lauterer Stimme fort, vom Stuhle sich erhebend und den kräftigen, noch ungebeugten Körper militairisch stramm auf=

richtend, „mit Ihrer Erlaubniß werde ich auch heute das Präsidium übernehmen, das sich von dem eines Ehrengerichts nur dadurch unterscheidet, daß ich der Ankläger bin, und ich Sie bitte, die Richter sein zu wollen!"

„Was mag denn da passirt sein?" dachte Felix, „ich habe keine Idee! Es muß ihm ja etwas ganz Besonderes in seinen militairischen Kopf gefahren sein, sonst würde er nicht so viel Wesens daraus machen."

„Bevor ich zu dem Kern der Sache komme, habe ich Ihnen, meine Kameraden, noch ein Geständniß zu machen," setzte der General seine Rede fort. „Als ich noch activer Soldat war, stand ich in dem Ruf, die strengste Disciplin zu üben, die unbedingteste Subordination zu fordern und dabei, wie mein Neffe sich auszudrücken beliebte, erbarmungslos gerecht zu sein. Daß ich diese Anforderungen vielleicht etwas allzu sehr auf die Spitze trieb, werden Sie psychologisch erklärlich finden, wenn ich Ihnen sage, daß ich als junger Officier mich einmal selbst gegen die Disciplin vergangen habe. Und weil ich es einmal gethan und es tief bereute, auch nur dies eine Mal gegen die gesetzlichen Vorschriften gehandelt zu haben, so ward ich gegen mich selbst ein unerbittlich strenger Richter und was ich gegen mich selbst war, wurde ich auch gegen Andere. Was ich in jugendlicher Schwärmerei verbrochen, ist die Thatsache, daß ich mich ohne die Erlaubniß meiner Vorgesetzten vermählte."

„Wie, Onkel", rief Felix überrascht aus, „Du bist überhaupt jemals verheirathet gewesen? Das ist ja ganz etwas Neues! So bist Du wohl von Deiner Frau geschieden?"

„Meine Frau starb nach einem Jahre und allen meinen Kameraden ist meine Ehe ein Geheimniß geblieben. Dies mußte ich vorausschicken und ich bitte Sie jetzt um Ihre fernere Aufmerksamkeit: Vor etwa zwanzig Jahren wurde ein junger Lieutenant der Infanterie beim Würfelspiel ertappt, mit falschen Würfeln zu spielen, derselbe nannte sich Thalheim. Neun Offiziere, die es gesehen, darunter mein Neffe, Herr von Stolzenberg, waren Kläger und Zeugen, der überführte Fälscher wurde vor ein Ehrengericht gestellt und ich wurde zum Präses desselben gewählt."

„Wo will er nur hinaus?" sprach Felix leise ...

„Der Fall schien klar und einfach; obgleich der Angeklagte betheuerte, nicht zu wissen, wie die falschen Würfel in seinen Besitz gelangt, so hatten neun Kameraden ihn damit spielen sehen, ich selbst stellte den Antrag, ihn als ehrlos aus dem Offiziersstande zu stoßen und mein Antrag wurde angenommen; noch denselben Abend verließ Thalheim die Stadt. Aber meine Herren," fuhr der General mit bewegter Stimme fort, „mein Herz hat dabei geblutet, niemals ist es mir schwerer geworden, erbarmungslos gerecht zu sein, denn der, den ich verurtheilte, war mein eigener Sohn."

Ein Ruf der Verwunderung erscholl aus Aller Munde und Felix rief erschrocken:

"Wie, Thalheim Dein Sohn?"

Aber im nächsten Augenblick war er hierüber schon wieder beruhigt, denn hatte auch der Sohn des Generals die nächsten Anrechte an die Erbschaft, so war er ja mit der Tcchter des Sohnes verlobt.

„Weil meine Ehe ein Geheimniß bleiben mußte, so mußte es auch die Existenz eines Sohnes, und erst gestern hat mein Sohn erfahren, wer sein Vater ist, gestern erst haben Vater und Sohn sich zum ersten Mal in den Armen gelegen. Daß mein Sohn unschuldig verurtheilt war, das ging aus einem zurückgelassenen Brief zur Evidenz hervor, aber gestern war auch der große Tag, wo endlich seine Unschuld an den Tag gekommen und wo wir erfahren, daß ein Schurke seine eigenen falschen Würfel mit denen meines Sohnes vertauscht hat. Für seine verlorene Ehre hat der Himmel ihn glänzend entschädigt, mit Gütern gesegnet ist er aus Afrika vor zehn Jahren zurückgekehrt, Seine Majestät hat ihn ausgezeichnet, es ist der heutige Gastgeber, der Geheimrath Wolter!

Die Ueberraschung der anwesenden Offiziere war eine große und allgemeine.

„Und nun frage ich Sie, Kameraden," sprach der General mit erhobener Stimme, „was verdient derjenige, der einem jungen braven Offizier sein höchstes Gut, seine Ehre geraubt, der ihn in eine fremde Welt hinausgestoßen, der einen Vater zwang, den eigenen Sohn zu verurtheilen, der diesem Vater zwanzig freudlose und reuevolle Jahre bereitet hat, ich frage Sie, meine Herren, was verdient ein solcher Schurke?"

„Wenn er noch Officier ist," erwiderte der Major von Seisenheim, „so muß es sofort dem Kaiser gemeldet werden, ist er ein Civilist, so muß er, falls das Gesetz ihn nicht mehr fassen kann, öffentlich gebrandmarkt werden!"

„Und was verdient ein Mann," fuhr der General fort, „der eine liebenswürdige Gattin nicht allein durch rohe Behandlung arm und krank gemacht, sondern auch ihr und ihrer Schwester Vermögen im Spiel vergeudet hat?"

„Der verdient das Zuchthaus!" antwortete der Major. „Und wer ist es, der diese Schandthaten ausgeführt?"

„Wer es ist?" rief der General mit starker Stimme



Dort steht der Verbrecher — es ist mein eigener Neffe.

und richtete seine blitzenden Augen auf Felix, „wer es ist? Dort steht der Verbrecher — es ist mein eigener Neffe!"

Eine lautlose Stille trat für einen Augenblick ein, in der Jeder das Unerhörte zu fassen versuchte.

Als der General die zweite Frage aussprach, ward es Felix klar, daß er hier vor einem — Ehrengericht stand, das nur zu dem Zweck hierherberufen war, um den Geheimrath zu entlasten. Eine momentane Blässe bedeckte sein Gesicht, aber sofort wußte er, daß das, was der Onkel hier vorgebracht, auf keine andere Weise zu seiner Kenntniß gelangt sein konnte, als durch seine Frau oder deren Schwester.

Jetzt galt es dreist zu leugnen, und mit einem höhnischen Lächeln sagte er:

„Ich weiß genau, Onkel, woher der Wind weht, aber ist es möglich, daß ein besonnener Mann einem elenden Weibergeklatsch Glauben schenken kann? Erhalte ich denn niemals Ruhe vor der Rachsucht meiner geschiedenen Frau? Freimüthig will ich eingestehen, daß ich sie gekränkt, daß ich sie verlassen habe, weil es mir unmöglich war, an ihrer Seite länger zu leben! Ein Weib, das in ihrer Liebe beleidigt, ist unversöhnlich. Ich will es ja gerne glauben, daß Thalheim unschuldig ist, daß ein Anderer die Würfel vertauscht hat, aber ich, ich habe es nicht gethan!"

„Du bist ein abgefeimter Lügner," erwiderte der General, „und jedes Wort, was Du gesprochen, ist Unwahrheit. So wisse denn, Deine Gattin, von der Du nicht geschieden bist, ist hier, hier auf der Schlangenburg, und wenn ich sie Dir in diesem Augenblick nicht gegenüber gestellt habe, so geschah es, um der edlen Frau die Aufregung einer solchen Scene zu ersparen. Auch die Schwester Deiner Frau ist hier und vor dem Zeugniß Beider mußt Du verstummen. Hast Du nicht vor zwanzig Jahren Dein Ehrenwort gebrochen, das allen Officieren abgenommen wurde, über die Thalheim'sche Affaire zu schweigen? Hast Du sie nicht Deiner damaligen Braut verrathen? Und Du hast es gewagt, obgleich Du nicht geschieden bist, um die Hand meiner Enkelin anzuhalten?"

Er erhob sich, ging um den Tisch herum, trat vor Felix hin und jetzt einen durchbohrenden Blick auf ihn werfend, sagte er:

„Ich habe noch ein Wort an Dich zu richten. Kennst Du den Feldwebel Schöler? Ich habe einen Brief von ihm!"

Mit einem Schlage war Felix's Fassung dahin, Leichenblässe bedeckte sein Gesicht, denn er sah sich auf einem Verbrechen ertappt, das in den Augen von Officieren an Größe und Schwere jedes andere weit überragte.

„Sehen Sie her, meine Herren, wie das böse Gewissen eines ehrlosen Buben sich verräth! Und nun will ich Dir etwas sagen," fuhr er wieder zu Felix gewandt fort, „ich werde den Inhalt des Briefes den Ohren der Anwesenden nicht Preis geben, wenn Du sofort bekennst, daß Du es

warst, der die Würfel vertauschte, aber so wahr ein Gott im Himmel ist, ich lese ihn auf der Stelle vor, wenn Du im Leugnen beharrst! Wie lautet Deine Antwort?"

Felix vermochte nicht gleich eine Antwort zu geben, ihm war die Kehle wie zugeschnürt. Endlich sagte er mit heiserer Stimme und wogendem Athem:

„Du setzest mir — den Dolch — auf die Brust, — — so sei es denn — so will ich — es gestehen, — daß ich es that, — aus Eifersucht, aus Rache — weil Thalheim im Begriff stand — das Mädchen, welches ich liebte — mir zu rauben."

„Das genügt," rief der General, — „mit diesem Bekenntniß ist die Ehre meines Sohnes wiederhergestellt! Sie haben es gehört, meine Herren, und jetzt bitte ich Sie, in den Saal zurückzukehren, ich habe dem Verbrecher noch ein Wort unter vier Augen zu sagen."

Die Offiziere erhoben sich, seltsame Blicke fielen auf den nieder, der vernichtet und gerichtet die Augen zu Boden senkte, schweigend verließen sie das Zimmer.

„Unglücklicher!" sagte der General, nachdem die Thür geschlossen war, „was hast Du gethan! Wie tief, wie bodenlos tief bist Du gesunken! Du wolltest das Vaterland verrathen? O, Schmach über Dich, Du hättest verdient, sofort verhaftet zu werden, um Dich dem Kriminalgericht zu überliefern, und nur um der Ehre meines Namens willen habe ich es unterlassen. Morgen werde ich dem Kriegsministerium die Sache melden, damit es die nöthigen Recherchen anstellt, ob auch noch Andere in dieselbe verwickelt sind. Du wirst wissen, was Dir noch zu thun übrig bleibt. Finde ich Dich morgen noch, so erfordert es meine Pflicht, bei den Gerichten die Anzeige zu machen: höre ich, daß Du mit der Bahn abgereist bist, so wird der Telegraph Dich einholen, aus diesen Andeutungen wirst Du entnehmen, daß ich bei Dir noch einen kleinen Rest Deiner verloren gegangenen Kavaliersehre voraussetze und was ich von diesem Rest erwarte!"

Ohne ein Wort des Abschieds verließ der General das Zimmer. Felix hatte die Augen nicht wieder erhoben. Ja, sein Spiel war rettungslos verloren und klar lag es ihm vor Augen, was ihm noch zu thun übrig blieb. Plötzlich

aber zuckte in seinen Augen ein Gedanke auf, er sprang empor und verließ mit raschen Schritten das Zimmer.

Aber kaum hatte er den Saal betreten, da fielen seine Blicke direkt auf Frieda, die mit Siegfried in einer Fensternische stand. Ein herbes Weh durchzog seine Brust — er hatte sie wirklich geliebt.

„Vorwärts! Vorwärts!“ ertönte es in seinem Innern; ohne sich noch einmal umzusehen, eilte er hinaus auf die große Vorhalle. Hier fragte er einen Diener:

„Wo ist der Kastellan?“

„Der Kastellan? Er ist gestern Nacht gestorben.“

„Unmöglich!“

„Seine Leiche ist bereits heute morgen nach der Kirchhofskapelle gebracht worden.“

„Führen Sie mich auf sein Zimmer,“ kam es hastig über Felix' Lippen. „Ich finde allein nicht dorthin. Vor einigen Tagen habe ich dem Kastellan einen Kasten in Verwahrung gegeben, er enthält wichtige Sachen, die ich auf der Stelle gebrauche. Folgen Sie mir!“

„Sehr gern.“

„Der Kasten ist bereits dem rechtmäßigen Eigenthümer, Herrn Siegfried Rohdenberg, zugestellt,“ erscholl plötzlich Heinrich Langenbachs Stimme hinter Felix' Rücken. „Sie wissen wohl noch nicht, Herr von Stolzenberg, daß die Frau Rohdenberg eine Urenkelin der Gräfin Fichtenberg ist, und daß ein gewisser Geheimsekretär, der, glaube ich, sich ebenso nannte wie Sie, den Schatz seiner Herrin gestohlen hat.“

Langenbach verbeugte sich und schritt in den Saal.

„Das war die letzte Hoffnung,“ flüsterten leise Felix' blutlose Lippen, „nun ist es aus!“

In diesem Augenblick erweiterten sich seine Augen und starrten auf das große Portal, dessen Schwelle von dem Professor Marquardt, Helene, Tante Auguste und einer großen, stolz aufgerichteten Dame überschritten wurde. Einen Augenblick stutzte die letztere, als sie Felix sah, dann ging sie mit einem Blick tiefster Verachtung an ihm vorüber in den Saal.

„Auch das noch! Weiter! Weiter!“ Mit diesen Worten stürmte der Verurtheilte ins Freie.

Der Himmel hatte sich mit schwarzen Gewitterwolken

überzogen, aus denen von Zeit zu Zeit helle Blitze hervorzüngelten, die für einen Moment die bereits eingetretene Dunkelheit zerrissen. Baarhäuptig eilte Felix den Schlangenberg hinunter. Mit welchen Gefühlen des Triumphes und des unfehlbaren Sieges war er vorhin den Berg hinaufgefahren! Das Schiff seines Lebens war leck geworden, von allen Seiten drang die zerstörende Fluth durch die Fugen, es war nicht mehr zu retten und mußte sinken! Weiter, immer weiter. So lief er wie gehetzt auf der Chaussee nach Fichtenberg dahin. Immer heller wurden die Blitze, immer rascher wurden die Donner. Endlich hatte er das Ziel erreicht. Da stand er auf derselben Stelle, an der gestern ein Anderer um seinetwillen die Last des Lebens von sich werfen wollte, die er nicht mehr tragen zu können glaubte. Es war so finster geworden, daß die Grenze zwischen dem See und dem Ufer nicht mehr zu erkennen war. Jetzt fuhr ein greller Blitz durch die Luft und beleuchtete den schwarzen See für eine Secunde mit unheimlichem Licht. „Weiter, weiter!“ ertönte eine heisere Stimme, ein Aufzischen des Wassers — es war vorüber.

Auf der Schlangenburg verlief das Fest in anscheinend ungestörter Fröhlichkeit. Nur in der Seele von denen, die der improvisirten Gerichtsscene beigewohnt hatten, wollte sie nicht Platz greifen und es währte lange, ehe der Ernst nur in etwas von ihnen wich. Aber wollten sich auch die Augenbrauen des Generals dann und wann einmal, wenn die Erinnerung sich seiner bemächtigte, zusammenziehen, so schwanden die Wolken seiner Stirn, sobald er nur einen Blick auf seinen Sohn, dessen herrliche Gemahlin und sein liebliches Enkelkind warf.

Während des Soupers wurde viel getoastet. Wie ein Lauffeuer hatten sich die wunderbaren Schicksale des Gastgebers in der Gesellschaft verbreitet und manche Tischrede, die heute gesprochen wurde, bezog sich auf das, was er erlebt und erlitten. Und als nun der Geheimrath sich erhob und die Verlobung seiner Tochter mit dem Violinvirtuosen Siegfried Rohdenberg proclamirte, da war die Ueberraschung eine überwältigende und des Erstaunens war kein Ende, denn Viele hatten bis dahin noch nicht einmal den Namen des Bräuti-

gams gehört. Frau Rohdenberg aber blickte mit einem Gefühl unaussprechlichen Glückes auf den geliebten Enkel, sie faltete unter dem Tisch die Hände und dankte tief gerührt dem Himmel, daß er Alles zu einem so glücklichen Ende geführt.

Dem gütigen Leser, der bis hierher der Erzählung treu gefolgt ist, kann zum Schluß noch mitgetheilt werden, daß der Bau des Krankenhauses bereits begonnen hat, daß Langenbachs Operette allabendlich gegeben wird und daß Siegfried Rohdenberg nach seinem ersten Violinconcert zum Helden des Tages wurde. Noch mag erwähnt werden, daß Professor Marquardt und Elfrieda Bach sich aufs Neue in Liebe gefunden und daß demnächst ihre Verlobung stattfinden wird.

Die verlorene Bibel erhielt einen neuen Einband und hatte ihren unverrückbaren Platz fortan auf dem Nähtisch der Frau Rohdenberg, der Urenkelin der Gräfin Fichtenberg.

Ende.